


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Neunzehnter Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Josebeth.

„Jantje! Jantje! Wacht auf! Geschwind! Amsterdam ist belagert, der Feind steht vor dem Thore, steht auf!" rief Frau Katharine van der Bolt, und rüttelte, vor Schrecken an allen Gliedern bebend, ihren schnarchenden Eheherrn mit Tagesanbruch aus dem süßen Morgenschlaf auf, dessen der gute Mann heute sehr nöthig bedurfte. Er hatte am vergangenen Abende, bis tief in die Nacht hinein, in Gesellschaft eben so eifriger Patrioten, als er selbst einer war, die neu erwählten Mitglieder des Magistrats hoch leben lassen, denn die große Kühr hatte an diesem Tage Statt gehabt; und so war es eben kein Wunder, daß er seinen Kopf ein wenig schwerer fühlte, als wohl sonst.

„Kathje, Ihr träumt! Wo käme denn mitten im Frieden uns ein Feind her!" brummte

Myn Heer van der Bolt, und wendete sich schlaftrunken auf die andere Seite um.

Doch Frau Kathje ließ von ihm nicht ab, denn sie war ihrer Sache gewiß. Noch ehe der Morgen graute, hatte die sorgsame Hausfrau sich dem Schlafe entwunden, um den zu dieser Stunde bestellten Waschfrauen selbst die Thüre zu öffnen. Die Zeit der großen Herbstwäsche war eben gekommen, und Frau Kathje, wie damals alle Hausfrauen der reichen Stadt Amsterdam, gewohnt, in eigner Person dabei zu präsidiren. Die zitternden, todtbleichen Weiber waren es, die zuerst ihr die Schreckensnachricht hinterbrachten, heulende, schreiende Nachbarinnen, und auf der Straße den Wällen zueilende Bürger, hatten das böse Gerücht bestätigt, dessen Möglichkeit indessen der klugen Frau nicht minder unwahrscheinlich vorkam, als ihrem noch immer schlaftrunkenen Gatten.

„Nun, nun, wir werden's ja sehen," brummte Herr van der Bolt, während seine Frau ihm dieses alles vortrug, und ihn ohne Erbarmen zum Aufstehen antrieb: „dummes Weibergewäsch! Die Sache ist unmöglich. Wir haben ja Frieden mit

der ganzen Welt; unsere Hochmögenden haben ja alle Zwistigkeiten längst beseitigt, sogar die langwierigste, die mit Spanien. Alle Gesandten der höchsten und hohen Mächte leben in Frieden und Freuden bei uns; ein Krieg, laß Dir sagen, Kathje, ein Krieg wächst nicht über Nacht auf wie ein Pilz, das muß ich besser verstehen."

Frau Katharine ließ ihn sprechen was er wollte, half, ohne ein Wörtchen zu erwiedern, ihm in die Kleider, und dankte Gott, als er endlich die beiden hohen Treppen hinunter war.

„Kathje! Kathje!" rief er nochmals von der, mit spiegelblanken Marmorplatten getäfelten Hausflur zu ihr hinauf, und schnell wie der Blitz klapperte sie auf ihren Pantoffeln zu ihm herunter; „Kathje, gebt mir einen Kuß," sprach er, als sie unten war, und hielt ihr gelassen die Wange hin; freundlich, wenn gleich ein wenig in der Eile, erfüllte die gute Hausfrau sein Begehren, denn die große Wäsche lag ihr im Sinn; übrigens schien sie sich nicht im geringsten darüber zu verwundern, daß sie, eines solchen Anliegens wegen, die beiden hohen Treppen hatten hinabsteigen müssen; seit den zehn Jahren ihrer friedlichen

Ehe war Herr van der Bolt nie ausgegangen, ohne sich auf diese Weise bei ihr zu beurlauben, und ächte Holländer lassen nur mit ihrem Leben von alten Gewohnheiten ab. Sie öffnete ihm mit eigner Hand die glänzend gebohnte, mit hell polirtem Messing reich verzierte Hausthüre, ermahnte ihn, recht vorsichtig zu seyn, sich nicht ohne Noth in Gefahr zu begeben, ihr vor allen Dingen Nachricht zu bringen, wie es draußen stehe, und ging dann getrosteren Muthes an ihr häusliches Geschäft.

Mit dem ersten Schritte auf die Straße sah Herr van der Bolt von einem Schwarm Bekannter und Unbekannter sich umgeben, dessen immer wachsender Strom ihn unaufhaltsam zum Walle mit sich fortriß. Die schlaftrunkenen Bürger, meistens noch im Schlafrock und auf Pantoffeln, rieben, laut gähnend, sich die vom gestrigen Feste noch umnebelten Augen, demonstrirten eifrig einander, daß die Erscheinung eines Feindes vor den Amsterdamer Thoren unmöglich sey, und liefen doch alle, sie zu sehen. Eine Armee, meinten sie, könne der Wind doch nicht über Nacht herbeiwehen, wie eine Schaar Heuschrecken; noch

gestern Abend sey an der nämlichen Stelle, wo jetzt die Feinde stehen sollten, nichts anders zu sehen gewesen, als die im hohen Grase weidenden Heerden mit ihren Hirten, und aus keiner der vielen benachbarten Städte wäre irgend eine Kriegspost, oder ein Gerücht vom Durchzuge fremder Truppen, in Amsterdam lautbar geworden. So, unter allerlei weisen und unweisen Reden ging es immer rasch vorwärts, den Wällen zu. Doch oben auf denselben erstarb jedem der Demonstrirenden das Wort im Munde, und keiner mochte den eignen Augen mehr trauen. Die ganze Ebene, so weit man durch die, aus den Kanälen aufsteigenden Nebel in der Morgendämmerung sehen konnte, war bis in nicht großer Entfernung von der Stadt, mit Reuterei und Fußvolk bedeckt. Die Truppen bildeten zum Theil ein regelrechtes Quarrée, zum Theil waren sie in kleinere Detaschements vertheilt, die sich seitwärts hinziehen zu wollen schienen.

Die ächten politischen Kannegießer, die sonst nur in Tabagien und auf Bierbänken Gelegenheit fanden, ihre tiefe Einsicht in die Geheimnisse der europäischen Kabinette an den Tag zu legen,

feierten, sobald der erste Schreck vorüber war, den glänzendsten Triumph, der ihnen jemals geworden. Wo nur ein solcher weiser Mann den Mund aufthat, bildeten aufmerksame Zuhörer einen dicht gedrängten Kreis um ihn her, und ließen, zu ihrem Troste, sich von ihm erklären, daß unerachtet des bösen Anscheins, die dort unten aufgestellten Kriegsvölker unmöglich in feindseliger Absicht gekommen seyn könnten; nur galt es noch zu errathen, zu welcher Nation sie gehörten, und darüber zu entscheiden, war schwer, theils weil man, des Nebels wegen, sie noch immer nicht deutlich unterscheiden konnte, theils weil damals die Uniformen noch nicht so im Gebrauche waren, wie in unsern Tagen, die es fast jedem Kinde möglich machen, genau zu bestimmen, welchem Lande die Truppen angehören, die es einherziehen sieht.

„Schlagt ihn todt, den Hund!“ erscholl es plötzlich von einer andern Seite, „schlagt ihn todt, den lappländischen Hexenmeister, der schon Tage lang unsere Stadt mit seinen Teufelskünsten äfft. Er allein ist an allem Schuld, er macht uns ein Augenverblendniß vor, um uns aus purer

Schadenfreude, um nichts und wieder nichts in Angst und Schrecken zu versetzen."

„Dort ist er, dort läuft er, schlagt den lappländischen Teufelskünstler todt!" riefen tausend rauhe Kehlen dieser ersten nach, tausend Füße, tausend geballte, mit Knitteln und Steinen bewaffnete Fäuste, setzten sich augenblicklich in Bewegung. Gleich einem aufgeschreckten Kaninchen, drängte eine wunderliche, zwergartige Figur, mit rubinrothen Augen und langen, weißen, herabhängenden Haaren, sich in den dichtesten Haufen der Politiker, von dem aufgebrachten Jan Hagel verfolgt, der in Amsterdam wenigstens nicht milder gesinnt ist, als anderswo. Der Flüchtling war ein Taschenspieler, angeblich ein Finnländer, der seit einigen Tagen die Stadt durch seine Künste unterhielt, welche ihn beim Pöbel der Zauberei verdächtig machten. Der Tumult ward groß, Flüche, wildes Geschrei, mit kräftigem Arm geworfene Messer und Steine, verfolgten die arme, zitternde Kreatur, deren wirklich große Behendigkeit sie allein ihren erbitterten Feinden entziehen konnte, welche sie schwerlich mit dem Leben hätten davon kommen lassen.

Doch in diesem Augenblicke ging die Sonne auf, laute kriegerische Musik, Pauken und Trompeten begrüßten aus der Ebene die Königin des Himmels, die Nebel fielen, welche bis jetzt die fremden Krieger umhüllten, und der blendende Glanz ihrer Waffen strahlte den auf den Wällen versammelten Bürgern zu deutlich in die Augen, als daß es möglich gewesen wäre, hier länger an Täuschung zu denken.

Der Tumult legte sich plötzlich, die Kannegießer verstummten, jeder fühlte, daß Holland dieses Mal wirklich in Noth sey, und Alle kehrten gedankenvoll zu ihren Häusern, zu ihren Familien zurück. Die, so zum hohen Rathe gehörten, bereiteten sich zu der Versammlung im Stadthause, die wehrhaften Bürger eilten, ihre Waffen hervorzusuchen, düstere Erwartung schwebte auf allen Gesichtern, und der kleine Finnländer benutzte den günstigen Augenblick, um gleichsam von der Erde weg zu verschwinden.

Der im Stadthause versammelte Rath war indessen eben so wenig, als die Bürgerschaft auf dem Walle, im Stande, zu ersinnen, welcher Macht die vor dem Thore so unerwartet erschienene

Armee angehöre, und was sie beabsichtigen könne. Einige der Rathsherren meinten, es wären die lothringischen Banden, eine Horde zerlumpten, verzweifelnden Gesindels, die schon das schöne lüttichsche Land mit Raub, Mord und Plünderung verheert hatte, und jetzt wahrscheinlich versuchen wolle, in Holland ein Gleiches zu üben. Andere aber äußerten, daß es wohl gar der König von Frankreich selbst seyn könne, der mit seinem fliegenden Lager in Person gekommen wäre, um Amsterdam, das er ohnehin nicht liebte, für einige ihm unlängst bezeigte Ungefälligkeiten zu bestrafen. Diese letzte Meinung, so wenig wahrscheinlich sie an und vor sich war, gewann bald über jede andere die Oberhand, denn es wurde vom Walle her rapportirt, daß man, vermittelst guter Ferngläser, in ziemlich weiter Entfernung einige Zelte entdeckt habe, gegen welche die Armee mit aufgerollten Fahnen sich zurückzöge, statt, wie man erwartet hatte, auf die Stadt loszumarschiren.

Der Rath beschloß sogleich, eine Deputation aus seiner Mitte an den Anführer der Kriegsvölker abzusenden, um sich bei diesem nach der Ursache und Absicht ihrer unerwartet plötzlichen,

allen damals noch üblichen Gesetzen des Völkerrechts widersprechenden Erscheinung zu erkundigen. Die Hauptleute der verschiedenen Stadtquartiere erhielten inzwischen Befehl, die wehrhafte Mannschaft um ihre Fahnen zu versammeln, übrigens war man Willens, in Ruhe und leidlicher Fassung die Dinge zu erwarten, die da kommen sollten.

Zum Wortführer der Deputation hatte man mit verständigem Sinn den Rathsherrn Hasselaart erwählt, einen klugen gewandten Mann, der wegen seiner Unerschrockenheit, seiner seltenen Geistesgegenwart, und seines Rednertalents in hoher Achtung stand. Er schlug, der erhaltenen Instruktion gemäß, den Weg nach den Zelten ein, ward aber nebst seinen Begleitern in ziemlicher Entfernung von denselben von den Vorposten angehalten, und nachdem er seine Absicht erklärt hatte, von Soldaten umringt, die ihn fast gewaltsam vorwärts führten. Daß diese unter einander französisch sprachen, bestärkte ihn Anfangs in der vorgefaßten Meinung, er habe es mit dem Könige von Frankreich zu thun, bis die Erscheinung des eigenen Sekretärs der Generalstaaten ihn zu seiner großen Verwunderung überzeugte,

daß der die Stadt Amsterdam bedrohende Feind kein anderer sey, als ihr eigner Erbstatthalter und Generalissimus, Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien.

Hasselaart hatte sich auf eine wohlgesetzte Rede vorbereitet, die er vor dem Könige von Frankreich zu halten gedachte, die er aber, unter diesen Umständen, als völlig unbrauchbar, verwerfen mußte, trat aber dennoch, unvorbereitet wie er für den gegenwärtigen Fall war, ganz unerschrokken und furchtlos vor dem Prinzen hin, der in seinem Zelte, umgeben von mehreren seiner fürstlichen Verwandten und seiner vornehmsten Offiziere, ihn mit kaltem Blicke und stehend empfing. Wilhelm von Nassau mochte sogar es nicht wagen, sich während der ganzen Verhandlung zu setzen, denn er zweifelte nicht im mindesten daran, daß der kühne Republikaner in diesem Falle sogleich neben ihm Platz nehmen würde.

Hasselaart begann seine Rede damit, daß er den Prinzen bat, das Unüberdachte und Unvorbereitete derselben als den höchsten Beweis der ungemessenen Hochachtung anzunehmen, welche die Stadt Amsterdam gegen Seine fürstliche Durch-

lauchtigkeit hege, indem sie, weit entfernt, den Generalissimus der vereinten Staaten vor ihren Thoren zu vermuthen, geglaubt habe, einen fremden, ihr vielleicht feindlich gesinnten Monarchen, um die Absicht seiner unerwarteten kriegerischen Erscheinung befragen lassen zu müssen. „Freudig ward ich gewahr, in welchem Irrthum wir schwebten, sobald ich diesen Zelten nahte," setzte Hasselaart am Schlusse seiner Rede hinzu: „ich bin überzeugt, daß nur das allgemeine Wohl der vereinten Provinzen unsern Erbstatthalter bewogen haben kann, so plötzlich ins Feld zu rücken, und schätze mich überglücklich, Ew. Durchlaucht versichern zu können, daß schon in diesem Augenblicke sechszigtausend wohl bewaffnete Bürger hinter unsern Mauern stehen, die vor Eifer brennen, den Fahnen der Republik überall hinzufolgen, wohin Höchstdieselben, zum allgemeinen Besten des Vaterlandes, sie zu führen für nothwendig halten."

Hasselaart schwieg, und der Prinz von Oranien nahm jetzt das Wort. Nach Art aller, die damit umgehen, die alte, einmal bestehende Ord-

nung der Dinge umzustürzen, erschöpfte er sich Anfangs in Versicherungen, daß nur die innigste Sorge für das allgemeine Wohl des Landes ihn herbeigeführt habe; „da aber," setzte er hinzu, „meine eigene Ansicht dessen, was zur Bewirkung desselben erforderlich ist, von der des Rathes der Stadt Amsterdam abweichen möchte, so habe ich für nöthig erachtet, mit eben so viel Umsicht als Kraft dabei zu Werke zu gehen. Im ganzen Lande, besonders aber in Eurem von Kaufleuten und Matrosen bewohnten und regierten Amsterdam, fehlt es nicht an aufrührerischen Köpfen, die sich beikommen lassen, mit heimlichen Feinden der vereinten Staaten in Unterhandlung zu treten, um die Freiheit und Einigkeit der Republik im Verborgenen zu untergraben. Pflicht und Gewissen drängen mich, die in Händen habende Macht dahin zu verwenden, daß der Staat, dessen ihm angeborner Beschützer ich bin, von dieser, im Dunkeln schleichenden Pest auf das schleunigste und kräftigste befreit werde. Deshalb bin ich an der Spitze von dreißigtausend geübten Kriegern hiehergezogen, um die Auslieferung der Verräther zu fordern, damit ich selbst dahin sehen

kann, daß sie, nach den Landesgesetzen, zur wohlverdienten Strafe gezogen werden.“

Hasselaart bat ihn die zu nennen, welche Sr. Durchlaucht verdächtig erschienen, und der Prinz bezeichnete für's Erste nur Einen als solchen, den geliebtesten und geachtesten Bürger der Stadt, den ehemaligen Bürgermeister Becker, auf dessen augenblicklicher Auslieferung er bestehen zu müssen versicherte.

„Meine guten Freunde, die Herren von Amsterdam,“ setzte der Prinz hinzu, „werden mir hoffentlich eine so mäßige und wohlmotivirte Forderung nicht abschlagen. Sollten sie es sich aber einfallen lassen, einen erkannten Verräther in Schutz nehmen zu wollen, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß die dreißigtausend Krieger, die hier vor Ihren Thoren stehen, die nämlichen sind, welche mein hochseliger Vater zwanzig Jahre lang zum Schutze der Freiheit der Generalstaaten anführte, und durch die er sogar das stolze Spanien zu bändigen wußte. Jeder Einzelne von ihnen geht für das Wohl des Vaterlandes mit Freuden dem Tode entgegen, und Eure sechszigtausend bewaffneten Bürger möchten wohl schwer-

lich so geübten Kriegern die Stirne zu bieten vermögen."

Hasselaart sah ein, daß jede weitere Widerrede hier fruchtlos bleiben würde, und hielt es daher für das Beste, sich ohne dieselbe sogleich wieder zu entfernen, nachdem, auf sein Begehren, ihm die Erklärung des Prinzen schriftlich ausgefertigt und mitgegeben worden war. Die eigentlichen Gründe, welche den Erbstatthalter zu diesem Unternehmen bewogen, obgleich nicht ausgesprochen, waren ihm jetzt völlig klar. Ihm war nicht unbekannt, daß die Provinz Holland, besonders aber Amsterdam, die Hauptstadt derselben, dem Prinzen längst verhaßt war, weil der republikanische Stolz ihrer reichen Bürger seinen, nach Souveränität strebenden Fürstensinn beleidigte, und er zu wissen glaubte, daß sie ihn sowohl, als seine Vorfahren, für die der Republik im Kriege geleisteten Dienste mit ihren guten goldenen Dukaten überreichlich bezahlt zu haben meinten. Er hatte sogar vernommen, wie sie sich nicht entblödeten, diese ihre Herzensmeinung gelegentlich laut werden zu lassen.

Der Umstand, daß man, während Becker re-

gierender Bürgermeister war, eine nicht sehr ehrenvolle Liebschaft des Prinzen mit einer französischen Komödiantin, zu einem Lustspiele bearbeitet, auf öffentlicher Bühne darstellte, hatte seinen Unwillen gegen die Stadt sowohl, als gegen den Bürgermeister Becker selbst, noch vermehrt, und in diesem Augenblicke war er auf das Höchste gegen beide gesteigert. Die Amsterdamer Deputirten waren bei der allgemeinen Versammlung im Haag die ersten gewesen, welche darauf antrugen, in dieser Zeit allgemeinen Friedens, die unter des Prinzen Befehl stehende Armee bedeutend zu vermindern. Und zwar, nicht sowohl wegen der großen Ersparniß an Geld, die dadurch erreicht werden würde, sondern vielmehr, weil es gefahrdrohend werden könne, eine so große Macht der Leitung eines Einzelnen zu überlassen. Der Bürgermeister Becker hatte als Deputirter von Amsterdam diesen Vorschlag zwar nicht selbst ausgesprochen, aber ihn dennoch eifrig unterstützt, ohne auf die Einwendungen des Erbstatthalters zu achten. Die vorgeschlagene Reform mußte unausbleiblich die fremden Truppen treffen, welche dieser, und früher dessen Vater in's Land gezogen,

und die deshalb dem Prinzen von Oranien mit besonderer Anhänglichkeit ergeben waren; ihre Klagen, ihre Ansprüche fielen ihm jetzt persönlich zur Last, er glaubte sich ihrer annehmen zu müssen, war deshalb eigentlich mit ihnen hieher gezogen, und meinte nebenher, auch das stolze Amsterdam etwas demüthigen zu können, das in diesem Augenblick seiner besten Schutzwehr beraubt war. Seit mehr als zwei Monaten hatte nämlich kein Tropfen Regen die dürstende Erde erquickt, die dreihundert Kanäle, welche nach allen Richtungen hin die Stadt durchschneiden, sogar der kleine Fluß, die Amstel, von der Amsterdam den Namen trägt, waren versiegt und ausgetrocknet, eine Ueberschwemmung der Ebene ringsumher, welche sonst den Amsterdamern in ähnlichen Lagen zur unbesiegbaren Schutzwehr diente, war unter diesen Umständen undenkbar, und ihre sechszigtausend bewaffneten Bürger erschienen dem tapfern kriegsgewohnten Feldherrn nichts weniger als furchtbar.

Die guten Leute, dachte Wilhelm von Nassau, sind viel zu reich, zu bequem, zu wohlgenährt, als daß sie nicht lieber leben, als fechten sollten,

um einen alten Bürgermeister zu beschützen; sollten sie aber dennoch es versuchen wollen, so will ich ein Exempel an ihnen statuiren, welches sämmtlichen Städten im Lande zur Warnung dienen soll. Liefern sie den alten Verräther mir aus, so ist damit ein großer Schritt zur Ausführung meines Vorhabens gethan, mich nach und nach ihrer verhaßten Dienstbarkeit zu entwinden, und lassen sie sich geduldig in ihren Mauern einschließen, ohne zu offenbaren Feindseligkeiten zu schreiten, so behalte ich wenigstens das Feld, und meine Armee lebt auf ihre Kosten in ihrem Lande.

Während der Prinz sich seinen stillen Plänen hingab, war indessen ganz Amsterdam über Hasselaarts Bericht von dem, was er gehört und gesehen, in Aufruhr und Bestürzung gerathen. Volk und Senat verwarfen mit gleichem Abscheu den Gedanken, den würdigen, vielgeachteten Greis der Gewalt seines erbitterten Feindes zu überliefern; das Schicksal des unglücklichen Ouden Barnevelt war noch von ihnen nicht vergessen worden, den der Oheim dieses nämlichen Wilhelms von Nassau, unter dem Vorwande kezzerischer Gesinnungen, ohne Urtheil und Recht

hatte enthaupten lassen, weil er, eben wie Becker auch, mit republikanischem Freimuthe den eigensüchtigen Plänen des Statthalters sich widersetzt hatte.

Mit lautem Geschrei umringten die sonst so friedlichen Bürger das Stadthaus, und forderten augenblicklich gegen den geführt zu werden, den sie jetzt als ihren Feind anerkannten; sogar die Frauen verlangten, mit in die kriegerischen Reihen zu treten, und an der Seite ihrer Männer und Brüder zu fechten. Sie glaubten besonders Ursache zu haben, den Prinzen von Oranien hassen zu müssen, der oft mit beißendem Witz sich unziemende Spottreden über sie erlaubt hatte. Der bei verschlossenen Thüren in ernster Berathschlagung versammelte Senat, in dessen Mitte der vom Prinzen angeklagte Becker mit großer Mäßigung das Wort führte, mußte mehrere Male Deputationen an das aufgebrachte Volk hinausschikken, um die wild erregten Gemüther zur Ruhe zu ermahnen; und erst als Becker selbst hinaustrat, und seinen Mitbürgern betheuerte, daß innerhalb vierundzwanzig Stunden alles auf erfreuliche Weise abgethan und beendigt seyn solle, lie-

ßen diese sich bewegen, einstweilen auseinander und nach Hause zu gehen. Die Stadtthore wurden inzwischen fester geschlossen, die Fallgatter niedergelassen, jede Kommunikation ausserhalb denselben völlig gesperrt, und sogar die Schiffe, die ein günstiger Wind dem Hafen zutrieb, durften in demselben nicht einlaufen, sondern mußten zwei Meilen davon, bis auf nähere Befehle, vor Anker gehen.

Um Mittag öffnete noch einmal sich das Thor, Hasselaart zog abermals aus, dem prinzlichen Lager zu, und mehrere Wagen, schwer beladen mit Lebensmitteln und geistigen Getränken aller Art, folgten ihm. Einer derselben, mit den feinsten Weinen und allen nur erdenklichen Leckerbissen aus allen Zonen der Welt, war für des Prinzen eigene Tafel bestimmt. Hasselaart bat denselben, diese Erfrischungen als einen Beweis der Ergebenheit der Stadt einstweilen gnädig anzunehmen, und ihr nur noch bis zum folgenden Morgen Frist zu gönnen, wo denn gewiß eine Allen genügende Entscheidung erfolgen werde, welche jedes obwaltende Mißverständniß auf das Befriedigendste beseitigen solle. Die ganze Sendung sah

so einladend, so friedlich und freundlich aus, daß Wilhelm nicht umhin konnte, dem Deputirten seine bescheidene Bitte zu gewähren. „Ich weiß," sprach er lachend, „ich habe mit etwas umständlichen Leuten zu thun, die sich nicht gern, am wenigsten bei ihren Entschlüssen, übereilen, warum sollte ich die kurze Frist ihnen nicht gönnen? besonders da sie das Warten mir so bequem machen." Hasselaart ward in Frieden entlassen, und eilte sogleich wieder zur Stadt zurück, deren Thore sich abermals hinter ihm schlossen.

Die ganze Armee that sich jetzt im vollsten Maaße gütlich. Die Offiziere, die der Prinz zu einem köstlichen Gastmahle in seinem Zelte versammelt hatte, leerten, bis tief in die Nacht hinein, die mit den edelsten Weinen gefüllten Becher, und ließen den Feldherrn hoch leben, der ein anscheinend schwer auszuführendes Unternehmen so schnell und so glücklich zu Ende gebracht; sie waren fest überzeugt, daß keine Widersetzlichkeit von den eingeschüchterten Bürgern mehr zu befürchten sey, und wünschten überlaut, daß das Glück den tapfern Wilhelm von Nassau immer eben so begünstigen möge wie dieses Mal. Unter den Gemei-

nen ging es nicht minder lustig her, sie sprachen den ihnen übersandten Fässern und Flaschen fleißig zu, aßen und tranken, schrien und sangen, lachten die dummen Teufel von Spießbürgern weidlich aus, die sie so herrlich bewirtheten, und berechneten schon im Voraus, wie viel wohl jeder Einzelne von dem Gewinn dieses kurzen und lustigen Feldzuges für seinen Antheil zu hoffen haben würde, bis der Schlaf Alle besiegte. Nur die ausgestellten Wachen blieben munter, alle übrigen gaben, an dem Platz, wo sie eben lagen und saßen, der ungestörtesten Ruhe sich sorglos hin, um von den eben genoßnen und noch zu erwartenden Freuden zu träumen.

Drei Stunden lang mochten die Schläfer geruht haben, und schon fing der Morgen an zu grauen, als plötzlich, Niemand wußte eigentlich woher? ein gewaltiger Lärmen ins Lager kam, und alle erschrocken in die Höhe fuhren. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ rief es von allen Seiten, alle riefen es mit, keiner wußte warum. Das Geschrei, hieß es, habe bei den äußersten, nahe an der Stadt ausgestellten Vorposten angefangen. Jeder Soldat war unter den Waffen

geblieben, sie stellten, unerachtet der plötzlichen Ueberraschung, sich schnell in Reihe und Glied, der Prinz hatte sich nicht Zeit genommen, die damals noch üblichen Schutzwaffen anzulegen; nur leicht bekleidet, den blinkenden Säbel hochschwingend, sprengte er auf seinem muthigen, wildschnaubenden Andalusier der Armee voran, auf dem Wege nach Amsterdam zu, das er von seinem jetzigen Standpunkte aus nicht erblicken konnte. Uebrigens war rings umher kein Feind weder zu sehen noch zu hören, aber der Prinz sowohl, als die Armee, glaubten, daß die Bürger tollkühn genug gewesen wären, um bei nächtlicher Weile einen Ausfall zu wagen, und verlachten recht herzlich den ohnmächtigen Feind, der bald genug die Schwere ihres, ihn dafür züchtigenden Armes fühlen sollte.

Der Marsch ging langsam vorwärts. Prinz Wilhelm ritt eine kleine Strecke voraus, und erblickte bald darauf in der immer heller werdenden Morgendämmerung einen von der Stadt her auf ihn zueilenden Soldaten, der am äußersten Vorposten gestanden hatte. Er machte im Laufen allerlei Zeichen, die den Prinzen bewogen, schnel-

ler zu reiten; der Soldat, als er dieses gewahr wurde, beschleunigte seinen Lauf, und stürzte endlich athemlos vor dem Prinzen hin. „Zurück! zurück! um Gottes willen zurück," rief er, seine letzte Kraft zusammennehmend, „zurück, Ew. Durchlaucht, augenblicklich zurück, wenn nicht Sie und wir alle elendiglich umkommen sollen!"

„Was schreit die Memme?" rief Wilhelm von Nassau und war im Begriffe, den Flüchling mit eigner Hand niederzuhauen, doch ein Blick vorwärts auf Amsterdam, das er jetzt vor sich liegen sah, bestimmte ihn erst einen Augenblick inne zu halten, dann den Säbel in die Scheide zu stecken, dann sein Roß zu wenden, und endlich im angestrengtesten Galopp davon zu jagen, über Stock und Stein, so schnell nur das Pferd zu laufen vermochte. Die ganze Armee folgte augenblicklich seinem Beispiel, jeder Einzelne suchte sich zu retten, so schnell und so gut er es konnte.

Mit lautem Getöse, schäumend und brausend, gleich dem wildesten Katarakt, stürzten Fluthen über Fluthen von der Stadt aus den Fliehenden nach, ergossen aus allen Richtungen sich; wohin die Unglücklichen sich auch wenden mochten, um

Rettung zu finden, strömten immer sich erneuernde Gewässer ihnen entgegen; was in diesem Augenblick noch trocknes Land war, wurde im nächsten von der immer gewaltiger anwachsenden Ueberschwemmung verschlungen. Schon schwammen die Zelte, unter denen die Offiziere noch vor kurzem geruht, die Wellen warfen die Kleidungsstücke, die Feldbetten derselben im wilden Spiele einander zu, und immer auf's neue thürmten Wogen sich über Wogen, stürzten mit wildem Gebrülle über einander her, um andern Raum zu machen, die in unabsehbaren Reihen ihnen folgten. Das grausenvolle Schauspiel glich keineswegs der eintretenden Meeresfluth, wo in scheinbarer Ordnung eine Welle die andre langsam dem Gestade zuschiebt; es war, als ob ein gewaltiger Strom die ihn seit Monaten fesselnde Eisdecke plötzlich zersprengt habe, und nun schäumend und brausend alle Schranken durchbräche, um die Welt und alles Leben auf ihr in seine furchtbare Tiefe hinunter zu reißen.

Vergebens blickte der Prinz von Oranien zuweilen zurück, in der Hoffnung, daß der Vorrath an Wasser sich endlich erschöpfen werde; schien

das Gewässer gleich zuweilen stille stehen zu wollen, so folgten doch alsobald neue thurmhohe Wogen, schritten in unaufhaltsamer Wuth immer vorwärts, zertrümmerten alles, was auf ihrem furchtbaren Wege ihnen begegnete. Das trockne Land ward immer kleiner, zog in immer unerreichbarer scheinender Ferne sich zurück. Der Prinz sah alle die dreißigtausend, die er hieher geführt, rathlos und hülflos gegen die Wellen anstreben, vergebens sahen sie nach einem Auswege zur Rettung sich um, von allen Seiten stürzten neu hervorbrechende Fluthen auf sie zu; Geschrei, Flüche, von Todesangst den wilden Kriegern entpreßtes Gebet, erfüllten die Lüfte, die furchtbarste Verwirrung machte das Elend noch größer. Das grobe Geschütz, die Bagagewagen stürzten um, und gingen rettungslos verloren; das Fußvolk gerieth zum Theil in Sümpfe, oder fiel in die tiefen Gräben, welche in Holland die Wiesen umziehen. Viel tausend Menschen fanden hier einen schmählichen Tod, nur die Reiterei vermochte einigermaßen sich zu helfen, doch auch von dieser gingen viele Menschen und Pferde zu Grunde.

Schaam, Zorn und Schmerz stürmten bei die-

sem Anblick auf den Prinzen ein, während er selbst noch den wilden Kampf auf Tod und Leben mit den empörten Wogen zu bestehen hatte. So schimpflich aus dem Felde weichen zu müssen, hatte er nicht erwartet; seine Berechnung der Unmöglichkeit einer Ueberschwemmung war in so fern richtig gewesen, als die Amsel und die Kanäle wirklich ohne Wasser waren, aber er hatte nicht gewußt oder nicht bedacht, daß der Bürgersinn der sonst so sparsamen vorsichtigen Holländer, in jeder ihre Freiheit bedrohenden Gefahr, zu jedem Opfer bereit sey, und keinen Verlust an Habe und Gut achte.

Unter der Leitung des weisen, besonnenen Beckers hatten sie, nach einem von diesem erdachten Plane, das Unmöglichscheinende möglich gemacht; sie hatten ihrem gewaltigen und furchtbaren Grundherrn und Nachbar, dem mächtigen Ocean, die Bahn der Zerstörung freiwillig geöffnet. Viertausend Arbeiter waren die ganze Nacht hindurch beschäftigt gewesen, um während der Zeit der Ebbe den Hafendamm, die einzige Schutzwehr gegen das, Holland ewig bedrohende Element, an mehreren Stellen niederzureißen.

Daneben waren die wirksamsten Anstalten getroffen worden, damit die Wogen sich nicht in dem weiten, Amsterdam von der Landseite umgebenden Stadtgraben ergössen, sondern durch denselben dorthin geleitet wurden, wo man ihrer bedurfte. Das ganze Riesenwerk wurde innerhalb fünfzehn Stunden erdacht und ausgeführt; mehrere äußere Umstände vereinten sich, es zu begünstigen; die Nacht war ungewöhnlich dunkel, so daß kein Späherauge von außen bemerken konnte, was innerhalb der, von der Landseite fest verschlossenen Stadt vorgenommen wurde; ein frischer Seewind erhob sich bei'm Eintritt der Fluth, und trieb mit verdoppeltem Wüthen die Meereswogen dem Strande zu, dem Durchbruch des Dammes entgegen. Mit reißender Schnelle ergoß das wildaufgeregte Element sich durch diesen in die Kanäle der Stadt, und wogte den Ausgängen zu, die nach sechs verschiedenen Richtungen hin ihm geöffnet waren, um rings umher über das flache Land sich zu verbreiten. Kein einziger der übermüthigen Feinde wäre dem Verderben entronnen, hätten die aufgebrachten Bürger Beckers Plan in seinem ganzen Umfange aus-

führen, und während ihre Gegner im Lager sich der sorglosesten Ruhe noch hingaben, das Verderben über sie einbrechen lassen können; aber die Kürze der zu diesem Vorhaben ihnen vergönnten Zeit, und die erst später eintretende Fluth, hatten dieses zum Glücke für viele Tausende abgewendet.

Abermals, wie am vergangenen Tage auch, standen die Einwohner von Amsterdam bei kaum anbrechendem Morgenlicht in dichtgedrängten Reihen auf dem Walle, und schauten in die Ebene hinab, aber mit ganz verändertem Gefühl. Von der nämlichen Stelle, wo sie noch gestern, bange und beklommen, die Feinde ihrer Freiheit im glänzenden Waffenschmuck einher prangen sahen, beobachteten sie jetzt die Todesangst, mit der diese den oft fruchtlosen Kampf mit dem auf sie losgelassenen wilden Elemente zu bestehen strebten, und ihr lauter Jubel erfüllte die Luft, und drang bis zu den Ohren der mit den Wellen Ringenden.

Die jüngern kräftigern Männer hatten, ohne Unterschied des Standes, bei der Arbeit am Hafendamme einander die ganze Nacht hindurch abgelöset, die älteren Einwohner der Stadt waren

in die Kirchen gezogen, um dem wichtigen Unternehmen den Beistand des Himmels zu erflehen, und ihre beliebtesten Kanzelredner anzuhören, die von ihrem hohen geweihten Standpunkt herab, den patriotischen Eifer ihrer Zuhörer, durch begeisternde Reden noch höher entflammten; viele der jüngern Frauen aber, besonders aus den höheren Ständen, hatten die träge dahin schleichende Zeit der Erwartung mit Vorkehrungen sich verkürzt, um dem verhaßten Feinde die Schmach, die ihm bereitet wurde, durch bittern Hohn noch empfindlicher zu machen. Spottgedichte, Epigramme, beißende Einfälle jeder Art, wurden diese Nacht in Menge ersonnen und zu Papier gebracht; die mehrsten derselben bestanden aus Persönlichkeiten gegen den Prinzen und seine in Amsterdam bekannten Offiziere gerichtet. König Pharao und sein Heer, der Fall Lucifers, Ikaros, Phaeton, das neue und alte Testament nebst der heidnischen Mythologie mußten zu kränkenden Anspielungen den Stoff herleihen; alle diese Zettelchen wurden in dazu verfertigten, sehr leichten, hohlen Bällen verborgen, die ein Ueberzug von Wachs wasserdicht machte, und am folgenden Morgen schleuderten

tausend kräftige Arme die zahllosen Bälle von den Wällen hinab. Die Wogen trugen auf ihrem Rücken sie ihrer Bestimmung zu, wenige blieben übrig, die nicht ohnerachtet der drohenden Todesgefahr von den Schwimmenden wären aufgelesen worden, und die Freude der Amsterdamer äußerte sich in lautem Jubelgeschrei, so oft sie dieses durch ihre Ferngläser bemerkten.

Ein hoher Damm, der den jetzt nachlassenden Fluthen widerstand, bot endlich den verzweifelten Schwimmern einen Ort, wo sie noch immer im Angesicht der jetzt wie auf einer Insel liegenden Stadt, dem weiten nassen Grabe entrinnen, und mühsam emporklimmend sich auf's Trockne retten konnten. Zum Tode ermüdet, durchnäßt bis auf die Haut, vom Fieberfrost geschüttelt, mit klappernden Zähnen saßen die kurz vorher so stolzen übermüthigen Krieger, gleich einem, von einem plötzlichen Regengusse durchnäßten Truppe Hühner, im warmen Sonnenschein traurig da, und wagten kaum, einander anzusehen. Alle waren bedrückt und niedergeschlagen, besonders die Offiziere; Niemand sprach ein Wort, mancher bedachte, wie leicht es den Amsterdamern einfallen

könne, sie alle, kraft- und wehrlos wie sie waren, hier völlig zu vernichten. Dem Prinzen aber ward dieser beklemmende Zustand so unerträglich, daß er in aller Stille auf und davon ritt, und seine Armee sah dieses als ein Signal an, sich ebenfalls zu zerstreuen und in ihre bisherigen Garnisonen zu begeben, als ob nichts von Bedeutung geschehen sey.

In Tellingham, seinem Lustschloß, wohin der Prinz sich einstweilen zurückgezogen, überdachte er nicht ohne Sorge die Folgen, welche dieser mißlungene Geniestreich nach sich ziehen könne. Noch am nämlichen Tage beauftragte er einen vertrauten Freund, die Gesinnungen der hochmögenden Herren im Haag deshalb zu erforschen. Sein Abgesandter fand sie schon zu ernsten Berathschlagungen versammelt, die aber, nach der gewohnten Milde und Mäßigung der guten Holländer, dahin ausfielen, daß der Prinz nur getrost nach dem Haag zurückkehren könne, als käme er von einem gewöhnlichen Spazierritt; der ganzen Sache solle ferner nicht erwähnt werden, wenn er selbst dieses nicht wolle. Wilhelm von Nassau, obgleich in seinem Gemüthe tief gekränkt und beschämt, fand

dennoch für gut, diesen Vorschlag anzunehmen; schon am nächsten Tage kehrte er in aller Stille nach dem Haag zurück, und die ganze abentheuerliche Tragikomödie wurde, wenigstens anscheinend, gar bald von beiden Theilen vergeben und vergessen.

Unter dem jungen Edelleuten, die von dem Prinzen von Oranien zu dieser unglücklichen Expedition, gleichsam wie zu einer Lustparthie, eingeladen worden waren, ohne mit ihrem eigentlichen Zweck bekannt zu seyn, befand sich aber ein Franzose, Namens Eugen von Alderan, auf dessen ferneres Geschick sie einen bedeutenderen Einfluß übte. Ein Kriegsheld von vier und zwanzig Jahren, schön wie ein Halbgott, brav wie sein Degen, reich an Geist und Muth, aber um so ärmer an Gold, war er, unerachtet seines guten alten Adels, von jeher der Sohn des Zufalls gewesen. Gleich andern seines Gleichen, hatte er in jenen kriegerischen Zeiten bald unter diesem, bald unter jenem Feldherrn als Freiwilliger gedient, und sich, obgleich noch sehr jung, manchen Lorbeer errungen; aber sein inneres Gefühl für Recht und Unrecht erlaubte ihm nie, einer Sache seinen Arm zu leihen, die er nicht für die gute

anerkannte. Unbeschäftigt, wie er gerade in jenem Augenblicke sich befand, hatte er sich nach Holland begeben, um von dort aus nach Stockholm sich einzuschiffen, und sein Glück an dem Hofe der Königin Christine zu versuchen, deren außerordentlicher, weithin sich verbreitender Ruf damals viele tapfere, weise und edle Männer in ihre Nähe zog. Der Erbstatthalter hatte an dem schönen geistreichen jungen Krieger viel Gefallen gefunden, ihn eingeladen, einige Zeit an seinem Hofe zu verweilen, und endlich zu jenem Unternehmen ihn mitgenommen, um dessen eigentliche Absicht nur wenige Vertraute des Prinzen wußten, denen sie, unter dem Siegel des unverbrüchlichsten Schweigens, eröffnet worden war. Eugen von Alderan war auf diese Weise zu seinem eignen höchsten Erstaunen in das Unglück seiner Kriegsgefährten mit hinein gerathen, hatte, bald fluchend, bald lachend, mit vieler Mühe sich gerettet, und war nun am Abende jenes verhängnißvollen Tages herzlich froh, im niedrigen Stübchen eines ärmlichen Gasthofes sich am wärmenden Kaminfeuer von dem erlittenen Unfall erholen zu können. Während er sich entkleidete, um

seine noch immer durchnäßten Kleider am Feuer zu trocknen, rollte eine jener früher erwähnten Kugeln aus denselben heraus, weit über den Fußboden hin, die einzige, die er, wie er sich jetzt deutlich erinnerte, von vielen, die um ihn her schwammen, aus dem Wasser aufgefischt und zu sich gesteckt hatte. Da er in diesem Augenblick nichts Besseres zu thun wußte, so hüllte er sich in den ihm viel zu weiten Schlafrock von rothem wollenen Damast, den sein gutmüthiger Hauswirth ihm geliehen, rückte den alten goldledernen Sorgestuhl näher zum Kamin, und setzte sich behaglich zurecht, um in aller Bequemlichkeit den wunderlichen Fund zu untersuchen.

Die Kugel war leicht eröffnet; ein Pergament lag darin, auf welchem mit großen, leserlichen Buchstaben in französischer und holländischer Sprache Folgendes geschrieben stand.

„Fallen diese Zeilen in die Hände eines wahrhaft edlen Mannes von Stande, so beschwört eine Unglückliche, die er eines bessern Geschicks vielleicht nicht unwerth finden möchte, ihn im Namen der Ehre und alles dessen, was sonst ihm

noch heilig ist, sie aus bitterm, unübersehbarem Elende zu retten!"

Weiter unten stand, ebenfalls in beiden Sprachen, mit kleinern Buchstaben, aber von der nämlichen Handschrift:

„Findet diese Bitte Erhörung, so wird der edle Unbekannte ersucht, am nächsten Freitage Abends gegen vier Uhr, sich in Amsterdam am Eingange der dortigen Synagoge einzustellen. Ein grünes Band, das er gebeten wird am Hut zu tragen, diene der um Beistand Flehenden zum Zeichen, den nahenden Erretter daran zu erkennen."

Eugen war jung, war Franzose, und ein solches Abentheuer mußte ihm daher höchst willkommen seyn; auch tanzte er vor Freuden ein paar Mal auf seine eigene Hand im Stübchen umher, nachdem er das Zettelchen gelesen und wieder gelesen. Während seines bisherigen umherschweifenden Lebens hatte er mehrere Abentheuer bestanden, deren bald glücklicher, bald unglücklicher Ausgang ihm nie sonderlich zu Herzen gegangen war, weil sie nur seine Phantasie beschäftigten, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen:

doch keines von allen war ihm je vom Anfange an in so romantischem Lichte erschienen, als dieses. „Schön ist sie gewiß, meine Unbekannte!“ sprach er, in Ermangelung anderer Gesellschaft, zu sich selbst, indem er jeden einzelnen Zug der zierlichen Buchstaben aufmerksam betrachtete: „reich ist sie auch, sonst würde sie nicht von unübersehbarem Elende schwatzen; wahrscheinlich die Tochter irgend eines reichen Handelsherrn, der sie an einen alten Schulkameraden verheirathen will, damit die Milliönchen hübsch beisammen bleiben. So etwas geschieht in Holland alle Tage, aber ein geistvolles, anmuthiges Mädchen, wie meine Unbekannte, das im Stande ist, einen solchen Schritt zu erdenken und zu wagen, ein solches ist überall eine Seltenheit, besonders aber in diesem Lande. Hülfe soll ihr werden, ihr guter Engel hat sie ja augenscheinlich an mich gewiesen; hageldicht fielen die Bälle um uns her, und von allen mußte ich, und gerade ich, nur diese rührende Bitte ergreifen! Es ist ein Wink des Himmels, und wahrlich sie soll den Mann von Ehre, den sie sucht, an mir gefunden haben, das gelobe ich ihr bei allen Heiligen! Mag die Königin Christine im-

merhin zusehen, wie sie für's Erste ohne mich fertig wird, nach Stockholm gehen wir vor der Hand nicht!"

Alderan ging mit dem Gedanken an die schöne Unbekannte zu Bette, und stand mit ihrem Bilde wieder auf, das ein freundlicher Traum im Glanze der Jugend und Schönheit ihm auf das Lebendigste vor Augen gestellt hatte. Drei Nächte nach einander sah er es wieder, immer die nämliche entzückende Gestalt, immer das nämliche von Huld und Anmuth strahlende Gesicht. Am vierten Tage ertrug er es nicht länger, er verließ das Städtchen, in welchem er sich bis jetzt verborgen gehalten, und ging nach dem nur drei Meilen davon entfernten Amsterdam, obgleich es erst Donnerstag war. Das seiner Phantasie vorschwebende Bild der Niegesehenen fing an sein Herz weit ernstlicher zu beschäftigen, als je eine der Frauen es vermocht hatte, die er vor diesem gekannt. Der Liebschaften hatte er zwar manche gehabt, wie das in seiner Lage und bei seiner Persönlichkeit nicht wohl anders seyn konnte, doch eigentliche Liebe hatte er nie empfunden, und zum ersten Mal in seinem Leben stieg ein Gedanke an eine ernstlichere,

seine ganze Zukunft bestimmende und beglückende Verbindung in ihm auf.

„Was thut es, daß sie nicht adelig geboren ist, wenn sie meinem Traumbilde gleicht?“ dachte er; „der ganze Haag wimmelt ja von Ehen dieser Art. Die ganze Welt treibt einen immerwährenden Tauschhandel; der Bürger erfreut sich des Besitzes von Reichthümern, wir Andern genießen dagegen die Vorzüge einer edlen Geburt, es ist nicht mehr als billig, daß jeder dem andern mit dem aushelfe, was ihm zum vollkommnen Genusse des Lebens noch mangelt. Und denn! was bin ich denn dadurch in meiner Lage gebessert, daß einer meiner Ahnen unter Gottfried von Bouillon vor Jerusalem mitfocht? Daß sogar, wie man sagt, das königliche Blut der Lusignans in meinen Adern fließt?“

Das Wort Jerusalem hatte indessen den Gang seiner Ideen plötzlich abgeändert; der Gedanke an die Synagoge, an deren Eingang er bestellt worden war, fiel ihm dabei schwer auf's Herz. „Und wie denn, wenn sie eine Jüdin wäre?“ rief er plötzlich, „nein, eine Jüdin, eine Tochter jenes widerwärtigen, verachteten Volkes, kann ich unmöglich heirathen, aber

helfen will ich ihr doch, sie sey wer sie sey. Doch warum sollte sie auch gerade eine Jüdin seyn! Wahrscheinlich wohnt ihr Vater in der Nähe der Judenschule, oder der Platz ist ihr aus andern Gründen der bequemste für unsere erste Zusammenkunft."

Die Zeit, welche er in Amsterdam bis zur bestimmten Stunde zubringen mußte, schlich träge und bleiern an dem jungen Ritter vorüber, um so mehr, da er es nicht wagen mochte, auszugehen, aus Furcht Bekannten zu begegnen. Endlich schlug es dreiviertel auf vier, noch einmal musterte er seinen, mit großer Sorgfalt geordneten Anzug im Spiegel, rückte das ihm vorgeschriebene Erkennungszeichen, die grüne Schleife am Hut, ein wenig höher, damit sie besser in's Auge fiele, und machte sich mit einem, vor Erwartung hochklopfenden Herzen auf den Weg.

Die große, hochgewölbte Vorhalle der Synagoge fand er weit offen stehen; innerhalb derselben waren von beiden Seiten so viele Zelte in langen Reihen aufgeschlagen, als der Raum nur zu fassen vermochte, ohne den zu religiösen Ceremonien bestimmten Platz zu sehr zu verengen. Einige der Zelte, ganz vorn am Eingange, zeich-

neten durch reiche Verzierungen und kostbare Stoffe sich aus, übrigens war noch Niemand von der Gemeine zugegen, außer einigen Dienern, die beschäftigt waren, die Zelte vollends zu ordnen.

Eugen begriff nicht, was das alles bedeuten solle. „Wir feiern das Lauberhüttenfest," erwiederte ihm einer der jüdischen Diener, den er darum befragte; „es geschieht alljährlich um diese Zeit, zum Andenken an unsere Väter, die vierzig Jahre lang in der Wüste unter leinenem Dache wohnen, und unsägliche Mühseligkeiten erdulden mußten. Denn so wollte es der Herr um ihrer Sünden willen. Eine ganze Woche lang verlassen wir alljährlich unsre Häuser und wohnen hier, zum Andenken an die Leiden unsrer Väter, ehe sie in das gelobte Land eingehen durften. Eigentlich sollten wir die Zelte unter freiem Himmel aufschlagen, aber die Zeiten sind hart, der Herr hat uns in die Hände unsrer Feinde gegeben, der arme Jüd wird überall gedrückt, er darf dem Gotte seiner Väter nicht öffentlich dienen. Noch gestern haben wir den Herren von Amsterdam vierzigtausend blanke Gulden geboten, für die Erlaubniß das Fest im Freien zu feiern,

aber es war kein Handel mit ihnen zu schließen. Bei der ungewohnt großen Hitze müssen wir in diesem engen Raume uns behelfen, müssen an dem nämlichen Orte, wo wir zum Gebet uns versammeln, essen, trinken und schlafen! wehe geschrieen! es geht gegen die Natur! aber der arme Jüd darf nicht murren, er muß sich in alles ergeben."

„In solch einem kleinen Zelte kann aber doch eine ganze Familie unmöglich acht Tage lang wohnen," sprach Alderan.

„So ist es auch nicht zu verstehen, gnädiger Herr," erwiederte der redselige Israelit, „eine Beschränkung zieht die andere nach sich; die Mitglieder jeder Familie wechseln unter einander ab, und dieses Mal, der großen Hitze wegen, darf aus jeder nur eine der Hauptpersonen derselben mit ihrer nöthigen Bedienung die Nacht hier bleiben, wir müßten sonst alle in dem engen Raume ersticken und umkommen."

„Am Ende ist sie doch eine Tochter Israels," brummte Alderan mißmuthig vor sich hin, und wandte sich ab, um vor der Synagoge auf und nieder zu gehen, und den Anfang der Feierlich-

keit zu erwarten. „Willkommen auf trocknem Lande, Kamerad," rief eine bekannte Stimme ihm entgegen, „willkommen Eugen von Alderan," erscholl es eben so hinter ihm, und im nämlichen Augenblick eilten aus verschiedenen Richtungen zwei seiner Landsleute auf ihn zu, mit denen er jenes unglückliche Abentheuer vor Amsterdam bestanden hatte. Alle drei reichten einander begrüßend die Hand, brachen aber auch zugleich in lautes, unaufhaltsames Gelächter aus, so wie sie einander näher in's Auge gefaßt hatten.

La Châtres, der eine von den beiden Franzosen, trug eine gewaltige grüne Schleife am Hut, die wie ein riesenhafter Kohlkopf aussah. Persan, der andere, hatte sich noch besser versehen; er war über und über grün, wie ein Grashüpfer, hatte so viel grüne Schleifen, Bänder und Puffen an seiner Person angebracht, als die damalige Mode nur immer erlauben mochte, und war anzusehen wie ein ambulirender Bandladen. „Nun wahrhaftig, rief er noch immer lachend, „wir drei brauchen einander über die Veranlassung unsres dermaligen Zusammentreffens nicht erst weitläuftig Auskunft zu geben, es ist nur die Fort-

setzung jener verwünschten Wasserpartbie. Wie mag die Hexe, die uns so listig zusammengefischt hat, in diesem Augenblick über uns Simpel triumphiren! Mein Leben verwette ich darauf, sie steht hier irgendwo in der Nähe hinter den schneeweißen Fenstervorhängen, und lacht sich halb todt über die Narren, die so gutwillig den Köder verschluckten. Wahr bleibt wahr, es sind drei kapitale Hechte, die recht dummer Weise ihr ins Netz gegangen sind!" setzte er noch hinzu, und wollte vor Lachen ersticken.

„Ich weiß nicht recht, was Ihr meint," erwiederte Alderan, und bemühte sich, ein ernsthaftes Gesicht zu machen; „ich für mein Theil bin nach Amsterdam gekommen, um mich nach einer, nach Stockholm gehenden Schiffsgelegenheit umzusehen."

„Unter der grünen Flagge da, meintet Ihr Euch einzuschiffen, Brüderchen! uns macht Ihr nichts weiß," rief Persan noch immer lachend; „wir alle drei sind angeführt, und das tüchtig. Obendrein, wie der Anschein gibt, von einer Tochter Israels; kennte ich sie nur, die jüdische Hexe,

sie sollte es mir entgelten. Drei französische Kavaliere so in den April zu schicken! es ist zu toll!"

„Das Beste bei der ganzen Sache bleibt immer, daß wir in guter Gesellschaft leiden," sprach la Châtres, „eine Fatalität unter guten Kameraden in drei Theile getheilt, ist kaum mehr für eine solche zu achten."

„Der Spaß ist aber doch eigentlich allerliebst," erwiederte lustig, die Hände reibend, Persan, „ich möchte die Erfinderin desselben zu Gesichte bekommen, gewiß ist es eine orientalische Schönheit, durch deren Adern spanisches oder portugiesisches Blut hüpft; keine phlegmatische Holländerin mit karmoisinrothen Backen, wasserblauen Augen, schwarzen Zähnen und breiten watschelnden Füßen konnte einen so tollen Streich ersinnen! Ich wollte nur, ich könnte das allerliebste Teufelchen ausfindig machen."

„Es wird sich hüten, sich Dir zu erkennen zu geben," erwiederte Alderan. „Hört meinen Rath zur guten Stunde, ihr Freunde," fuhr er fort, „daß wir alle drei gefoppt sind, ist leider klar, laßt uns zum bösen Spiele gute Miene machen. Da wir einmal hier sind, so denke ich,

wir sehen die jüdischen Alfanzereien ein Weilchen mit an, und begeben uns dann in den Gasthof zum Wappen von Amsterdam, um zu guter Letzt einen lustigen Abend uns zu machen. Dort wollen wir beim fröhlichen Glase dem Andenken jener vermaledeiten Wasserpartbie ein Pereat bringen, und unserer Rettung uns freuen. Morgen ziehen wir ohnehin alle drei weiter, einer nach Norden, der andere nach Süden, wie es dem Himmel belieben wird, vorher aber, ihr Herren, vorher geben wir einander unser Ehrenwort, keiner lebenden Seele jemals zu erzählen, wie man uns am Narrenseil hieher gezogen, bedenkt nur selbst, ihr Freunde, wie wir in Frankreich verspottet werden würden, wenn die dumme Geschichte von heute dort bekannt würde!"

„Zu Tode, zu Tode würden sie mit schaalen Witzen uns hetzen. Nein, nein, wir schweigen wie das Grab!" rief Persan, „wir gehen in's Wappen von Amsterdam, um dort beim fröhlichen Becher einander ewige Verschwiegenheit zu schwören."

Die Synagoge hatte sich indessen gefüllt, Männer und Frauen, mit großen grünen Zweigen

in den Händen, standen in langen Reihen vor den Zelten einander gegenüber, die Frauen dicht verschleiert, und in weite Mäntel gehüllt. „Grün ist hier die Losung, wie ich sehe," rief Persan, indem er auf die grünen Zweige deutete, welche dem hochgewölbten Raum beinahe das Ansehen eines wandernden Wäldchens gaben. „Und wir," fuhr er fort, „wir sehen mit unsern grünen Bändern beinahe wie jüdische Proselyten aus; absonderlich ich," setzte er lachend hinzu, indem er seinen wunderlichen Anzug betrachtete.

Alderan, der noch immer in stiller Erwartung die Blicke spähend umhersandte, bemerkte, während Persan sprach, daß eine große schlanke Frau, gestützt auf eine ältliche Dienerin, die Reihen verließ, und mit schwankendem Tritt, als ob sie sich unwohl fühle, in eines jener reich drappirten Zelte sich begab. Indem beide nah an ihm vorüber gingen, hörte er die Alte ihrer Begleiterin zuflüstern: „Es sind ihrer drei." Was diese antwortete, konnte er nicht vernehmen, doch schien es ihm, als ob letztere vermittelst einer fast unmerklichen Bewegung des Hauptes ihn und seine beiden Begleiter genauer betrachte. Er äußerte

gegen seine beiden Mitkompetenten keine Silbe von dem, was er bemerkt hatte, nahm sich aber fest vor, für's Erste unter keiner Bedingung von dem Platze, auf welchem er stand, zu wanken oder zu weichen.

Es währte nicht lange, so schlüpfte die Alte wieder aus dem Zelte heraus, sie schlich mehrere Male an Alderan heran, musterte ihn mit neugierigen Blicken, und drängte sich endlich auf eine Weise an ihn, die ihm deutlich bewieß, daß dieses nicht absichtlos geschehe. Um die Erfüllung ihres Zweckes ihr zu erleichtern, ließ er, als sie wieder ihm ganz nahe vorüberging, wie von ungefähr sein Taschentuch fallen, blitzschnell hob die Alte es auf, überreichte es ihm, sich tief verneigend, und verlor sich im Gedränge, ohne sich wieder blicken zu lassen. Alderan fühlte, indem er das Tuch einsteckte, daß etwas darin verborgen sey, er brannte vor Begier zu untersuchen, was es wäre, aber seine beiden Freunde hingen sich ihm an den Arm, und zwangen ihn, mit ihnen in den, von ihm selbst dazu vorgeschlagenen Gasthof zu gehen, indem sie an der jüdischen Feierlichkeit sich schon satt gesehen hätten. Dort mußte

er bis weit nach Mitternacht beim lustigen Gelage mit ihnen aushalten; er saß wie auf Kohlen, befühlte von Zeit zu Zeit sein Taschentuch, in welchem, wie er immer deutlicher zu bemerken glaubte, ein Briefchen verborgen seyn mußte, während seine beiden Kumpane nicht aufhören konnten, dieses ihr letztes gemeinschaftliches Abenteuer zu belachen, und sich in tollen Konjekturen darüber zu erschöpfen. Alderan hätte gern mit ihnen eingestimmt, aber er konnte es nicht, und mußte zuletzt geduldig ertragen, daß sie ihn zum Ziele ihres harmlosen Witzes machten, und ihm Schuld gaben, er sey der einzige unter ihnen, der sich die getäuschte Erwartung wirklich zu Herzen genommen habe.

Endlich war Alderan befreit, endlich sah er sich in seinem verschwiegenen Zimmer allein, und konnte nun das geheimnißschwere Tuch entfalten; er fand nichts darin, als ein kleines viereckiges Stückchen Pergament, auf welchem, so genau er es auch betrachten mochte, nichts zu entdecken war, als einige Züge oder Worte in einer ihm völlig unbekannten Sprache, wahrscheinlich der hebräischen. Nun aber war es auch mit seiner

Geduld am Ende. „Das ist zu arg!“ rief er unmuthig, und warf den Zettel verächtlich auf den Tisch, „mir ein hebräisches Billetdoux! Mir! seh' ich denn aus wie ein Rabbiner, daß man mir zumuthen könnte, so etwas zu lesen? Nein! Gott befohlen! meine Vortreffliche, man kann in der Welt jeden Spaß zu weit treiben, aber auf diese Weise kommen wir beide nimmermehr zusammen.“

Aergerlich warf er sich in's Bette, ärgerlich schlief er ein, und erwachte am folgenden Morgen im übelsten Humor von der Welt. Er kleidete sich an, um Persan und la Châtres noch einmal vor ihrer Abreise zu sehen, er hatte es am gestrigen Abende versprochen, um sich nur mit guter Art von ihnen loszumachen. „Auch du liegst mir zum Verdruße noch da!“ rief er und faßte im Aerger seinen Hut, um die grüne Schleife herunter zu reißen; das Stückchen Pergament lag ebenfalls noch auf dem Tische, er ergriff es und wollte es eben in tausend kleine Stückchen zerrissen, den vier Winden übergeben, doch indem wurde er auf der weißen unbeschriebenen Seite desselben einige, mit einer feinen Nadel eingegrabene Züge

gewahr, die er gestern beim Kerzenlicht nicht hatte entdecken können; er betrachtete sie näher und las in französischer Sprache: „morgen am nämlichen Ort, zur nämlichen Stunde!“

„Ah!“ seufzte er erleichtert, „das ist ein anderes!“ setzte sich augenblicklich hin, um seinen beiden Kriegskameraden schriftlich zu melden, daß er sie vor ihrer Abreise nicht mehr besuchen könne, weil er ein Schiff gefunden, das in diesem Augenblicke nach Stockholm abgehe, und ergab sich dann wieder seinem alten Zeitvertreibe, die Glockenschläge zu zählen, bis diese endlich das Herannahen der vierten Stunde des Nachmittags verkündeten.

Eilends machte er sich auf den Weg, und fand schon die ihm wohl bekannte Alte auf dem Platze vor der Synagoge, seiner erwartend. „Nur mir nach,“ flüsterte sie, indem sie, ohne ihn anzusehen, an ihm vorüberging; Alderan folgte ihr in einiger Entfernung durch Gassen und Gäßchen, bis zu einem abgelegenen Theile der Stadt, wo sie vor einem kleinen unansehnlichen Hause stille stand, es mit dem Schlüssel, den sie bei sich trug, öffnete, und ihm winkte, ihr hinein zu folgen.

Neugierig sah er in dem kleinen Zimmer sich um, in das er geführt worden war; nach holländischer Art war es sehr reinlich gehalten, einfach bürgerlich möblirt, und auch seine Führerin sah wie eine ehrsame rechtliche Bürgerfrau aus. Der weite Gang hatte sie außer Athem gebracht, und es währte lange, ehe Alderan etwas anderes aus ihr hervorbrachte, als Klagen über das ungewöhnliche heiße Wetter, und ihre daraus entstehende Müdigkeit.

„Aber, gute Frau, sagt mir nur endlich, ob ich hoffen darf, die schöne Unbekannte bald hier zu sehen, die mich nach Amsterdam berufen hat,“ rief Alderan endlich ungeduldig werdend.

„Sachte, sachte, junger Herr,“ erwiederte Frau Salomé, so hieß die Alte: „sie sehen? und obendrein bald, und hier? nun das muß ich gestehen, Ihr verläugnet Euer Vaterland nicht, Ihr seyd ein ächter Franzose. Sehen sollt Ihr sie, und sie Euch auch, soviel ist gewiß; und wenn Ihr sie gesehen habt, so werdet Ihr gestehen, daß das ein Anblick ist, nach welchem Könige und Fürsten streben könnten, denn Ihresgleichen gibt's

auf der Welt nicht mehr; aber gedulden müßt Ihr Euch bis dahin, junger Herr."

„So sagt mir doch wenigstens, wer sie ist, wie sie heißt, und welches ungeheure Schicksal sie zwingt, zu einem ihr durchaus Fremden ihre Zuflucht zu nehmen?" bat Alderan.

„Alles zu seiner Zeit," erwiederte Salomé sehr gelassen, „für's Erste wissen wir von Euch noch zu wenig, um alle diese Fragen so aus dem Stegreif zu beantworten. Euer Aeußeres spricht für Euch, das gebe ich gern zu, aber die Unbekannte muß Euch doch zuvor sehen, und Ihr sie auch, ehe Ihr erfahrt, was Ihr zu wissen begehrt. Ihr werdet Euch daher gefallen lassen, bis es dunkel wird, hier zu verweilen."

„Wo denkt Ihr hin!" rief Alderan rasch, „bis zum Einbruch der Nacht soll ich hier bleiben, und jetzt ist es eben erst vier Uhr? Das geht nicht, die Ungeduld tödtet mich bis dahin."

„Nicht doch, Gott bewahre!" sprach Salomé lächelnd, „aus Ungeduld ist noch keiner gestorben. Die Tage sind jetzt kurz, die Nacht bricht früher herein, Ihr werdet's schon aushalten. Hier steht Wein und Konfekt zum Zeitvertreibe; auch Bücher

liegen dort, wenn Ihr vielleicht lesen wollt, und nun gehabt Euch wohl, zur rechten Stunde bin ich da, um Euch abzuholen."

Salomé ging, und ließ dem jungen Ritter Zeit, seinen Unmuth auszutoben. „Nun das heiße ich doch Umstände machen!" rief er; „denken sie vielleicht durch dieses ewige Zögern mich noch mehr zu entflammen? Ein wenig ist wohl gut, aber zuviel ist zuviel, und wird am Ende ermüdend. Behandeln sie mich doch, als wäre ich ein Holländer, der über der Flasche die Langeweile vergißt." Er schalt noch eine Weile so fort, schenkte sich aber doch einige Gläser ein, und blätterte ein wenig in den Büchern. Es waren einige Bände des damals sehr beliebten Romans Asträa, in jedem derselben stand auf dem Titelblatte der Name Josebeth eingeschrieben; „so heißt sie wahrscheinlich," sprach Alderan, „der Name klingt nicht übel, ich habe ihn nie gehört, es ist wohl ein jüdischer; und unverheirathet ist sie wohl auch, weil kein Zuname dabei steht."

Endlich wurde es dunkel, und zwar recht sehr finster. Salomé kam, führte den Ungedul-

digen zur Hinterthüre hinaus durch einige Straßen, dann über einen kleinen Hof, durch einen Garten, dessen Thüre nur angelehnt war, und zuletzt eine dunkle Treppe hinauf, in ein Zimmer, dessen blendende Pracht ihn in Erstaunen versetzte. Dort ließ sie ihn allein; er hörte deutlich, daß sie die Thüre hinter sich verschloß, und ihn überkam ein leises Grauen, wie er es mitten im blutigsten Schlachtgewühl noch nie empfunden hatte. Er sah in dem hell erleuchteten Zimmer sich um; die mit Gold reich verzierte Decke desselben spiegelte sich in dem glänzenden Marmorboden, Gold- und Silber-Geräthe leuchtete überall ihm entgegen, alles zeugte von überschwenglichem Reichthum der Bewohner dieses Hauses; in einer Ecke des Zimmers lag vor einer Estrade nach spanischer Art ein prächtiger persischer Teppich hingebreitet.

Während Alderan dieses alles staunend betrachtete, trat eine Dame aus einer kleinen Seitenthüre herein; geblendet stand er da, vor der göttergleichsten Erscheinung, die sein Auge jemals gesehen, und war im Begriffe, sie mit gebeugtem Knie, gleich einer Königin, zu begrüßen, so wunderbar feenhaft erschien sie ihm. Ihre fremde,

keiner Zeit und keiner Nation eigentlich angehörende Tracht bezeichnete genau die jugendliche, unendlich reizende Gestalt, ohne sie frech zu enthüllen; ein langes Oberkleid von Goldstoff war seitwärts zusammengefaßt, um den Rock von feiner venetianischer Gaze sichtbar werden zu lassen, der, weit und faltenreich, jeder Bewegung der schönen Frau sich malerisch anschmiegte; die blendendweiße Brust wogte, sichtlich hochbewegt, unter einem faltenreichen Busenschleier von gleichem Stoffe; das glänzend schwarze Haar drängte üppig unter einem, aus Gold und Perlen geflochtenen Netze sich hervor, und floß in langen Locken über die, nach dem vollkommensten Ebenmaaße geformten Schultern und dem stolzen Nacken herab; ein Paar große, schwarze Augen strahlten mit jenem milden Feuer, das sonst nur blauen Augen eigen ist, dem jungen Ritter tief in das Herz, und jeder einzelne Zug des seelenvollen Gesichts bildete ein so entzückendes Ganze, daß selbst der scharfe Blick einer Nebenbuhlerin keinen Fehl daran hätte entdecken mögen.

Dem jungen Franzosen fehlte es zum ersten Mal in seinem Leben an Worten, er konnte nur

tief und ehrerbietig sich vor ihr neigen; auch Josebeth sah eine Weile schweigend ihn an.

„Edler Fremdling,“ sprach sie endlich mit süßer, bebender Stimme, „seyd Ihr denn wirklich in der Absicht gekommen, ist es wirklich Euer ernster, edler Wille, eine Unselige von ihrem drückenden Elende zu befreien, unter dessen Last sie sonst rettungslos erliegen, ja dem furchtbarsten Untergehen entgegen eilen muß?“

Alderan, von seinem Herzen getrieben, ergoß sich jetzt mit hinreißender Beredtsamkeit in wahrhaft redlich gemeinten Versicherungen der treuesten unbeschränktesten Ergebenheit. Er gelobte sich, seine Kraft, sein Leben, ohne Rückhalt dem Dienste der schönen Frau zu widmen, sogar den Tod für sie nicht zu scheuen, da nächst dem überschwenglich großen Glück, für sie zu leben, kein Loos ihm seliger dünken könne als das, für sie zu sterben.

Josebeth zog die schöne Hand mit einigem Stolz zurück, die er im Feuer der Rede ergriffen, und an sein laut klopfendes Herz gedrückt hatte. „So war es nicht gemeint,“ sprach sie, „mein Unglück ist sehr ernster Art, und bedarf sehr ernster Hülfe, die mit solchen leidenschaftlichen Aufwal-

lungen sich nicht verträgt; ich muß Euch bitten, diese hinfort zu meiden, wenn Ihr es wirklich mit dem Versprechen, mir helfen zu wollen, redlich meint."

„Gebietet, befehlt unumschränkt über mich," erwiederte Alderan sich ehrfurchtsvoll zurückziehend, „Euer Wille ist mir das Heiligste der Welt, vertraut Euch furchtlos meiner Ehre an, nennt mir, was ich für Euch thun soll, nennt mir Euer Unglück, und die Zukunft soll Euch beweisen, daß ich hinfort nur athmen kann, um Euch zu gehorchen."

„Herr," erwiederte Josebeth, „die Minuten, die ich bei Euch zubringen darf, sind mir zugezählt, ich vermag nicht so schnell mich Euch ohne Rückhalt zu entdecken. Laßt mir Zeit," sprach sie mit schmeichelnd bittendem Ton, „gönnt mir Zeit, mich zu fassen, mich zu besinnen, und seyd überzeugt, daß mein Herz den edlen Eifer nicht verkennt, der Euch antreibt, einer wahrhaft Beklagenswerthen helfen zu wollen. In Eurem Aeußern, in Eurem Benehmen liegt etwas Zutraueneinflößendes, und so will ich denn auch in der wichtigsten Anlegenheit meines Lebens mein

Geschick Eurer Leitung anvertrauen, wenn gleich nicht jetzt, in dieser ersten Stunde unseres Beisammenseyns. Suchet am nächsten Montage meine treue Salomé in ihrer Wohnung wieder auf, sie soll Euch Alles erklären, die trübe Geschichte meines kurzen Lebens Euch entdecken, für jetzt aber erlaubt, daß ich mich zurückziehe; wir sehen uns wieder."

Josebeth entfernte sich, ohne daß Alderan den Muth hatte, sie aufhalten zu wollen, und Salomé erschien augenblicklich, um ihn den nämlichen Weg zurückzuführen, den er gekommen war. An der Thüre ihrer Wohnung wagte er es, ihr einige Goldstücke aufdringen zu wollen, doch sie wies diese zurück; „ich sehe, Ihr kennt mich eben so wenig, als Ihr die Dame kennt, von der wir kommen," sprach sie fast beleidigt; „merkt Euch für jetzt nur die Straße und das Haus, in welchem ich wohne, und verfehlt nicht, Euch Montag gegen Abend bei mir wieder einzufinden; bis dahin gehabt Euch wohl."

Träumend ging Alderan nach Hause, ohne der Länge des Weges gewahr zu werden, träumend wandelte er umher, verloren in Gedanken, durch-

glüht von Gefühlen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben waren, bis er wieder am bestimmten Tage der alten Salomé gegenüberstand. Er fand sie allein, was ihm im ersten Augenblick ein wenig verstimmte, denn seine Phantasie hatte ihm eine andere schönere Hoffnung vorgespiegelt, doch faßte er sich bald und schnell.

„Nun Mütterchen!“ rief er, „nun bitte ich Dich, mache keine Umstände mehr. Die Ungeduld verzehrt mich, wenn Du mir nicht ohne weiteres Zögern alles sagst, was Du mir von Deiner schönen Gebieterin zu sagen weißt.“

„Nur Geduld, jedes Ding will seine Zeit haben, mein ungeduldiger Herr,“ sprach Salomé, „was das gleich braust und tobt! Doch setzt Euch nur mir gegenüber, Ihr sollt jetzt Alles vernehmen, aber unterbrecht mich nicht, das kann ich nun einmal nicht gut vertragen.“

„Wißt denn, daß meine junge Gebieterin, wie Ihr sie nennt, obgleich sie es eigentlich nicht ist, vor noch nicht zwanzig Jahren in der Stadt Metz geboren wurde. Ich bin ihre Amme, ihre Freundin, ihre zweite Mutter, die nach dem frühen Tode der eigentlichen ersten, das schöne, liebe

Kind gepflegt und erzogen hat; doch das gehört nicht hieher. Josebeth's Vorfahren waren von deutscher Abkunft, hatten sich aber früher in Rom niedergelassen, von wo sie mit Lebensgefahr flüchten mußten, weil sie weder in die Messe gehen, noch den schimpflichen gelben Hut tragen wollten, den damals Papst Pius der Vierte unserm armen, gedrückten Volke zur schmachvollen Auszeichnung zu tragen befahl. Ihre Nachkommen hielten deshalb für gerathen, nur im Verborgenen an dem Glauben ihrer Väter fest zu halten; auch Josebeth's Eltern galten für Christen; und da sie nur von ihren Renten lebend, kein Gewerbe betrieben, so wurden sie den Vornehmsten und Geachtetsten in Metz beigezählt, und standen in hohen Ehren und großem Ansehen; im Herzen aber waren sie dem Glauben Israels eifrig zugethan, was sie aber sehr geheim hielten. Herr, Ihr selbst wißt es ja, unter welchem harten Druck unser armes Volk seufzen muß, denn, wie das Sprichwort sagt, um unserer Sünden willen haben die Kelofim großes Glück; Josebeths von aller Welt geehrte Eltern hätten Bedrückungen aller Art erdulden müssen, wären mit Schimpf und Schande von

Haus und Hof verjagt worden, hätte man erfahren, wes Volkes und Glaubens sie wären. Um das wichtige Geheimniß recht sicher zu bewahren, wurde Josebeth auch völlig wie ein Christenkind erzogen. Die Taufe hatte man weislich zu umgehen gewußt, aber sie wurde Marie genannt, und hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Glauben ihrer Väter. Man wagte nicht, sie in diesem zu unterrichten, aus Furcht, daß sie kindischer Weise es verrathen könne. Ihre Eltern nahmen sich vor, sie nach der Sitte unseres Volkes, in früher Jugend an einen eifrigen, in einem andern Lande wohnenden Israeliten zu verheirathen, und meinten, es würde dann nicht schwer seyn, sie zu dem Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Herr, was soll ich Euch weiter sagen? Josebeth verlor ihre Mutter, als sie kaum dreizehn Jahre alt war, des Vaters Leben war von dieser Zeit an ein täglich sich wiederholendes Sterben. Der gute, gute Samuel litt unsäglich an einem verzehrenden Brustübel; Angst um seine Tochter vermehrte seine Leiden, und als er das Herannahen seiner Auflösung fühlte, schrieb er hieher nach Amsterdam an einen Freund, einen

eifrigen Anhänger unserer Religion, dessen Sohne er schon vor vielen Jahren Josebeths Hand zugedacht hatte. Ach Herr, ich selbst mußte das junge Kind von dem Sterbelager ihres Vaters fortreißen, und es hieher bringen, wo es denn sogleich mit Herren Isaak, Josebeths jetzigem Mann, nach allen Gebräuchen unserer Religion, vermählt wurde. Herr Samuel starb wenige Wochen nachher."

Salomé brach bei diesen Worten in Thränen aus; Alderan ließ sie eine Weile gewähren, doch da sie gar nicht mit Weinen aufhören zu wollen schien, so glaubte er doch, das Gespräch wieder anknüpfen zu müssen.

„Der Tod des guten alten Herrn Samuel ist freilich betrübend," sprach er, „aber es ist einmal in der Natur so hergebracht, daß Kinder ihre Eltern gewöhnlich überleben müssen. Ich sehe noch immer nicht, von welchem Unglück ich die schöne Josebeth befreien soll. Lebt sie vielleicht in unzufriedner Ehe? mit einem mißgestalteten, widerwärtigen Manne? mit einem Haustyrannen, oder einem Geizigen, der sie Mangel leiden läßt?"

„Herr Isaak ist ein schöner Mann, von kaum

dreißig Jahren, die Umgebungen, in denen Ihr seine Frau gesehen habt, konnten Euch belehren, daß er weit davon entfernt ist, es ihr an irgend etwas fehlen zu lassen," erwiederte Salomé, indem sie ihre Thränen trocknete. „Er ist unermeßlich reich, ein Fürst unter den Kaufleuten; Schiffe, von ihm befrachtet, segeln mit allen Winden, in alle Meere hinans, und fahren reich beladen wieder heim. Schon sein Vater war einst im Begriffe, in Gesellschaft mit einem seines Gleichen, wegen einiger, den Handel sperrenden Anordnungen, dem Könige von Dännemark den Krieg anzukünden, und hätte es vollbracht, wenn die hochmögenden Herren es nicht verhinderten; und Herr Isaak ist noch reicher als sein Vater es war," setzte sie mit ziemlicher Selbstzufriedenheit hinzu.

„Worin besteht denn ihr Unglück, hat Josebeth denn hier gar keine Freunde, die ihr hülfreich seyn könnten?" fragte Alderan weiter.

„Keinen einzigen, Herr, darum mußte sie zu Unbekannten sich wenden," antwortete Salomé. „Josebeth bleibt immer daheim, außer ihrer Dienerschaft und mir sieht und kennt sie fast keine lebende

Seele, sogar wenn ihr Mann, was oft geschieht, große Gastmahle gibt, verläßt sie dennoch ihr Zimmer nicht, in welchem sie in tiefer Abgeschiedenheit, Jahr aus Jahr ein, verweilet."

„Ihr Mann ist eifersüchtig!" rief Alderan.

„Keineswegs, Herr," sprach Salomé, „auch gibt Josebeth ihm wahrlich keine Veranlassung dazu. Die Zurückgezogenheit, in der sie lebt, hat sie sich selbst erwählt, aus ihr eigenen Gründen."

„Und diese Gründe?" fiel Alderan lebhaft ein, „o liebe gute Frau, sprecht endlich einmal deutlich aus, was man von mir verlangt. Ich bin auf fast märchenhafte Weise zum Beistande der schönen Frau herbeigerufen worden, ich brenne vor Eifer, ihr zu dienen, wie kann ich es aber, wenn Ihr mich in quälender Unwissenheit über ihre eigentliche Lage lassen wollt?"

„Herr," erwiederte die Alte, „Josebeth trug mir auf, Euch mit der früheren Geschichte ihres Lebens bekannt zu machen, und ich habe es vollbracht; weiter dürft Ihr nichts von mir fordern, ich thue ohnehin schon mehr, als ich vor mir selbst verantworten kann, aber meine Augen sind mir

nicht so werth, als sie es mir ist, ich muß alles alles wagen, um sie glücklich zu sehen, selbst wenn es gegen mein Gewissen geht; doch auszusprechen, was sie von Euch verlangt, geht über meine Kräfte, und sie selbst hat es mir erlassen. Bei Eurer nächsten Zusammenkunft mit ihr sollt Ihr es von ihren eignen Lippen vernehmen."

Alderan bestürmte die Alte mit Bitten, ihn gleich auf der Stelle zu der schönen Frau zu führen, die einen weit tiefern Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, als er vielleicht selbst sich dessen bewußt war, doch Salomé blieb unbeweglich, wie ein Fels.

„Ihr könnt, Ihr dürft ihr Haus nicht wieder betreten, es ist ganz unmöglich," sprach sie, „Euer wiederholter Besuch könnte entdeckt und gefahrbringend werden. Wenn gleich Herr Isaak sie nicht mit eifersüchtigen Augen bewacht, so beobachten Andere jeden ihrer Schritte, Andere, die zu ihrem Verderben weit geneigter und mächtiger sind, als er. Wißt denn, das viel vermögende Oberhaupt unserer hiesigen Gemeine, der mächtige, gewaltige Ober-Rabbiner Manassée, ist der armen Josebeth grimmigster, gefährlichster

Widersacher. Herr, ich thue wohl Unrecht, Euch, einem gebornen Feinde meines armen Volkes, *eine* Verirrung unseres hochverehrten geistlichen Oberhauptes zu entdecken; aber seyd billig, bedenkt den Ausspruch der Weisen: kein Mensch kann allzeit in der Gerechtigkeit wandeln und nicht sündigen, entweder wenig oder viel. Der Ober-Rabbiner, ein stattlicher Mann in seinen besten Jahren, entbrannte in sündiger Liebe gegen die schöne Josebeth, wie einst der weise König David gegen Bathseba; gleich nach unserer Ankunft in Amsterdam hatte er freien Zutritt zu ihr, um die bis dahin in Unwissenheit Gehaltene in dem Glauben ihrer Väter zu unterrichten. Die Unschuldige war damals noch ein halbes Kind, sie verstand seine Meinung nicht, als er, von bösen Trieben verblendet, es wagte, durch unselige Sophistereien, die er seinen Lehren einzuweben verstand, sie vom Wege der Tugend abwenden zu wollen; sie behandelte ihn, wie seine Würde es erforderte, mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit, die ihn noch verwegner machte. Als sie endlich errieth, wie er es meine, war sie zu furchtsam, ihm deutlich zu erkennen zu geben, wie sie über ihn

denke, und mit welchem verachtenden Abscheu sie ihn betrachte. Verblendet vom Wahnsinn der Leidenschaft, wagte er einst, in Abwesenheit ihres Mannes, sich bei nächtlicher Weile in ihr Zimmer schleichen zu wollen. Josebeths Klugheit wußte seinen Anschlag auf eine, ihm schimpflich dünkende Weise zu vereiteln. Erlaßt es mir, Euch das Nähere davon mitzutheilen, genug Manassée, vom Regen durchnäßt, in Zorn und Angst über die Möglichkeit, daß eine, seiner Würde so nachtheilige Begebenheit bekannt werden könne, mußte sich zurückziehen. Er hörte, wie Josebeth ihn verspottete, ich selbst mußte den Weg zum Rückzuge ihm bahnen. Nie, so lange meine Augen offen stehen, vergesse ich die entsetzlichen Flüche, die er damals über Josebeths unschuldiges Haupt herabdonnerte, nie seine noch entsetzlichere Drohung der furchtbarsten Rache, wenn sie sich jemals beikommen ließe, das Abentheuer jener Nacht zu verrathen. Er hat die Macht in Händen, seine Drohungen auszuführen, nur die äußerste Vorsicht in ihrem Betragen kann Josebeth schützen; glaubt mir, er ist gewissermaßen Herr über Leben und Tod, wenn gleich nicht durch

das öffentliche Gesetz, und er bewacht uns seitdem unablässig mit finsterm, unheildrohendem Blick. Ach, und nun habe ich Euch sein Geheimniß verrathen, wehe mir, Ihr könnt uns jetzt verderben!"

Alderan fand das ganze Abentheuer höchst lächerlich, welches Frau Salomé mit vielem Pathos nur in dunkeln Andeutungen ihm mitgetheilt, und hätte es für sein Leben gern umständlicher erfahren, aber er suchte dennoch die bange Frau durch Versicherungen der strengsten Verschwiegenheit zu beruhigen.

„Verlangt Eure Dame nur, daß ich gegen den Rabbiner sie in Schutz nehme, so wäre es kaum nöthig gewesen, deshalb so viele Umstände zu machen," setzte er am Ende hinzu, „mit dem wäre wohl fertig zu werden!"

„Nicht so leicht als Ihr vielleicht denkt, doch Josebeth verlangt von Euch noch viel mehr," erwiederte die Alte. „Kommt Morgen um diese Zeit wieder hieher, vielleicht —"

„Morgen und immer wieder Morgen! Vielleicht und immer wieder vielleicht!" fuhr Alderan unmuthig auf. „Mir dünkt, jetzt wären der Zö-

gerungen bald genug. Durch unsere heutige Zusammenkunft bin ich denn doch im Ganzen wenig gebessert, ich weiß, wer Josebeth ist, aber nicht was ich für sie thun kann. Doch versichert sie meiner unwandelbarsten Ergebenheit, und daß ich, wenn es erforderlich wäre, mein Leben freudig für sie auf das Siel setze. Aber, Frau Salomé, es war doch sehr unbedacht, drei Bälle den Wogen zu übergeben; wenn ich nun um ein Paar Minuten später gekommen wäre, als die andern beiden grün bebänderten Ritter, und Ihr hättet jenes Stückchen Pergament dem Unrechten zugesteckt?"

„Dem Unrechten!" wiederholte Salomé herzlich lachend, „mein schöner Herr, wußten wir denn, ob Ihr der Rechte war't? Und wußten wir denn überhaupt nur, daß Ihr auf der Welt seyd? Geht, geht, Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. Drei Bälle, meint Ihr, hätten wir in die Wellen geworfen? Ihrer zwölfe waren es, sage ich Euch, neune davon sind zu Grunde gegangen oder unbeachtet geblieben, ein Einzelner, das seht Ihr jetzt wohl ein, wäre gewiß nie an seine Addresse gelangt. Doch nun geht, und ver-

geßt nicht, morgen um diese nämliche Stunde, Euch bei mir wieder einzustellen.“

Alderan brachte abermals die Zeit zwischen diesem und dem nächsten Abende in unbeschreiblicher Unruhe zu. Nicht nur der Wunsch, endlich zur Entwickelung seines sonderbaren, sich über die Gebühr in die Länge ziehenden Abentheuers zu gelangen, war es, was ihn quälte, der Eindruck, den Josebeths blendende Erscheinung auf sein Herz gemacht hatte, ließ ihm Tag und Nacht immer weniger Ruhe. Daß sie eine Jüdin war, konnte die Flamme der Leidenschaft nicht ersticken, die immer heftiger in ihm aufloderte, aber sie war verheirathet, von mächtigen Feinden umgeben, er sah keine Möglichkeit vor sich, ein seinen Wünschen entsprechendes Ende dieses Abentheuers herbeizuführen, und konnte doch nicht unterlassen, sich unablässig damit zu beschäftigen.

Noch vor der bestimmten Zeit betrat er abermals Salomé's Zimmer. „Gut, daß Ihr so früh kommt,“ rief diese ihm entgegen, „wir haben eine große Umwandlung mit Euch vor, die viel Zeit wegnehmen wird,“ setzte sie lachend

hinzu, und deutete auf einen vollständigen Frauenanzug, der vor ihr ausgebreitet lag.

„Wie!“ rief Alderan, „ich soll doch wohl nicht gar in diese Kleider mich vermummen?“

„Warum denn nicht?“ erwiederte Salomé, „Ihr werdet doch nicht Umstände machen, wenn es gilt, Josebeth zu sehen und zu sprechen? Diese Gewänder kommen von ihr, sie selbst hat sie getragen. Es möchte auch schwer werden, andere zu finden, die für Euch passend wären; meine Josebeth ist hoch und schlank wie die Zeder auf Libanon; wie an Schönheit und Geist, so überragt sie auch an Höhe und Gestalt fast alle übrigen Frauen. Kommt, kommt, verliert keine Zeit mit unnützen Bedenklichkeiten, da Ihr doch im Voraus wissen könnt, daß Ihr am Ende dennoch einwilligen werdet. Ich selbst will Eure Kammerfrau seyn, Ihr braucht nur den Degen, den Mantel und die Halskrause abzulegen, alles übrige bleibt wie es ist, der lange Rock, der Mantel und der Schleier bedecken alles.“

Alderan ergab sich, nach wenigen, nicht ernstlich gemeinten Einwendungen, in alles was man von ihm verlangte, doch brauchte er die Vorsicht,

ein geladenes Terzerol und ein kurzes Stilet unter seinen Kleidern zu verbergen. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß er in solcher Verkleidung erschien; bei einer großen Maskerade im Haag hatte er, zur Ergötzung des Erbstatthalters, mehrere Stunden lang die Rolle einer Sultanin gespielt, er hatte damals eine ganze Woche vorher sich mit großem Eifer darauf eingeübt, und wußte daher auch in weiblicher Kleidung sich gewandt und anständig zu zeigen.

„Wahrlich ein so hübsches Mädchen, als man nur sehen kann!" rief Salomé, freudig die Hände zusammenschlagend, als sie mit seinem Anzuge fertig war, „seht Euch nur im Spiegel an. Schade, daß Mantel und Schleier Euch verhüllen sollen, Ihr könntet Euch überall sehen lassen, ohne daß man Euch für etwas anders halten sollte, als was Ihr zu seyn scheint. Doch geschwind, wir haben keine Zeit zu verlieren, nehmt noch diesen grünen Zweig, und kommt mit mir."

„Und wohin?" fragte Alderan zögernd.

„In die Synagoge, zum Lauberhüttenfest," war die Antwort, „wir holen Josebeth ab, Ihr

folgt ihr als ihre Dienerin; es ist heute an ihr die Reihe, die Nacht im Zelte zuzubringen."

„Und an Herrn Isaak wahrscheinlich auch," erwiederte Alderan.

„Keineswegs, es wäre gegen das Gesetz," sprach Salomé, „Ihr habt die ganze Nacht bis an den Morgen zu ungestörter Unterhaltung mit ihr vor Euch."

Ein leiser Unmuth überschlich Alderans redliches Gemüth, es schien ihm unrecht, daß die schöne Jüdin ein, ihrem Glauben nach, ihr heilig seyn sollendes Fest, zu einer Zusammenkunft mißbrauchen wolle, deren Endzweck, unerachtet der Leidenschaft, die ihn durchglühte, ihm jetzt in einem etwas unzarten, zweideutigen Lichte zu erscheinen begann. „Mag's seyn!" murmelte er indessen vor sich hin, „was geht es mich an; denkt und fühlt sie so, ich kann es mir schon gefallen lassen, mag sie es mit sich selbst ausmachen."

Josebeths Erscheinung vertilgte indessen sehr bald jede Spur einer unangenehmen Empfindung aus seinem Gemüth, und ließ nur der ungeheuchelten Bewunderung Raum. Mit leichtem Schritt,

wenn gleich ein wenig zögernd, trat sie aus ihrem Hause den Beiden entgegen, grüßte Alderan mit einem kaum bemerkbaren Neigen des Hauptes, und ergriff schweigend Salomé's Arm, während er als Dienerin ihnen folgte. In der Synagoge nahm sie in der Reihe der vornehmern Frauen ihren Platz ein, Salomé und Alderan stellten sich hinter sie. Die Ceremonie begann; sie war nur kurz und bestand im Absingen des 113. Psalms in hebräischer Sprache, im taktmäßigen Erheben und Senken der Zweige, die Alle in Händen trugen, und in mehreren Verneigungen gegen Osten, wo Jerusalem liegt. Alderan ahmte geschickt alles dieses nach, was unter Salomé's Leitung ihm nicht schwer wurde, und als Jedermann, nach beendeter Feierlichkeit sich in die Zelte zurückzog, folgte er der schönen Josebeth mit hochklopfendem Herzen in das ihrige, wohin diese an Salomé's Arm ihm voranging.

Ein eigner Schauder durchrieselte ihn, als er in dem kleinen, aus schweren seidnen Stoffen gebildeten Gemach, der Geliebten sich gegenüber sah. In der in demselben vorherrschenden Dämmerung vermochte er kaum die äußern Umrisse

ihrer hohen schlanken Gestalt zu erkennen, denn nur ein schwacher Lichtschein der zehn, von dem hohen Gewölbe herabhängenden Lampen erleuchtete das Innere der Zelte, in welche Licht zu bringen verboten war.

„Setzt Euch, edler Herr," flüsterte Josebeth mit leisem bebenden Ton, indem sie, auf einer Menge hoch über einander gethürmter Kissen sich niederließ, und ihm, der nicht viel minder befangen war als sie selbst, ein Taburett ihr gegenüber anwies, „und Du meine Salomé," sprach sie zu ihrer alten Freundin, „halte Wacht am Eingange des Zeltes, daß Niemand uns belausche. Was ich diesem Manne vertrauen will, ist Dir nicht unbekannt, Du gute treue Seele, aber ich weiß, daß es Dich schmerzlich betrübt, darum ist es besser, Du hörst es nicht mit an," setzte sie unendlich weich hinzu, und reichte ihr die schöne Hand, die Salomé weinend küßte, und dann an ihren Posten dicht vor dem Zelte sich begab.

„Prüft Euch nochmals, mein edler Herr, ich beschwöre Euch darum bei allem, was Euch heilig und theuer ist," hub Josebeth feierlich ernst an, „ist es wirklich Euer fester Wille, mich, viel-

leicht mit großer Aufopferung, sogar mit eigner Gefahr, von einem Elende zu befreien, das Eure Begriffe noch übersteigt; mich nicht zu verlassen, bis ich in den Hafen gelangt bin, der allein mir Sicherheit gewähren kann? Prüfet Euch ernstlich, denn es ist nicht wenig, was ich von Euch verlange. Ich kenne Eure äußern Verhältnisse nicht, aber Ihr werdet allen entsagen müssen, um einzig mir Euch zu widmen, bis Ihr es vollbracht habt. Kann das Bewußtseyn Euch hinlänglich dafür belohnen, daß Ihr einer unbeschreiblich Unglücklichen Euch annahmt, die ohne Eure Hülfe verloren gehen mußte? die nur mit dieser die Ruhe, den Frieden der Seele, für das ganze Leben, vielleicht sogar das Leben selbst, gewinnen und sich erhalten kann?"

Alderan, tief ergriffen von Mitleid und Bewunderung, ergoß sich in wiederholte Versicherungen der innigsten Ergebenheit, die in diesem Augenblick sein ganzes Wesen wirklich erfüllte. Hingerissen vom Feuer seiner eignen Worte, warf er der schönen Frau sich zu Füßen. Ausdrücke, wie nur heiße glühende Liebe sie eingeben kann, mischten wider seinen Willen sich in das aus voller

Seele ausgesprochene Gelübde, seinen Arm, sein Leben, all sein Denken und Thun, nur ihrem Dienste zu weihen.

„Nicht so, nicht so, edler Herr, wenn Ihr nicht wollt, daß ich, allen Muth verlierend, mich widerstandslos dem Verderben hingeben soll,“ sprach Josebeth, indem sie mit sanfter Gewalt ihn zurückdrängte, und ihn bewog, seinen Platz wieder einzunehmen. „Euer Eifer tröstet mich zwar, doch wie Ihr es meint, meinte ich es nicht, obgleich der Anschein gegen mich spricht. Ich habe früher schon es Euch angedeutet; der Zweck, zu dem ich Euch berief, ist sehr ernster, heiliger Natur, er duldet solche leidenschaftliche Ausbrüche nicht, zu denen nur ein Mißverstehen meiner Euch verleiten kann. Die treue Pflegerin meiner Kindheit hat, auf mein Verlangen, Euch die Geschichte meiner früheren Jugend mitgetheilt; Ihr wißt, ich wurde in Eurem Glauben erzogen, er hat auf das tiefste, er hat unvertilgbar mit meinem ganzen Wesen sich verzweigt, ich kann von ihm nimmer lassen. Die nähere Bekanntschaft mit dem unglücklichen, tief gesunkenen Volke, in dessen Mitte mein Unstern mich geboren werden ließ,

hat in dem herzerhebenden Glauben mich nur noch mehr bestärkt, der meine glückliche Kindheit beseligte. O Herr, laßt mich ohne Rückhalt Euch alles gestehen, ich verabscheue aus tiefster Seele das Judenthum, seine furchtbaren Lehren, seine Sitten, seine mir unbeschreiblich widerwärtig und sinnlos erscheinenden Gebräuche, denen der Mann, dem ich in früher Kindheit ohne Rücksicht übergeben ward, mit allem fanatischem Eifer seines Volkes anhängt. Unsre unmenschlichen Gesetze erlauben ihm fast unumschränkte Gewalt über mich zu üben, ich stehe hülflos da, ohne Beschützer; mein Leben wäre vielleicht verwirkt, wenn man meine wahren Gesinnungen nur ahnen könnte, denn die Macht dieser Rabbiner ist groß im Volke, und sie verstehen es, sie heimlich in ihrem ganzen Umfange geltend zu machen. Rettet, rettet mich vor ihnen," rief Josebeth in immer steigender Bewegung, „ich bin eine Christin, wie Ihr ein Christ seyd, wenn gleich meine Eltern, als ich geboren ward, dem Sakrament der heiligen Taufe mich zu entziehen gewußt haben. Rettet mich, Herr, von Verzweiflung, von zeitlichem und ewigem Verderben, habt Mitleid mit

einem armen jungen ganz verlaßnen Wesen, und rettet mich."

Josebeth brach in heiße Thränen aus, die ihr die Sprache hemmten, und Alderan, nicht minder tief bewegt, ergoß sich von neuem in Betheuerungen der treusten Ergebenheit. „Deutet mir an," rief er, „wie ich Euch befreien kann, und seyd gewiß, daß ich es vollbringe oder zu leben aufhöre. O könntet Ihr mein Herz sehen, wie Gott es sieht! wie es vom heiligsten Eifer Euch zu dienen entbrennet, wie nur Euer Bild, und der unwiderstehliche Zauber der glühendsten Liebe, der innigsten Bewunderung Eures seltnen Werthes es erfüllt! Treu bleibe ich Euch, treu bis in den Tod, das gelobe ich bei dem Heiligsten, das Ihr verehrt, wie ich es verehre."

„O Herr," erwiederte Josebeth, „daß Ihr fortwährend so mich mißverstehen könnt, erhöht mein Elend, und doch habe ich in der weiten Welt Niemand, dem ich mich anvertrauen könnte als Euch. Zwingt mich nicht, mit bangem Zagen den wichtigen Schritt zu thun, der allein vom Untergange mich retten kann, gelobt mir, nie die Gewalt zu mißbrauchen, die ich Euch auf einige

Zeit über mich einräumen muß, weil mein unaussprechliches Elend es erfordert; ehret mein Unglück, versprecht mir, nie, unter keiner Bedingung, mit Worten, die ich, das Eigenthum eines andern, nicht hören darf, mich zu verletzen, oder laßt mich in meinem Jammer, es werde dann aus mir was da wolle!“

Hingerissen von Liebe, Mitleid und Bewunderung, gelobte Alderan, was Josebeth von ihm verlangte, und diese fing nun an, ihm gefaßteren Muthes einen Plan zur Flucht auseinander zu setzen, den sie schon längst in ihren vielen einsamen Stunden sich ersonnen. Alderan sollte nach Frankreich, lieber noch nach Rom sie geleiten, wo sie öffentlich zum christlichen Glauben überzugehen, und dann ihr trübes Leben in irgend einem Kloster zu beschließen gedachte. Während sie noch sprach, erhob sich aber ein gewaltiger Lärmen draußen vor den Zelten und Salomé eilte bleich und zitternd herbei.

„Wir sind verloren, wir sind entdeckt,“ rief sie mit dem heiseren Tone der höchsten Todesangst, „flieht, flieht! doch wohin! Der Ein-



gang der Synagoge ist seit mehreren Stunden schon verschlossen!"

„So soll man hier mich wenigstens nicht finden," erwiederte Alderan besonnen und gefaßt. „Bleibt Josebeth, stellt Euch schlafend, ich bin stumm wie das Grab." Er ließ den Schleier wieder über sein Gesicht fallen, hüllte sich in den Mantel, den er gar nicht abgelegt hatte, schlüpfte behend zum Zelte hinaus, und drängte sich in den dicksten Haufen der aus ihren Zelten herbeieilenden Juden.

„Schemah Israel! Volk des Herrn erwache!" rief es draußen, „ein Christ, ein Goi hat in Weiberkleidern sich in den heiligen Tempel geschlichen, hat ihn entweiht. Fangt den Kelef, den Rozéach, den Schekez, die pegira über sein Haupt."

Josebeth erkannte die Stimme des fürchterlichen Ober-Rabbiners Manassée, und sank besinnungslos hin. Salomé umfaßte mit Todesangst ihre zitternden Knie, beide Frauen, fest aneinander geschmiegt, erwarteten halb entseelt das über sie einbrechende Verderben. Das Getümmel dicht vor ihrem Zelte ward immer lauter und lauter,

alle Bewohner der Synagoge liefen schreiend in wilder Unordnung durch einander.

Indessen hatte Alderan sich in seiner Verkleidung bis an die von Josebeths Zelt entfernteste Ecke der Synagoge zu schleichen gewußt, ohne daß die in wildem Aufruhr umherlaufenden Juden ihn bemerkten. Seine Geistesgegenwart hatte ihn keinen Augenblick verlassen, er war nicht waffenlos, und entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen; im schlimmsten Fall wollte er fest dabei beharren, daß nur Neubegier ihn verleitet habe, sich in dieser Verkleidung in das jüdische Heiligthum einzuschleichen. Getrosten Muthes sah er nach einer Gelegenheit zum Entkommen sich um. Alles hatte dem verschloßnen Eingange der Synagoge sich zugedrängt, in seiner Nähe war Niemand zu erblicken, er beschloß, einstweilen in einem der Zelte sich zu verbergen, bis es draußen ruhiger würde; er stand dicht am Eingange eines solchen, schlüpfte hinein, und fand zu seinem Erstaunen es vermittelst einer kleinen Blendlaterne erleuchtet, die so gestellt war, daß kein Strahl des Lichtes nach Außen dringen konnte. Ohne recht zu wissen, warum er dieses that,



raffte er einige Papiere zusammen, die auf dem Tische lagen, auf welchem die Laterne stand, löschte das Licht aus, und als der Lärm sich nach und nach verlor, und er die Leute wieder in ihre Zelte zurückkehren hörte, wagte er es ebenfalls, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Aus den Reden der an ihm Vorübergehenden nahm er ab, daß der ganze Tumult keinesweges ihn gemeint habe; ein ehemaliger Jude, ein Meschummad, wie seine vormaligen Glaubensbrüder ihn unter tausend Verwünschungen nannten, hatte in Weiberkleidern sich eingeschlichen gehabt, um einige silberne Räucherpfannen und anderes Geräthe zu stehlen; der Dieb war jetzt gefangen und in Verwahrung gebracht, und Alderan glaubte in voller Sicherheit zu Josebeth zurückkehren zu können.

Er fand sie von dem gehabten Schrecken so ergriffen, daß es unmöglich war, das Gespräch fortzusetzen, das auf so tummultuarische Weise unterbrochen worden war. Schweigend brachten alle drei den Rest der Nacht mit einander zu, und verließen die Synagoge sobald sie bei Anbruch des Tages geöffnet wurde.

„Welch ein Engel ist Eure Herrin!“ rief Al-

deran begeistert, als er mit Salomé wieder in ihrer Wohnung war, die er, um jedem möglichen Verdachte vorzubeugen, erst mit einbrechender Nacht wieder verlassen sollte. Die Alte half ihm indessen aus seiner Verkleidung heraus, es ging aber damit weit langsamer her, als beim Ankleiden, denn Alderan betrachtete jedes einzelne Stück derselben lange und mit leuchtenden Augen, weil Josebeth einst es getragen. „Welch ein Geist, welche Reinheit des Gemüths, wahrlich, man könnte ihre Schönheit, so überirdisch sie ist, darüber vergessen. Die Erde trägt ihres Gleichen nicht wieder!“ rief er in einem fort, und als Salomé zuletzt das Halstuch ihm abnahm, riß er es ihr wieder aus der Hand, und bedeckte es mit tausend Küssen. „Liebes, liebes Tuch, das reinste, edelste Herz hat einst unter dir geschlagen, und nun auch das meine!“ rief er, setzte in seiner Begeisterung sich hin und schrieb, ohne auf Salomé's Schelten zu achten, folgende Zeilen auf das Tuch von feiner persischer Seide:

Das theure Tuch! es ruht' an Deinem Herzen,
Das oftmals ängstlich unter ihm geschlagen;
O gib ihm seine holde Stelle wieder.



Und blickt Dein Auge freundlich zu ihm nieder,
So soll es Dir von meinen bittern Schmerzen,
Doch auch von meiner heißen Liebe sagen.

Salomé hatte indessen die Gewänder sorgsam zusammengelegt, ein Medaillon fiel, während sie damit beschäftigt war, aus denselben heraus. Sie nahm es auf; „Weh geschrien, wie kommt Ihr zu diesem Bilde!“ rief sie entsetzt, und hielt ihm das Medaillon hin, welches das Miniaturbild einer sehr schönen Frau in Trauerkleidern ihm zeigte. „Kennt Ihr die Person, die es darstellt? Kennt Ihr die Wittwe Miriam?“

„Wahrlich nein,“ erwiederte Alderan, indem er das Bildchen betrachtete, „doch hätte ich Josebeth nicht gesehen, so würde ich diese Dame ohne Bedenken für die schönste auf Gottes Erdboden halten. Wie ich dazu gekommen bin, kann ich Euch und mir allenfalls erklären, es müssen irgendwo in jenen Kleidern auch noch Papiere stecken, die wahrscheinlich zu demselben gehören.“

Die Papiere wurden gefunden, und Alderan erzählte der staunenden Salomé, wie er in ein von innen erleuchtetes Zelt gekommen sey, und theils aus Neugier, theils aus Uebermuth, theils

er wisse selbst nicht warum, alles dieses unbesehen zusammengepackt und mitgenommen habe."

„Das ist Herrn Isaaks Hand!" rief Salomé und reichte Alderan einen geöffneten Brief, er las Folgendes:

„Geliebteste Miriam, das ist nicht zum Aushalten. Viermal habe ich Euch in Eurer Wohnung vergebens aufgesucht, in alle Häuser bin ich gelaufen, wo ich hoffen konnte Euch zu finden, in allen wart Ihr gewesen. Wärt Ihr doch in diesem einzigen Stücke jener etwas ähnlicher, die ich, oft zu meiner Qual, immer zu Hause antreffen muß. Ihr wißt, was ich im Stande bin, Euch alles zu opfern, um Euch ganz mein Eigen zu nennen; Ihr wißt, daß ich vor keinem Schritte zurückbebe, den Ihr mir andeutet, um zu Eurem Besitz zu gelangen; aber Liebe will auch belohnt seyn. Nicht einmal das längst versprochene Bild habt Ihr mir geschickt, das mich trösten soll, wenn meine Sonne sich mir verbirgt. Macht ein Ende meiner Qual, die mich Tag und Nacht martert."

„Dieses ist wohl die Antwort auf Herrn Isaaks vortreffliches Billet-doux," sprach Alde-

ran, indem er ein zweites der mitgenommenen Papiere ergriff und las:

„Hier ist das Bild, unvernünftiger Mensch, damit Ihr doch endlich zufrieden gestellt werdet. Statt ohne Noth zu toben, solltet Ihr Euch erinnern, daß jetzt endlich mein zweites Wittwenjahr in wenigen Tagen überstanden seyn wird, während welchem das Gesetz mir verbot, die Eure zu werden. Jetzt, guter Freund, wird es allmählich Zeit zu handeln, statt ohne Ursache zu schelten und zu klagen. Ihr wißt was geschehen soll und geschehen muß. Sind Eure Bande gelöset, wie sie es werden müssen, dann . . .“

„Die schöne Schreiberin wurde an dieser Stelle wahrscheinlich durch den Lärm in der Synagoge unterbrochen,“ sprach Alderan lachend. „Aber gute Frau Salomé, was habt Ihr denn? Warum zerrauft Ihr Euer Haar und geberdet Euch so entsetzlich? Diese Verirrung eines ungeliebten Gatten kann die edle Josebeth doch nicht betrüben? Je unwürdiger er sich zeigt, je leichter muß es ihr werden, ihn zu verlassen.“

„Herr, Herr, Ihr sprecht wie ein Unwissen-

der, seht Ihr denn nicht? Habt Ihr denn nicht das Entsetzliche gelesen?" rief Salomé.

„Was soll ich sehen, was soll ich gelesen haben?" erwiederte Alderan, „es scheint freilich aus dieser saubern Correspondenz hervorzugehen, daß Euer Herr Isaak Lust haben könnte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, sie zu verstoßen, wie Eure unhöfliche Nation es nennt, doch dieses dünkt mich aber kein so großes Unglück, sie erhält dann auf bequemere Weise ihre Freiheit wieder, und kann ihren frommen Wunsch um so . . ."

„Scheiden lassen? Sie verstoßen? Und ihre ganze reiche Mitgift zurückgeben, wie er dann muß, wenn er keines offenbaren Vergehens sie überführen kann?" unterbrach Salomé ihn; „nein, dafür stehe ich Euch, das wollen weder er noch Miriam, da gibt es andre, weniger kostspielige Mittel und Wege, die jene Furie ihm wohl anzudeuten vermag. O Herr, Ihr kennt nicht jene schöne, gleißende Schlange, die sich die unumschränkteste Herrschaft über Josebeths Gatten zu erringen gewußt hat! Von außen ist sie die Anmuth selbst, von innen zerstörendes Gift,

Ich sehe wohl, die bescheidene Josebeth hat sich nicht entschließen können, Euch alles zu sagen. Miriam ist aus spanischem Geschlecht, ihr Vater, ebenfalls ein heimlicher Jude, lebte lange in Ehre und Ansehen am Hofe des spanischen Gouverneurs in Brüssel, dort ward sie früh dem Laster vertraut. Herr Isaak lernte sie kennen und lieben, als sie in fast unmündiger Jugend zum ersten Mal Wittwe geworden war, er wollte schon damals sie heirathen, doch sein Vater widersetzte aus gültigen Gründen sich dieser Verbindung. Halb überredet, halb aus Eigennutz vermählte er sich späterhin mit der beklagenswerthen Josebeth. Miriam verlor vor zwei Jahren ihren zweiten Gatten, sie zog hieher, sie ist noch immer eine der schönsten Frauen in Holland, Isaak sah sie wieder, und von neuem entbrannte in ihm die alte Leidenschaft; er hat von jeher die arme Josebeth mit schneidender Gleichgültigkeit behandelt, jetzt haßt er sie, und möchte sie vernichten, seit sie allein es ist, die seiner Verbindung mit der früher Geliebten entgegensteht, denn sein Vater, der redliche Greis, ist seit zwei Monaten todt."

Während Salomé so sprach, hatte sie die

Frauenkleider, welche Alderan getragen, zusammengepackt; ein drittes Papier, das sie bis dahin übersehen, fiel ihr dabei in die Hände, sie betrachtete es lange mit großer Aufmerksamkeit. „Das ist Manassées Hand," rief sie endlich, „ein Brief an Miriam, zwar in Chiffern geschrieben, aber an einigen darin verstreuten Buchstaben erkenne ich seine Schriftzüge. Wehe der Unschuld, wenn diese beiden, ihre grimmigsten Feinde, sich zu ihrem Verderben verbanden. Mich ergreift eine ungeheure Angst, ich muß auf der Stelle zu Josebeth, sie zu warnen, sie möglichst zu schützen, wenn man das Aergste wagen sollte, wenn vielleicht Gift — bleibt ruhig hier, edler Herr, pfleget der Ruhe, Ihr bedürft ihrer."

Salomé nahm aus einem Wandschranke eine kleine Phiole, ergriff das Päckchen mit den Kleidern, und eilte davon, ohne sich aufhalten zu lassen. Nach einigen Stunden kehrte sie mit erheitertem Gesicht wieder zurück; und Alderan verließ mit einbrechender Dämmerung ihr Haus, um sich wieder in seine Wohnung zu begeben, wo er den ganzen folgenden Tag sich ruhig zu halten versprach.

Schon nahte wieder der Mittag, und Alde-

ran saß in Nachdenken versunken, als die Thüre seines Zimmers sich leise in ihren Angeln drehte, und zu seinem höchsten Erstaunen Salomé verstört und athemlos hereintrat.

„Sie ist hin, sie ist verloren, und Ihr allein, Ihr mit Eurem unverantwortlichen Leichtsinn habt dem Verderben sie zugeführt!“ rief die zitternde todtbleiche Frau in wildem Schmerz. Alderan starrte sie an, als sey ein Gespenst ihm erschienen. „Sie ist todt?“ war alles, was er tonlos hervorbringen konnte, und hielt, durch und durch erschüttert, an einem der Pfosten seines Bettes sich fest, um nicht umzusinken.

„Gefangen! Allen Augen verborgen, in tiefer Kerkersnacht, in den Händen des Ober-Rabbiners, ihres ergrimmten Feindes,“ jammerte Salomé. „Wer wird vor dem grausamen, furchtbaren Manne sie retten! Wehe, wehe über Euch, über mich! Nie wird sie das Licht der Sonne mehr schauen.“

„Gefangen! Nur gefangen, wie konntet Ihr so mich erschrecken!“ sprach Alderan, und athmete hoch auf aus erleichteter Brust, „sie lebt noch, sie athmet noch, Gott sey Dank, sie ist

uns nicht rettungslos verloren.“ Er ergriff seinen Degen, verbarg einen Dolch in seinem Gürtel, untersuchte seine Pistolen. „Geschwind,“ sprach er, „sagt mir, während ich zu ihrer Befreiung mich waffne, wie es möglich ward, daß sie gefangen genommen wurde, stellt Eure unzeitigen Klagen ein, verliert keine Minute, an jeder hängt vielleicht ihr Leben, sagt mir nur, wo sie ist.“

„Wo sie ist? Wüßte ich es, ich stünde nicht hier,“ erwiederte Salomé und rang verzweifelnd die Hände. „In dieser Stunde ward sie in einem dicht verschloßnen Wagen fortgeführt, ich hörte nur noch, daß noch heute der Kahal zusammenberufen wird. Rabbiner und die Oberältesten unsres Volks sollen Gericht über sie halten.“

„Gericht halten über sie! Heiliger Gott! Diese Sünder, diese Verruchten über einen Engel des Lichts!“ rief Alderan.

„Ihr seyd der Sünder, Ihr seyd der Verruchte, der in dieses Elend sie stürzte,“ erwiederte Salomé glühend vor Zorn. „Euch trieb der Teufel der Eitelkeit, jene schlechten Verse, die Euch gewiß bewundernswürdig dünken, auf ihr Tuch

hinzukritzeln, das Josebeth mir für Euch geliehen, und diese elenden Zeilen sind die Quelle ihres Unglücks. Möge die Hand verdorren, die sie niederschrieb, und die meinige auch, die das Tuch ihr überbrachte, statt, wie ich zuerst Willens war, es in's Feuer zu werfen, wohin es gehört! Miriam, die seit langer Zeit Josebeths Zimmer nicht betrat, besuchte sie heute, wahrscheinlich um zu erforschen, ob Josebeth um den Raub weiß, ihn vielleicht veranlaßte, den Ihr in ihrem Zelte an ihr begangen. Sie so wohl, als der unwürdige Herr Isaak sind beide darüber in großer Verlegenheit, das habe ich deutlich bemerkt. Das unselige Tuch lag ausgebreitet da, Josebeth hatte so eben die Verse wieder gelesen. Sie sind den scharfen Augen der giftigen Schlange nicht entgangen, obgleich die arglose Josebeth es nicht bemerkte, denn kaum hatte Miriam mit gleißender Freundlichkeit Abschied genommen, so trat Herr Isaak in's Zimmer, er, der sonst nie um diese Stunde kommt. Sein Auge suchte und fand sogleich den Ort, wo der Beweis Eures gränzenlosen Leichtsinns noch offen da lag; vergebens strebte Josebeth das Unglückstuch zu verbergen,

er entwand es gewaltsam ihren Händen, las unter Hohngelächter die Verse ab. O meine arme, arme Tochter, welche schonungslose Fragen mußte sie über sich ergehen lassen! In der niedrigsten Sprache des Pöbels. Vergebens war ihr Bitten um Gehör, vergebens stellte sie die Würde der Unschuld ihm entgegen. Der Wüthende stürmte fort mit seinem Raube, nachdem er Josebeth in ihrem Zimmer eingeschlossen. Bald darauf erschien Rabbi Manassée in allem Prunk seiner geistlichen Hoheit, viere der Oberältesten begleiteten ihn. Josebeth ward fortgeführt, um einsam im Kerker zu harren, bis ihre Schuld oder Unschuld an das Licht der Sonne gebracht sey. Meine unschuldige Taube, mein reines, unbeflecktes Lamm ward fortgeführt, wohin, wohin haben sie es gebracht? In Kellern und Gewölben dieser großen Stadt haben sie viele heimliche Kerker, die kein Auge zu erforschen vermag. Sie sprechen unbefugt das Bluturtheil aus, und scheuen sich nicht, es eben so heimlich zu vollstrecken, als es ausgesprochen ward. Die Richter des Landes spähen ihren Thaten nicht nach, denn was kümmert diese Leben oder Tod eines Mitgliedes unsres

verachteten, zertretenen Volkes! O Josebeth! Josebeth! um Dich fährt mein greises Haupt mit Kummer beladen zur Grube!"

Die Alte zerschlug in wildem Jammer ihre Brust, zerraufte ihr Haar, und Alderan, der sie bis jetzt hatte ungehindert reden lassen, um nur den eigentlichen Verlauf des Vorgegangenen zu erfahren, bemühte sich lange vergebens, sie zu einiger Besinnung zu bringen. „Kommt," sprach er, als sie sich einigermaßen erholt hatte, „kommt, mäßiget Eure gerechten Klagen, wir müssen jetzt handeln. Begleitet mich vor Gericht; der Rath dieser Stadt ist in dieser Sache weder von Vorurtheil geblendet, noch von Eigennutz bestochen; ihm will ich sie vorlegen, vor ihm will ich als der Freund, der Vertheidiger der Unschuld muthig auftreten —"

„Und Josebeth vollends verderben," fiel Salomé ein. „Sprecht vor Gericht was Ihr wollt, betheuert bei allem was Euch heilig ist das Gegentheil, alle werden in Euch doch nur den beglückten Liebhaber der Angeklagten sehen, Niemand wird Euren Versicherungen, daß dem nicht also sey, Glauben schenken, und Josebeth ist zwiefach

verloren, denn den Verlust ihres guten Namens überlebt sie nicht. Die Rabbiner gewinnen durch Euer Dazwischentreten neue Gewalt über sie. Als Ehebrecherin angeklagt, wird sie, mit Schimpf und Schande bedeckt, aus ihrem Hause, aus der Gemeine verstoßen . . ."

„Und sind jene unseligen Verse nicht genug, um Verdacht gegen sie zu erregen?" wandte Alderan ein.

„Verdacht, aber keinen Beweis," antwortete Salomé, „Euer Auftreten für sie würde als solcher betrachtet werden; Ihr könntet nicht umhin, zu gestehen, daß Ihr es seyd, der jene Verse geschrieben, und würde man dadurch auch nicht erfahren, daß Ihr bei'm Lauberhüttenfest eine ganze Nacht in verbotener Verkleidung bei ihr in ihrem Zelte zugebracht?"

Alderan schwieg, betroffen von dem richtigen Ueberblick der Alten, die jetzt all ihren gewohnten Scharfblick wieder erhalten zu haben schien. „Sehen, sprechen müssen wir sie aber doch," rief er endlich, „Gold, Juwelen, alles, was ich besitze, soll mir nicht zu kostbar seyn, um mir den

Weg zu ihr zu bahnen. Ihre Wächter sind Juden, sie werden zu erkaufen seyn."

„Wüßte ich nur, wo sie verborgen sie halten!" erwiederte Salomé. „Sogar den Ort ihrer Versammlungen wissen sie in tiefes Dunkel zu hüllen, und verändern ihn oft. Doch verweilt hier nur wenige Zeit," setzte sie nach einigem Nachsinnen hinzu, „gelobt mir, nichts zu unternehmen, bis ich wieder bei Euch bin. Mir ist, als habe ein Strahl von Oben mich erleuchtet, ich kenne den Rabbiner Eléazar, er ist jung, er ist nicht gesinnt wie die andern, er war mir von jeher freundlich, vielleicht gelingt es mir, durch ihn — bleibt, bleibt, so schnell als möglich kehre ich zu Euch wieder zurück."

Josebeth saß indessen einsam und streng bewacht in einem, unter einem großen Magazine tief in die Erde gegrabenen kellerartigen Gewölbe, wo kein Laut von ihr bis zur Außenwelt hinaufdringen konnte. Das Haus, zu welchem dieses gehörte, stand unbewohnt, weil kein Christ in der unmittelbaren Nähe der Juden wohnen mochte, diese aber hatten schon seit vielen Jahren die da-

zu gehörenden großen Speicher und Keller zum Aufbewahren ihrer Handelsgüter gemiethet, und benutzten sie zuweilen auch dazu, um jeden Verdacht abzuwenden. Eigentlich aber diente ihnen dieses Gebäude zu heimlichen Versammlungen, wenn sie über wichtige Angelegenheiten ihrer Gemeine sich berathen wollten. Auch der Kahal wurde hier oft zusammenberufen, eine Art hoher Rath, in welchem die Rabbiner und Oberältesten des jüdischen Volks über die Uebertreter des mosaischen Gesetzes Gericht hielten. Manches blutige Urtheil war in früheren Tagen hier im Verborgenen ausgesprochen, und manche dunkle That, unter dem Scheine der Gerechtigkeit, in der Finsterniß verübt worden. Zwar waren die Juden keineswegs dazu berechtigt, eigenmächtige Rechtspflege auszuüben, sie standen unter den Gesetzen der Republik, wie jeder andere Einwohner des Landes; aber so lange sie die öffentliche Ruhe nicht störten, ward ihnen dennoch manches übersehen. Nur in Fällen, wo es ruchbar wurde, daß sie gar zu eigenmächtig verfahren waren, wurden sie durch schwere Geldbußen bestraft, über die sie freilich Ach und Weh' schrieen, durch die

sie aber dennoch nur zu noch größerer Vorsicht bewogen wurden.

Wenige Stunden nach Josebeths Verhaftung hatte der Kahal sich über ihrem Haupte versammelt, und auch Isaak war als Ankläger gegenwärtig. Manassée, im vollen Prunk seiner Amtswürde, stand finster wie eine drohende Gewitterwolke neben dem Tisch, auf welchem das beschriebene Tuch ausgebreitet lag, und trug mit orientalischem Pompe seines Freundes Klage vor. Die Klugheit, mit der er seine Worte stellte, die Gewalt seiner hochtönenden Beredtsamkeit betäubte alle seine Zuhörer, sie konnten nur mit offnem Munde seine hohe Weisheit bewundern. Isaak sekundirte ihn auf's Beste, mit überlautem Wehgeschrei, mit herzbrechenden Bitten um strenge Gerechtigkeit. Das verrätherische Tuch ging von Hand zu Hand wie bei einer Auction, es wurde so genau und mit so großem Ernst betrachtet, wie weiland des ermordeten Julius Cäsar Gewand, als Antonius es in voller Versammlung dem römischen Senate vorzeigte. Die alten Rabbiner bewaffneten ihre Habichtsnasen mit Brillen, um jedes Pünktchen der verrätherischen Schrift zu untersuchen, alle ver-

einten sich, es mit großem Geschrei für den reden=
den Beweis der schamlosesten, bis jetzt in Israel
unerhörtesten Frechheit und Verworfenheit zu er-
klären. Isaak mußte die unseligen Verse unzählige
Mal ablesen und abbuchstabiren hören; Manassée
bemühte sich, jedem Worte derselben die allerver-
fänglichste Deutung zu geben, man berathschlagte
lange und heftig, was zu thun sey, um in diesem
verworrenen Falle die volle Wahrheit an das Licht
zu ziehen, und endlich war es über alle dem so
spät geworden, daß die Versammlung auseinander
gehen, und die entscheidende Sitzung bis zum
folgenden Tage verschieben mußte, bei welcher
Josebeth zum förmlichen Verhör vorgeführt wer=
den sollte.

In ihrer langen Kerkernacht bedachte Josebeth
indessen, wie sie in der fürchterlichen Stunde,
der sie entgegen ging, sich zu benehmen habe.
Der Augenblick schien freilich gekommen zu seyn,
in welchem sie Manassée anklagen und die ver-
worfene Art bekannt machen könne, mit der er
früher es versucht, sie selbst vom Pfade der Tugend
abzuleiten, aber sie hatte keinen Beweis, keinen
Zeugen gegen ihn, außer Salomé, deren Zeugniß

gegen das hochverehrte Oberhaupt der Gemeine gewiß nicht als gültig angenommen werden würde. Sie überlegte, ob es nicht rathsam wäre, gleich jetzt ihren Uebertritt zur christlichen Religion bekannt zu machen, um sich dadurch der Gerichtsbarkeit der Rabbiner zu entziehen; aber sie wußte, daß sie doch immer noch in der Gewalt ihrer dann zwiefach erbitterten Feinde bliebe: eine bange Ahnung durchschauerte sie, daß diese, von Manassée dazu angefeuert, als Abtrünnige und Verbrecherin, sie einer doppelten Strafe würdig finden, und im Dunkel des Kerkers eines heimlichen, schauervollen Todes sterben lassen könnten. Und so beschloß sie denn endlich, muthig im reinen Bewußtseyn der Unschuld vor ihre Richter zu treten, und sich zu vertheidigen, so gut sie dieses könne, ohne den Grund von Manassées grimmigem Haß gegen sie anzugeben, und den Mächtigen dadurch noch mehr zu erbittern.

Und so geschah es denn auch. Im vollen Glanz der Jugend und Schönheit erschien Josebeth vor ihren Richtern, in deren Mitte auch Isaak, ihr Ankläger, sich befand. Sie trat so furchtlos, mit so edlem Anstande auf, ihr Auge strahlte so

leuchtend, im Bewußtseyn ihrer innern Würde und Reinheit, daß selbst Isaak sie nicht anzublicken wagte, sogar die ältesten Rabbiner konnten sie nicht ohne Rührung und Theilnahme betrachten, während sie ihren Platz vor den Schranken einnahm, hinter welchen ihre Richter auf einer Erhöhung saßen. Das Tuch ward ihr vorgezeigt, sie konnte nicht abläugnen, daß es ihr gehöre, daß sie es mehrmals getragen, und daß ihr Gatte es ihr einst als eine Seltenheit von nicht geringem Werthe geschenkt.

„Wer schrieb diese Zeilen auf dieses Tuch?“ begann Manassée mit finsterm Ernste das Verhör.

„Ich selbst;“ erwiederte Josebeth fest und bestimmt.

„Ihr selbst!“ wiederholte Manassée fast höhnend. „Und wenn Ihr es waret, die sie schrieb, warum suchtet Ihr in sichtbarer Angst das Tuch vor Eurem Gatten zu verbergen? Warum wolltet Ihr es ihm entreißen, als er es dennoch ergriff? Warum vertheidigtet Ihr es mit aller Kraft und versuchtet sogar, es ins Kaminfeuer zu werfen, so daß er sich gezwungen sah, es mit Gewalt Euren Händen zu entwinden?“

„Weil ich seinen bittern Spott fürchtete, der bei ähnlichen Gelegenheiten mich immer ohne Schonung traf," antwortete Josebeth; „Rabbi Manassée, Ihr war't einst mein Lehrer, Euch ist nicht unbekannt, daß ich von jeher mich solchen Spielen meiner jugendlichen Phantasie gern überließ. Mancher meiner früheren poetischen Versuche hat damals sogar Euch ein Beifall aussprechendes Lächeln entlockt. Ich lebe sehr einsam, sehr abgeschieden von jeder Gesellschaft, mein Gatte meidet meine Nähe, anstatt sie zu suchen; seit ich mit ihm vermählt bin, bleiben Bücher, besonders Romane, meine einzige Gesellschaft, mein einziger Zeitvertreib, meine einzige Freude. Ich will nicht abläugnen, daß meine Phantasie von ihren abentheuerlichen Gebilden mehr erfüllt ist, als sie wohl sollte, daß ich vieles aus ihnen in mein Leben übertrug, und mich bestrebte, jene idealen Erfindungen eines reichen, hochbegabten Geistes, in die verödete, freudenlose Wirklichkeit überzutragen, die mich umgibt. Mein ganzes Wesen, die Einrichtung meiner Zimmer, sogar meine vom Gewöhnlichen abweichende Art, mich zu kleiden, bestätigen dieses, und ich habe darüber

schon manchen Tadel von Freunden und Feinden mir gefallen lassen müssen. Von innen so lebhaft angeregt, von außen allein, und immer allein, bin ich wohl zu entschuldigen, wenn ich endlich darauf verfiel, ähnliche abentheuerliche Begebenheiten zu ersinnen, als die, welche meine tägliche Unterhaltung ausmachen, sie in meiner Phantasie bis in die kleinsten Nebenumstände auszubilden, um mich nur der furchtbarsten Langeweile zu entziehen. So habe ich denn auch, im Namen eines nur in meiner Einbildung lebenden Romanhelden, jene Verse auf dieses Tuch geschrieben. Wollt Ihr mir nicht Glauben schenken, so fühle ich mich berechtigt, Euch aufzufordern, mir zu beweisen, daß ich den schmählichen Verdacht verdiene, der Euch bewog, mich in diese unwürdige Lage zu versetzen, nennt mir den Mann, stellt mir ihn gegenüber, von dem Ihr argwöhnet, daß ich um seinetwillen die heiligste meiner Pflichten verletze; könnt Ihr dieses aber nicht, so hört auf, eines Phantomes wegen mich zu verfolgen, und entlaßt mich ehrenvoll aus meiner schimpflichen Haft."

„Junge Frau, bis jetzt hat man Euch noch nicht einer Verletzung der Euerm Manne schul-

digen Treue angeklagt, warum vertheidigt Ihr Euch? Je mehr Ursache Ihr habt, auf Eure Tugend stolz zu seyn, je willkommner muß es Euch seyn, daß wir, nach dem Buchstaben des Gesetzes Alles versuchen, um sie in ihrem hellsten Glanze hervortreten zu lassen," erwiederte Manassée mit bitterm Hohn.

Josebeths ganzes Herz entbrannte in edlem Zorn bei diesen Worten. „Rabbi," sprach sie, „ich will mit einer Antwort, wie ich sie Euch zu geben wohl berechtiget wäre, Euch verschonen; ich will Euch nur erwiedern, daß keiner auf Erden lebt, der genauer und inniger als Ihr, von der Reinheit meines Wandels, aus hinreichenden Gründen überzeugt ist und es seyn muß."

Manassée schien eine ähnliche Antwort erwartet zu haben, denn so wie er ausgesprochen hatte, stand er mit ziemlichem Geräusche von seinem Platze auf, um die Stimmen der Richter einzusammeln, so daß Josebeths Worte an den mehresten ungehört und unbeachtet vorübergingen. Nachdem er die Stimmen unter den dabei gewöhnlichen Zeremonien gesammelt und überzählt hatte, wandte er sich mit feierlichem Anstande

gegen die Angeklagte, und verkündete ihr, daß sämmtliche Richter, mit Ausnahme eines Einzigen, übereingekommen wären, die Entscheidung dieses sonderbar verwickelten Falles dem unmittelbaren Ausspruch Gottes zu übergeben, indem ihr eignes menschliches Wissen dazu nicht hinreiche. Er ermahne sie also, sich bereit zu halten, nach uraltem durch das Gesetz geheiligtem Gebrauch, vom Wasser der Eifersucht zu trinken, als den einzigen Weg, die Schuld zu bestrafen, oder die Unschuld auf das Glänzendste an das Licht zu bringen.

Dieser altjüdische Brauch war bei der damaligen Generation fast ganz der Vergessenheit verfallen, obgleich keineswegs aufgehoben. Mehrere ihrer, als Weise hochverehrten Rabbiner hatten sogar in ihren Schriften erklärt, das Wasser der Eifersucht habe seine Kraft verloren, seitdem das auserwählte Volk Gottes, fern vom gelobten Lande, seiner eigentlichen Heimath, in alle Welt verstreut sey, und unter dem Scepter der Gottlosigkeit schmachten müsse. Um dieses Wasser zu bereiten, mußte ein Priester unter mancherlei Gebeten und Zeremonien folgende Worte auf Pergament schrei-

ben: „Die Frau, die ihrem Manne treulos ward, sey verflucht, und sterbe eines qualvollen Todes;" diese wurden der, wegen eines solchen Vergehens Angeklagten hierauf vorgelesen, bestand sie darauf, für schuldlos zu gelten, so wurde die Schrift von dem Pergamente in ein Glas Wasser geschabt und, nach abermals darüber ausgesprochenen Gebetsformeln ihr zu trinken gegeben. Nach dem Glauben der Juden, mußte sie, wenn sie des Verbrechens schuldig war, gleich darauf unter furchtbaren Zuckungen zu Boden sinken, und ihr Leben unter entsetzlichen Qualen aushauchen; war sie aber schuldlos angeklagt, so diente dieses Getränk nur dazu, den Glanz ihrer Schönheit noch zu erhöhen.

Die Rabbiner mußten auf Josebeths Verlangen ihr erklären, was mit dem Wasser der Eifersucht gemeint sey, von dem sie nie zuvor gehört hatte. „Furchtlos," erwiederte sie ihnen, „furchtlos würde ich dieser und jeder Probe meiner Schuldlosigkeit, die man von mir verlangen könnte, mich unterwerfen; ja, ich will lieber Gott zu meinem Richter mir wählen, als Menschen, aber er würdigt uns nicht mehr zum

Schutze der hülflosen Unschuld, unmittelbar mit seinen Wundern einzutreten, wie er wohl ehemals zur Zeit unserer Väter that. Deshalb fühle ich nur das Entehrende der mir vorgeschlagenen Probe, und kann nicht darauf eingehen. Mein Wandel lag stets klar und offen vor Aller Augen da, mein Ruf vor der Welt blieb stets unbescholten, ich kann und werde darauf bestehen, daß man meinen Worten glaube, oder mich der Schuld überführe."

„Der weise Rabbi Aben Esra thut den Ausspruch in seinen Schriften: „Es ist kein Mensch, der allezeit in seiner Aufrichtigkeit wandle und nicht sündige," erwiederte Manassée, sich zu den Richtern wendend.

„Lange Jahre sind verflossen, seit Gott nicht mehr auf die Weise, wie Ihr es mit mir vorhabt, zum unmittelbaren Gericht über Recht und Unrecht angerufen ward," sprach Josebeth, „der Gebrauch dieses Gottesurtheils ist seit Menschengedenken verjährt, es kann meine so fälschlich angetastete Ehre nicht retten, man wird sagen, jenes Wasser habe seine Kraft verloren, wenn ich die Probe überstehe. Warum soll ich, deren

Wandel bis heut auch nicht der leiseste Hauch der Verläumdung berührte, warum soll ich die Erste seyn, bei der sie erneut wird? Ich kann mich dem nicht unterwerfen."

„Frau Josebeth, Ihr vergeßt, vor wem Ihr steht," erwiederte Manassée ernst und streng. „Ich war einst Euer Lehrer, habt Ihr den Ausspruch des weisen Rabbiners Mosche bar Majeman vergessen? Gleichwie dem Menschen seinen Vater zu ehren und zu fürchten anbefohlen ist, also ist er auch schuldig, seinen Lehrer mehr als seinen Vater zu ehren und zu fürchten, denn sein Vater hat ihn zu diesem Lehrer gebracht, aber der ihn die Weisheit lehrte, bringt ihn zum künftigen Leben. Ferner heißt es: Es soll Jeder Acht geben, daß er vor seinem Lehrer aufstehe und ihm diene, so wird ihm solches zugerechnet, als ob er der göttlichen Majestät dienete. Ihr wendet ein, der Gebrauch dieses Gottesurtheils sey verjährt? Ich, das Oberhaupt der Rabbiner, Manassée-Ben-Israel erneue ihn heute. Im Talmud steht geschrieben: die Worte der mündlichen Lehre sind dem Gesetze gleich. Darum hört meinen Ausspruch: Ihr unterwerft Euch der Euch vorge-

schriebenen Probe, oder Eure fernere Weigerung wird Euch als Bekenntniß der Schuld angerechnet, und dann über Euch durchaus gerichtet nach dem Buchstaben des Gesetzes."

„Wohlan, so bereitet Euer Getränk!" rief Josebeth nach einigem Besinnen. „Rabbi Manassée," setzte sie tief empört über die Frechheit ihres Widersachers hinzu, „so widerwärtig diese Probe mir ist, so ist sie mir doch weit angenehmer, als die, auf welche vor einiger Zeit mich zu stellen Ihr für gut fandet."

Manassée erbebte innerlich, aber er behielt seine gewohnte Fassung bei, indem er gebot, die Angeklagte einstweilen zu entfernen, bis alles bereit sey. Dann schritt er unter den vorgeschriebenen Formalitäten, zu der Bereitung des entscheidenden Wassers, ohne auch nur die kleinste derselben zu übergehen. Mit finsterm Blick sah er sich heimlich nach seinen Mitrichtern um, alle murmelten mit gesenktem Haupte und am Boden haftenden Blicken die Gebete nach, die er ihnen vorsagte, er benutzte den günstigen Augenblick, um, von Keinem bemerkt, den Inhalt eines kleinen Papiers, das er in seinem weiten Aermel verbor-

gen trug, in das ohnehin von dem Pergament getrübte Wasser zu schütten, mengte alles wohl durcheinander, und erklärte, daß es vollbracht sey, und Josebeth wieder vorgeführt werden solle.

Josebeth erschien. Ihr Fuß berührte kaum den Boden, ihr Auge strahlte in unaussprechlicher Hoheit, sie glich in diesem Augenblick keinem sterblichen Wesen, sie war anzuschauen wie der Engel des Gerichts auf van Eyk's trefflichem Bilde, der am Ende aller Tage die furchtbare Wage hält, um die Thaten der Sterblichen zu wägen. In ihrem ahnungsvollen Gemüthe empfand sie deutlich, was hier geschehen sey, sie wußte es, sie ging dem Tode entgegen.

„Dieses ist also der entscheidende Trank!" sprach sie gefaßt, und empfing mit fest auf ihn gerichteten Blick den Becher aus Manassées Händen, dann wandte sie sich gegen ihre versammelten Richter. „Weise Erklärer der Gesetze," sprach sie, „Ihr seyd überzeugt, daß dieses Getränke nur der Verbrecherin todt bringend, jedem andern aber völlig unschädlich ist?" Die Rabbiner bejaheten dieses mit stummem Neigen ihrer Häupter, und Josebeth erbat sich noch einen leeren Becher, der

ihr auch gereicht ward. Sie goß mehreremal das Getränk aus einem Becher in den andern, um die Bestandtheile desselben recht mit einander zu vermischen, dann vertheilte sie es in beide Becher in zwei gleiche Theile.

„Ihr vergönntet mir einst, Euch Vater zu nennen,“ sprach sie zu Manassée gewendet, „Ihr kennt mich genug, um mit mir zu empfinden, wie tief in diesem Augenblick das Gefühl der mir widerfahrenden Schmach mich niederdrückt, darum bitte ich Euch, mildert diese meine große Qual, indem Ihr unter diesen Bechern einen wählt, und den Trank mit mir theilt. Euch kann er nicht schädlich werden, mir allein bleibt die Gefahr; seyd zum letzten Mal mild gegen mich, und erhört meine Bitte.“

„Tochter Israels,“ erwiederte Manassée, indem er den innern Schauder, der ihn ergriff, durch ein würdevolles Benehmen zu verbergen suchte, „was Du verlangst, kann Dir nicht gewährt werden; es streitet gegen die Vorschrift des Gesetzes bei dieser heiligen Handlung, auch wir, Priester und Leviten, sind strengen Vorschriften

unterworfen, die wir nie zu überschreiten wagen dürfen."

„Sollten sie schwerer zu überschreiten seyn, als etwa die verschlossene Gitterthüre eines Gartens? Habt Ihr selbst mich nicht belehrt, daß Eure hohe geistliche Würde Euch den engeren Banden des Gesetzes überhebt?" fragte Josebeth, niederschmetternde Hoheit im Blick, mit fester, lauttönender Stimme.

Ein leises Murmeln lief durch die Versammlung, die Rabbiner sahen sich untereinander an, als wolle jeder im Auge des andern die Erklärung dieser seltsamen Worte lesen. Manassée ergrimmte innerlich, er eilte, die Richter über ihre Meinung, in Hinsicht auf Josebeths noch nie vorgekommnes seltsames Begehren zu befragen, um dadurch jeder Aeußerung seiner Mitbrüder zuvorzukommen, die etwa laut werden möchte. Die Todesangst entpreßte ihm dicke Schweißtropfen, er verwünschte den Muth und die Fassung der jungen Frau, die ihn zu verderben drohten, und bereute von Herzen, sie bis dahin getrieben zu haben. Die Rabbiner stritten indessen mit großem Geschrei über die Beantwortung der ihnen vorge-

legten Frage. Die eifrigsten Anhänger Manasséés behaupteten, daß es die Würde des Gesetzes erniedrigen und beleidigen hieße, wenn man sich herausnehmen wolle, es nach dem Willen der Schuldigen zu beugen, aber viele der. Rabbiner waren dagegen der Meinung, daß eine an sich unschädliche Nachsicht, gerade in einem so seltnen Fall, nicht nur verzeihlich, sondern sogar lobenswerth sey. Rabbi Eléazar erhob endlich seine Stimme: „man soll," sprach er, „den Schnabel des Raben mit Oel netzen, wenn die Adler dazu einwilligen, so spricht der weise Rabbiner Samuel von Marocco, und die Meinung dieses seines Ausspruches ist, daß man das Recht mit Milde handhaben soll, so oft dieses ohne Verletzung desselben geschehen kann."

Manassée ward durch diese allgemeinen Beifall findenden Worte eines der geachtetsten Weisen seines Volkes dermaßen in die Enge getrieben, daß er keinen andern Ausweg sah, als sich in ein anstoßendes Kabinet zu begeben, um, wie er vorgab, den Herrn um unmittelbare Erleuchtung in diesem verwickelten Falle anzuflehen, eigentlich aber, um sich mit sich selbst in der Stille

zu berathen. Er sah ein, daß er unvorsichtiger Weise Josebeth auf einen Punkt getrieben habe, wo es völlig bei ihr stand, ihn, seine Ehre, sein Ansehen beim Volke gänzlich zu vernichten, sobald sie bemerkte, daß sie ohnehin verloren sey. Er fühlte, daß er das von ihm bereitete Getränk mit ihr theilen müsse, um ihr die Hoffnung zu lassen, daß es wirklich unschädlich sey, und sie dadurch zum Schweigen zu bewegen, und beschloß endlich in halber Verzweiflung das Aeußerste zu wagen. Ein kleines Büchschen mit Theriak, das er immer bei sich trug, und dessen Inhalt er jetzt verschluckte, stärkte seinen Muth. Diese damals in hohem Ansehen stehende Arzenei, war eine Art Latwerge, man sagt, sie sey von einem Leibarzt des Kaisers Nero erfunden; sie wurde unter geheimnißvollen Zeremonien aus beinah siebzig verschiedenen Species zusammengesetzt, und galt allgemein für ein Universalmittel gegen alle möglichen Uebel, besonders aber für ein unfehlbares kräftiges Gegengift, dessen Wunderkraft man in ganz Europa, vor allem aber in Frankreich, festen Glauben schenkte.

Josebeth hatte, während der Verhandlung

zwischen den Rabbinern, sich in einer Ecke des Saales auf die Kniee geworfen, und betete leise und inbrünstig um Rettung aus dieser Gefahr zu dem einzig wahren Gott, dem sie mit ganzer Seele sich ergeben. Sie erhob sich langsam mit verklärtem, leuchtendem Gesicht, als Manassée wieder hereintrat und sich ihr näherte.

„Tochter Israels," sprach er mit so viel Fassung als er nur aufzubringen vermochte, „der Herr hat seinen Diener gewürdigt, ihn zu erleuchten, er hat ihm erlaubt, Milde zu üben, Dein Verlangen soll Dir gewährt seyn, ich werde den verhängnißvollen Becher mit Dir theilen, und Du wirst daran dankbar erkennen, daß es Deiner Richter heißester Wunsch ist, Dich vollkommen gerechtfertigt zu sehen."

Josebeth würdigte ihn keiner Antwort; sie goß nochmals den Inhalt beider Becher aus einem in den andern, um ihn recht durcheinander zu mischen, vertheilte ihn abermals in zwei gleiche Hälften und reichte dann die Becher dem Ober-Rabbiner zur Auswahl hin.

„Großer, gnädiger Gott," rief sie mit lauter Stimme, indem sie ihren Becher hoch über ih-

rem Haupte erhob, „rette die Unschuld und strafe das Verbrechen!“ Manassée rief den Gott Abrahams an, beide setzten zu gleicher Zeit den Becher an die Lippen, als im nämlichen Augenblick lautes, wildes Getümmel sich vor dem Saale erhob. Die Thüre desselben erbebte von gewaltigen Schlägen. „Oeffnet, öffnet die Thüre im Namen der Obrigkeit,“ rief draussen eine gebietende, alles übertönende Stimme.

Manassée setzte erschrocken den bei weitem nicht halb geleerten Becher hin, und Josebeth folgte seinem Beispiel. Die zitternden Rabbiner verließen ihre Plätze, und drängten sich, wie Schutz suchend, um Josebeth her, Manassée aber, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, war in einen Stuhl gesunken.

„Tochter Israels!“ rief er von dort aus, „jetzt zeige Deinen oft gepriesenen Edelmuth, Deine Geistesstärke; erkläre denen, die gewiß nur um Deinetwegen uns so überfallen, daß es ferne von uns war, Dir Leid zuzufügen oder zufügen zu wollen. Tritt hervor, sprich für uns, der Wahrheit gemäß.“

Der Lärmen draussen hatte sich indessen ge-

waltig vermehrt, er glich zuletzt dem Toben des wild empörten Meeres, und die Angst der Rabbiner stieg mit ihm in gleichem Maaße. „Oeffnet die Thüre, oder sie wird eingeschlagen," rief es aus viel hundert Kehlen, und als keiner der Juden Muth genug hatte, diesem Befehle Folge zu leisten, donnerten wiederholte mächtige Schläge an die Thüre, ihre Angel klirrten, ihre Schlösser gaben nach, und endlich fielen beide Flügel derselben mit lautem Krachen und zerschmettert in den Saal hinein. Ein junger Matrose, mit einer Streitaxt bewaffnet, war der erste der hineindrang, mit wildem Geschrei drängte sich die aufgebrachte Menge ihm nach. „Noch lebt sie, dort steht sie," rief der Matrose, „zu Boden mit ihrem Verfolger!" er wollte auf Manassée zu, der starr und regungslos da saß, doch das zwischen beide einstürmende Volk verhinderte ihn daran. Alles drängte sich um Josebeth her. „Ich lebe, ich bin unverletzt!" rief sie alle ihre Kraft zusammennehmend und überlaut, „hier gibt es nichts zu rächen oder zu strafen, jeder Tropfen Bluts, der hier um meinetwillen vergossen würde, müßte laut um Rache zum Himmel aufschreien." Das Volk

jubelte laut, jeder wollte in der Nähe die schöne Frau sehen, von der einer dem andern erzählte, daß die Juden sie hätten ermorden wollen, weil sie dem jüdischen Glauben entsagt und sich taufen zu lassen Willens sey.

Die Rabbiner hatten sich indessen in ihrer Todesangst wieder auf ihren etwas erhöhten Platz zusammengedrängt, denn die ihn umgebenden Schranken schienen ihnen doch einige Sicherheit zu gewähren, und Josebeth stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor dem Eingange desselben zu ihrem Schutze hin.

„Christen, nun bald meine Brüder," sprach sie so laut sie es nur vermochte, „vergönnt mir gleich beim Uebertritte zu Euch, die edelste Eurer Lehren zu üben, und meinen Feinden zu vergeben, indem ich Euch um Schonung ihrer anflehe. Ihr, Herr Isaak! gehört leider auch unter ihre Zahl;" zwei stämmige Matrosen packten den Zitternden so wie sie gegen ihn sich wandte, und schoben ihn vorwärts, bis er dicht vor ihr stand.

„Ihr kanntet meine Unschuld," fuhr sie mit mildem Blick und sanfter Stimme fort, „Ihr wart fest überzeugt in Eurem Gemüthe, daß ich

unfähig bin, die Euch gelobte Treue zu verletzen, so lange Ihr berechtigt seyd, sie von mir zu fordern, und dennoch konntet Ihr mich anklagen! Die Ursachen, die Euch dazu bewogen, sind mir eben so wenig ein Räthsel, als Euch selbst; doch fürchtet nichts von mir, ich habe die Beweise davon in Händen, aber ich werde Euch nicht verrathen. Keine Macht auf Erden soll mich aber jetzt länger verhindern, hier laut zu erklären, daß ich von dem heutigen Tage an zum christlichen Glauben mich bekenne, in welchem ich erzogen ward, und den ich von jeher im Herzen getragen habe."

„Und Schutz und Hülfe Eurer Glaubensbrüder soll Euch dabei werden, wackre junge Frau, verlaßt Euch darauf," rief eine kräftige Stimme aus dem Haufen hervor, und ein stämmiger, wohlgekleideter Mann mittleren Alters, dem Jedermann bereitwillig Platz machte, drängte sich hervor zu Josebeth hin. Dieser war kein andrer als myn Heer Jan van der Velt, dessen meine Leser sich vom Anfange dieser Geschichte her noch erinnern werden. „Schlagt ein," rief er, indem er Josebeth die Hand bot, „und folgt mir in

mein Haus, dort sollt Ihr Schutz, Belehrung und alles finden, dessen Ihr bedürft, und meine liebe Hausfrau Katharina wird wie eine Schwester Euch aufnehmen, denn es ist ja Menschen- und Christenpflicht, Euch bei Eurem frommen Vorsatz nach Kräften beizustehen. Euch, Herr Isaak, kündige ich aber im Namen der Obrigkeit an, daß Ihr zufolge der Gesetze unserer Stadt acht Tage Bedenkzeit behaltet, ob Ihr, nach dem Beispiel Eurer Ehefrau, Euch ebenfalls zum Christenthume bekehren wollt oder nicht. Wollt Ihr nach dieser Frist noch in Eurem blinden Glauben beharren, so ist Eure Ehe dadurch aufgehoben, Ihr gebt Eurer Frau ihr eingebrachtes Vermögen heraus, und jedes von Euch wird fortan als vollkommen frei betrachtet; bekehrt Ihr Euch aber, so bleibt Frau Josebeth Eure Gattin nach wie vor, denn so will es das Gesetz unsrer Republik."

„Ich werde zur rechten Zeit meine Erklärung über dieses alles einreichen," stotterte Isaak, und machte unter dem verhöhnenden Gelächter des Volkes sich eilends davon.

Unruhiges Getümmel erhob sich inzwischen un-

ter den Rabbinern, von Furcht halb erstickteS Wehegeschrei und Jammergeheul. Die angesehensten der eben gegenwärtigen Bürger traten hinzu, Manassée war im Verscheiden, er hatte schon während der ganzen Verhandlung unter fürchterlichen Zuckungen dagelegen.

„Der Gott unsrer Väter hat durch ein sichtbares Wunder gerichtet!" rief Eléazar, indem er in der Stellung eines Propheten die Hände zum Himmel erhob. „Beide, Josebeth und er, haben unter Anrufung des Allerhöchsten von dem geheimnißvollen Wasser getrunken, er ist dahin, und sie steht siegreich da."

„Gift, Gift, wo sind die Becher!" rief Salomé, ausser sich vor Entsetzen und Freude, „der Giftmischer stirbt an seinem eigenen Gifte! Wo sind die Becher? untersucht die Becher." Neues Getümmel entstand unter dem Volke, die Becher waren umgestürzt, doch in einem derselben war noch genug vom Bodensatz geblieben, um ihn gerichtlich untersuchen lassen zu können, und er ward sogleich sichern Händen übergeben.

Salomé war indessen bis zu Josebeth hindurch gedrungen. „Wenn Du gerettet bist, so hat meine

Vorsicht Dich gerettet, Du Kind meines Herzens," rief sie. „Edle Herrn, ich ahnete seit mehreren Tagen, wie man ihrem Leben nachstelle, ich habe mit Arzeneien sie versehen, die jeder Vergiftung vorbeugen, ich hatte von meinem Großvater sie ererbt, der ein weltberühmter Arzt gewesen ist, und . . ."

„Ich habe noch heute Morgen Deine Tropfen genommen, ich fühle keinen Schmerz, ich bin wohl, sehr wohl," sprach Josebeth, und sank erbleichend in Salomés Arme.

„Kommt, kommt nach Hause, junge Frau, hier darf Eures Bleibens nicht länger seyn," rief Herr van der Bolt, indem er ihren Arm ergriff, um sie fortzuführen, „ärztliche Hülfe muß in jedem Falle Euch werden, Ihr habt gar zu viel ausgestanden, mehr als menschliche Kräfte vermögen, besonders die einer Frau."

Indem er Josebeth durch die Menge mehr trug als führte, machte ihm diese willig Platz, doch nur um sich gleich hinter ihm wieder zusammen zu schließen, in der Absicht, ihn mit der Geretteten im Triumphe bis in sein Haus zu begleiten. Josebeth fuhr schaudernd zusammen, als sie

das wilde Jubelgeschrei hörte, mit dem man sie beim Heraustreten begrüßte, doch ihr Führer wußte schnell von der lästigen Begleitung sie zu befreien. Am nächsten Kanal hob er sie mit Salomés Hülfe in ein verdecktes Boot, und brachte sie sicher, bequem, und allen neugierigen Blicken entzogen, bis an sein Haus. Dort empfing sie Frau Katharina mit der ihr eignen gutmüthigen Freundlichkeit, und bemühte sich auf das sorgsamste, der geistig und körperlich Müden, die ihr höchstnöthige Ruhe und Pflege zu verschaffen.

Der augenblicklich herbeigerufene Arzt erklärte nach einigen zwischen Furcht und Hoffnung hingebrachten Stunden, daß keine schädlichen Folgen der beabsichtigten Vergiftung mehr zu befürchten wären. Manassée war indessen gestorben, sey es, weil er mehr als Josebeth von dem Wasser getrunken hatte, das, wie bei der Untersuchung des im Becher zurückgebliebenen Bodensatzes sich ausgab, wirklich mit einem schnell und heftig wirkenden Gifte vermischt gewesen war, oder auch weil sein berühmter Theriak sich weniger kräftig bewiesen hatte, als Salomés Arkanum. Zorn, Verzweiflung, Furcht und Entsetzen, mochten indessen

auch viel dazu beigetragen haben, den plötzlichen Tod des Rabbiners herbeizuführen, der eigentlich ein Glück für ihn war; denn nach der Entdeckung der beabsichtigten Vergiftung möchte er schwerlich der Ahndung von Seiten der damals sehr streng geübten Gerechtigkeit, und einem noch härteren Schicksal entgangen seyn.

Nach Art aller Frauen, empfand Josebeth erst nachdem sie dieselbe mit eben so viel Muth als Besonnenheit überstanden, den ganzen Umfang der Gefahr, in der sie geschwebt hatte, und nun erst entsetzte sie sich davor. Alles, was sie an ihre nächste Vergangenheit erinnerte, erfüllte sie mit bangem Grauen, die Scenen, die sie in ihrem Gefängniß hatte erleben müssen, gingen, sobald sie dem Schlummer sich hingab, in ängstlichen, fieberhaften Träumen an ihr vorüber, und schreckten sie auf, und Salomê durfte Wochenlang es nicht wagen, ihr die näheren Umstände ihrer Rettung mitzutheilen, so sehr auch der guten, aber sprachlustigen Alten danach verlangte, der Herold ihrer eignen Thaten zu werden.

Schon war die dem Isaak gesetzte Frist abgelaufen, und er genöthigt gewesen, Josebeths Ver-

mögen, in Folge seiner Erklärung, daß er beim Judenthum beharren wolle, in van der Volts Hände niederzulegen, der als Josebeths gerichtlich bestätigter Vormund es sich sehr angelegen seyn ließ, ihr Interesse mit großer Pünktlichkeit wahrzunehmen; schon war die Ehe Josebeths durch di Veränderung ihres Glaubens für aufgehoben erklärt, und der würdigste und geehrteste Geistliche in Amsterdam hatte schon angefangen, ihren Geist wie ihr Gemüth durch die erhabene Lehre zu trösten und zu erleuchten, zu der sie hinfort mit voller Ueberzeugung sich bekennen wollte, als sie endlich sich stark genug fühlte, Salomés Bericht von dem, was ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, zu vernehmen.

Salomé erzählte ihr zuerst von ihrem Besuche bei Alderan, von seinem Entsetzen über Josebeths Gefangennehmung, von dem Muth, dem glühenden, nichts fürchtenden noch schonenden Eifer, mit dem er selbst das Unmögliche zu ihrer Rettung versuchen, oder mit ihr untergehen wollte; und ging dann zu ihrem Besuche bei Eléazar über.

Sie hatte diesen über Josebeths hartes Ge-

schick und seiner Mitbrüder Benehmen nicht weniger entrüstet als betrübt gefunden. In der Aufregung, in der sie ihn antraf, hatte er nicht nur den Ort, wo Josebeth gefangen gehalten wurde und der Kahal am nächsten Morgen sich versammeln wolle, ihr entdeckt, er hatte ihr auch vertraut, daß, auf Manasséés Antrieb, schon in der ersten vorläufigen Versammlung der Rabbiner beschlossen worden wäre, bei dieser Gelegenheit den uralten, längst verjährten Gebrauch des Wassers der Eifersucht zu erneuen, und Josebeth demselben zu unterwerfen. Salomé blickte schaudernd ihn an, und las mit Entsetzen in seinen umdüsterten Zügen, daß auch ihm eine Ahnung, gleich der, die sie empfand, das Herz beklemme, obgleich er es nicht wagen mochte, solche auszusprechen. Auch Salomé schwieg, aber sie fühlte, daß kein Augenblick zur Rettung der über alles geliebten Josebeth mehr zu versäumen sey. Ihr heller Scharfsinn, ihre genaue Bekanntschaft mit dem Charakter des düstern, rachsüchtigen Manassée, ließen ihr keinen Zweifel darüber, daß er sich nimmermehr diese Gelegenheit entgehen lassen würde, Josebeths Leben und Ehre mit einem

Schlage zu vernichten, ohne sich dabei im mindesten der Gefahr auszusetzen, als ihr Mörder betrachtet zu werden. Salomé wußte, zu welchem gränzenlosen Hasse verschmähte Liebe in einem unedlen Gemüthe sich umwandlen kann, auch war ihr nicht unbekannt, daß er noch immer vor einer Entdeckung seines ehemaligen Betragens gegen Josebeth heimlich zittre. War sie dahin, so war er gerächt und zugleich seine Ehre und sein Ansehen bei seinem Volke auf immer gesichert.

Der einzige Weg zur Rettung, der in dieser Todesgefahr eines hochgeliebten Wesens sich der treuen Dienerin zeigte, widerstand zwar ihrer alten Anhänglichkeit an ihren Glauben und ihr Volk, aber sie zögerte dennoch nicht, ihn einzuschlagen. Spät wie es war, eilte sie sogleich zu Frau Katharina van der Volt, diese war die einzige Christin, zu der sie Zutrauen hegte, denn sie hatte bei dem kleinen Handel, den Salomé nach Art ihres Volkes nicht unterlassen konnte zu betreiben, ihr immer freundlich begegnet, und ihr gezeigt, daß sie wegen ihrer seltnen Rechtlichkeit sie achte, und keinesweges dem niedrigen Trosse ihrer Nation sie gleichstelle. Zum Glück war Frau

Katharine daheim, und ließ die ihr wohlbekannte Jüdin sogleich vor sich kommen, die dann auch nicht ermangelte, unter einem Strome von Thränen ihr ganzes Herz vor ihr auszuschütten, und besonders darauf das größte Gewicht zu legen, daß Josebeth als Christin erzogen, und gewillet sey, öffentlich zur christlichen Kirche überzugehen, weshalb die Rabbiner sie mit um so größrer Erbitterung verfolgten, und sie lieber tödten würden, um nur nicht eine, durch Ansehen, Schönheit und Reichthum so ausgezeichnete Frau sich abtrünnig werden zu sehen.

Die gute, fromme Katharine wurde durch alles dieses sehr gerührt und zur Theilnahme aufgeregt; sie säumte keinen Augenblick, ihren Mann mit in den Rath der Frauen zu ziehen, und dieser benahm sich dabei wie es für einen so wackern, mit den Gesetzen der Republik wohlbekannten Bürger von Amsterdam sich gehörte und gebührte. Nachdem er, durch mehrere schlau gestellte Fragen an Frau Salomé, sich so ziemlich von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt hatte, machte er sogleich sich auf den Weg, um die nöthigen Anstalten zu Josebeths Befreiung zu treffen. Als

ein angesehener und allgemein geachteter Bürger, ward es ihm nicht schwer, von der obrigkeitlichen Behörde zu allem ermächtigt zu werden, was er in dem vorliegenden Falle für nöthig finden würde; auch ward eine Anzahl Polizeidiener ihm zugegeben, um im Falle der Noth Gewalt anzuwenden, wenn bloßes Zureden bei den Juden nichts fruchten sollte. So machte er sich denn am folgenden Morgen in Salomés Begleitung auf den Weg, aber er vermochte nicht, ihn so schnell zurückzulegen, als er es wohl gewünscht hätte.

Die Holländer sind von Natur, unerachtet ihrer scheinbaren Gelassenheit, ein eben so neugieriges als eifriges Volk, sobald ihre Theilnahme rege gemacht wird; die Nachricht, daß die Juden eine Frau ihres Glaubens morden wollten, um sie zu verhindern, eine Christin zu werden, hatte wie ein Lauffeuer sich verbreitet, wozu auch Frau Salomé das ihrige redlich beigetragen hatte, um dadurch die Anzahl der Helfenden zu vermehren. Herr van der Bolt, durch mancherlei Formalitäten aufgehalten, hatte sich an der Spitze seiner kleinen Schaar von Polizeidienern erst ziemlich spät in

Bewegung setzen können, das Häuflein seiner Begleitung mehrte sich aber lawinenartig bei jedem Schritt den er that, überall eilten Leute aus allen Ständen herbei, die sich, mit dem besten Willen mitzuhelfen, dem Zuge anschlossen, besonders bezeigten die Matrosen sich dabei sehr thätig, wie das in Seestädten immer der Fall ist; eine Menge Bekannte traten an Herrn van der Bolt heran, um sich den Vorgang umständlich erzählen zu lassen, das Fortschreiten ward durch alles dieses verzögert, und man mußte es beinah als ein Wunder ansehen, daß Josebeth nicht wirklich das Opfer dieser Verzögerung wurde.

Josebeth fiel lautweinend ihrer alten Freundin um den Hals, sobald diese ihre sehr umständlich vorgetragene Erzählung beendet hatte. „O Salomé!“ rief sie, „Du meine zweite Mutter, nur Dir verdanke ich mein Leben, mein zweites, schöneres Leben, und Dir, Deiner Pflege im Alter sey es fortan auch geweiht. Ich will Dich lieben und ehren, als wärst Du in der That meine Mutter, nenne mich immer Dein Kind, Deine Tochter; ich will die liebendste Tochter

Dir seyn, denn Dir verdanke ich Alles, Glück, Ehre und daß ich noch athme. Du, Du allein hast mich gerettet, nicht er, der sein Leben für meine Befreiung hinzugeben, mit tausend Eiden mir schwur. Wo war er denn? Wo war Alderan, während Du mit so großer Aufopferung für meine Rettung bemüht warst?"

„Alderan?" fragte Salomé lächelnd, „Alderan? Er war nicht weit von Euch. Habt Ihr denn den jungen Matrosen nicht bemerkt, der die Streitaxt, die er in Händen trug, so kräftig zu führen gewußt, daß die Thüre von seinen gewichtigen Schlägen zerspalten, mitten in die Versammlung Eurer Feinde hineinfiel? Ich hatte um Euretwillen ihm diese Verkleidung beinah aufgezwungen, denn ich bedachte, daß sein Erscheinen in seiner wahren Gestalt, Euch in den Augen Eurer Freunde wie Feinde Nachtheil bringen, sein unerwarteter Anblick sogar Euch selbst, vielleicht in einem wichtigen Augenblicke, verwirren könne, während er unerkannt und unbemerkt kräftiger für Euch zu wirken im Stande war. Von Euch ungesehen, stand er während der ganzen Zeit, zu

Eurem Schutze bewaffnet, in Eurer Nähe; seiner Vorsorge verdankt Ihr es, daß jenes Boot bereit lag, Euch aufzunehmen, er half unserem Hausherrn Euch in Eurem halb bewußtlosen Zustande hinein zu heben, er war mit unter den Ruderern, und trug Euch, als wir landeten, in dieses Haus. Seitdem irrt er, schon viele Wochen lang, um dasselbe herum, in der Hoffnung, Euch nur einmal am Fenster zu erblicken. Er bittet inständigst, nur einmal vor Euch gelassen zu werden. Könnt Ihr diese Gunst ihm versagen wollen? Seyd Ihr wirklich so undankbar? Nun so tretet wenigstens an das Fenster, um Euch ihm von Ferne zu zeigen, und ihn wenigstens eines freundlichen Grußes zu würdigen, ich wette, er steht irgendwo verborgen, und betrachtet mit Sehnsucht dieses Haus."

Josebeth erröthete, blickte schüchtern zu Salomé auf, ein schnell vorüber gleitendes Lächeln verklärte ihr bleiches Gesicht, aber sie blieb schweigend.

„Liebe Tochter, vergönnt mir ein vertrauliches Wort," sprach Salomé weiter. „Ihr seyd nun

einmal zum Christenthume übergegangen, es betrübt mich schmerzlich, aber nach allem, was Ihr von unsern Leuten erfahren und leiden mußtet, kann ich Euch deshalb nicht tadeln. Eure unglückliche Ehe ist aufgelöst, Ihr seyd frei, aber zu jung, zu schön, zu reich, um es bleiben zu können. Eure Schönheit, vielleicht mehr noch Euer Vermögen, werden die Freier schaarenweise herbeiziehen, doch nie werdet Ihr unter Euren neuen Glaubensgenossen ein so heiß, so treu liebendes Herz finden, als das des, wie ich fürchte, ganz von Euch vergessenen Alderan. Bedenkt, daß er bereit war, Euch seine Liebe mit Gefahr seines Lebens zu beweisen, Euch alle seine Verhältnisse, all' seine Pläne für die Zukunft zu opfern, ehe nur der schwächste Schimmer von Hoffnung ihm . . .“

„Sprich nicht weiter, ich darf so Dich nicht weiter reden hören,“ unterbrach Josebeth sie, „aber verkenne mich darum nicht; schilt mich nicht undankbar,“ setzte sie wehmüthig ernst hinzu. „Sage dem edlen Alderan, daß ich nie seine Bereitwilligkeit, mir zu helfen, vergessen werde, daß mein

Herz — daß er immer — daß ich selbst — Du siehst es Salomé, wie Deine zur Unzeit angebrachten Reden mich verwirrt haben, so daß ...“

„Ich sehe alles, und ich möchte der arme Alderan sähe es auch,“ erwiederte schlau lächelnd Salomé, „aber was soll ich denn nun ihm eigentlich sagen?“

Josebeth blickte ein wenig verlegen vor sich nieder. „Salomé,“ sprach sie nach kurzem Nachsinnen sich wieder ermannend, „muß ich es Dir denn wiederholen? Deine Reden, Deine Fragen sind sehr zur Unzeit angebracht. Zu heilige, zu ernste, zu wichtige Gedanken und Entschlüsse beschäftigen in dieser Zeit mein Gemüth, als daß ich es irdischen Plänen und Wünschen für meine fernere Zukunft zuwenden könnte; ich will und darf es nicht. Auch bin ich entschlossen, dieses mein Wittwenjahr, denn als solches muß ich es betrachten, in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen, wie es für eine Wittwe sich ziemt. Ich werde jede Gesellschaft meiden, nur Dich nnd die, welche so freundlich in ihrem Hause

mir eine Freistatt boten, werde ich neben dem würdigen Manne sehen, welcher durch seine heiligen Lehren mir die Bahn zu einem höheren, bessern Leben eröffnet. Dies ist mein unabänderlich fester Wille; meine Ehre, mein guter Name vor der Welt erfordern, daß ich davon nicht abgehe. Niemand soll auftreten und behaupten dürfen, daß andre Gründe, als die heiligsten und reinsten, mich zu dem wichtigen Schritte bewogen haben, den ich gethan."

„Und nach Ablauf Eures sogenannten Wittwenjahres begrabt Ihr Euch lebendig in einem Kloster?" fragte Salomé etwas mißmuthig.

„Nicht doch, meine Religion kennt keine Klöster," erwiederte Josebeth freundlich, „ich bin im protestantischen Glauben erzogen und werde fest dabei beharren; aber freilich blieb ich als Kind zu unbekannt mit den christlichen Einrichtungen, so daß ich wirklich bis jetzt geglaubt habe, wir hätten ebenfalls solche Zufluchtsorte für Unglückliche, wie ich damals war. Theile Alderan die Gründe mit, die mich bestimmen,

vor Ablauf eines ganzen Jahres weder ihn, noch andere Gesellschaft zu sehen, sage ihm, daß ich, so lange ich athme, ihn als den treusten, edelsten Freund in meinem Herzen hochhalten und niemals seiner vergessen werde; daß nichts meine jetzige stille Zufriedenheit trübt, als die tief gefühlte Unmöglichkeit, ihn vor seiner Abreise sehen und meinen innigen Dank für alles, was er für mich gethan und thun wollen, ihm aussprechen zu dürfen. Sage ihm auch, daß ich ihn auf das Dringendste bitte, nicht länger in Amsterdam zu verweilen, sondern zu seinem frühern Plane zurückzukehren, meine guten Wünsche sollen ihn begleiten, wohin er auch gehen mag. Ist das Jahr verflossen, das ich einsam und von der Welt geschieden zubringen muß, kehrt er einst wieder in meine Nähe zurück, so werde ich unser Wiedersehen als einen Freudentag feiern . . .“

„Und finde ich ihn dann liebend und treu wieder, so wie er war, als er ging, so darf er hoffen, mich nicht unerbittlich zu finden, auf diese Weise darf ich Eure schöne lange Rede doch wohl ergänzen, wenn gleich nicht mit ausdrückli-

chen Worten? Der Arme darf doch nicht in Verzweiflung scheiden?" fiel Salomé ein.

Josebeth erwiederte ihr keine Silbe, sie stand auf und ging in ihr Kabinet. Salomé sah erstaunt ihr nach. „Sie will ihren Willen haben, das seh ich wohl, und es könnte sie erzürnen, wenn ich weiter in sie dringen wollte," sprach sie endlich zu sich selbst. „Der gute Alderan muß sich darein ergeben. Doch glaube ich, ihn mit gutem Gewissen nicht ganz ohne Trost fortschicken zu dürfen, und dieses Jahr hat denn doch auch am Ende nur zwölf Monate wie die andern, die gehen auch vorüber."

Alderan ergab sich mit größerer Fassung in Josebeths Ausspruch, als Salomé es von ihm erwartet hätte. Sein eignes feines Gefühl für Recht und Ehre zwang ihn, Josebeths Benehmen nicht nur zu bewundern, sondern auch zu billigen, so weh es ihm auch that; der Trost, den Salomé ihm mit auf den Weg gab, daß diese Entfernung eigentlich nur dazu dienen solle, die Geliebte von seiner unveränderlich treuen Liebe zu

überzeugen, trug viel dazu bei, seinen Muth zu erheben und zu stärken, und so nahm er denn die erste Gelegenheit wahr, nach Stockholm überzuschiffen, wie Josebeth es gewollt.

Einige Monate später wurde Josebeth vor unzähligen Zuschauern und mit vieler Feierlichkeit durch die Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen. Sie erhielt wieder den Namen Marie, den sie als Kind geführt, und die Vornehmsten der Stadt strebten nach der Ehre, Pathenstelle bei ihr zu vertreten. Myn Heer van der Volt und seine freundliche Hausfrau waren unter der Zahl derselben, und ließen es sich nicht nehmen, den festlichen Tag mit einem großen Gastmahle zu beschließen. Marie hielt treu an ihrem Vorsatze, den Rest des Jahres in strenger Zurückgezogenheit zuzubringen. Sie blieb unter dem gastfreundlichen Dache, das zur Zeit der Noth sie aufgenommen hatte, half mitunter Frau Katharinen ihre Wirthschaft besorgen, wandte zu einer ernsteren Ausbildung ihres Geistes und ihrer Talente mehrere Stunden des Tages an, als sie früher ihr hatte widmen

können, und ward unter diesen harmlosen Beschäftigungen immer liebenswürdiger und weiblicher, indem sie allmählich jene überspannte romanhafte Ideenwelt aus dem Gesichte verlor, in die sie früher, durch unnatürliche Verhältnisse, sich hatte flüchten müssen, um nicht geistig unterzugehen.

Nach Verlauf des Jahres kehrte Alderan, voll Sehnsucht und halb banger, halb freudiger Erwartung mit unveränderten Gefühlen zurück. Der Zutritt zu der Heißgeliebten ward ihm ohne Weigerung gewährt; er fand sie schöner, blühender wieder, als er je sie gesehen, und seine treue Liebe erregte bald den schönsten Wiederklang in ihrem, bis dahin freudenarmen, verödeten Herzen. Beide wurden vor den nämlichen Zeugen am nämlichen Altar, wo Josebeth die Weihe der Taufe erhalten, durch den nämlichen Geistlichen auf immer einander verbunden. Alderan führte seine junge Gattin in sein Vaterland, entsagte fortan allen wilden Kriegesfahrten, kaufte an den schönen Ufern der Loire sich an, und beide führten ein langes, beglücktes und beglückendes Leben,

bis sie spät, beinah zu gleicher Zeit, hinüberschlummerten, umringt von einem froh um sie erblühenden neuen Geschlechte. Der Tag der großen Ueberschwemmung von Amsterdam ward von ihnen, so lange sie lebten, als das schönste ihrer häuslichen Feste, in Freude und Lust hoch gefeiert.

Die Brunnengäste.

„Gut, daß ich Dich hier treffe," rief der Baron Rainertshausen, indem er seinen Neffen beim Arm ergriff, der eben in eine der vielen eleganten Butiken unter dem Säulengange vor dem Kursaal zu schlüpfen versuchte. „Sage mir nur, Adelbert, was ich von Dir denken soll," fuhr er fort, indem er, je heftiger er in seiner Rede wurde, immer schneller unter den Säulen mit ihm auf und ab ging. „Sieh' Dich nicht so nach Steigerwalds Krystallsachen um, Du kannst ein ander Mal Deine Einkäufe besorgen, jetzt mußt Du mir Rede stehen. Seit den wenigen Wochen, die Du von Deinen Reisen zurück bist, weiß ich gar nicht mehr, wie Du mir vorkommst; Du warest zwar immer ein ernsthafter, aber doch feuriger Bursche, voll Geist und Leben, jetzt aber bist Du mir völlig wie ausgetauscht."

„Lieber Onkel,“ fing Adelbert an, „es würde mich tief in der Seele schmerzen, wenn Sie jemals . . .“

„Ach was! davon ist nicht die Rede,“ fiel der Baron dem Neffen ein, „ich wollte fast, Gott verzeih' mir die Sünde, Du machtest lieber einige dumme Streiche, es wäre doch besser, als gar nichts. Ich komme voll froher Erwartung Dir hier in Wiesbaden entgegen, und was habe ich gefunden? Die reizendsten Mädchen, Gesichtchen, bei Gott! wie kein Maler sie schöner malen kann, lächeln dem jungen Herrn zu, und er steht da, wie ein hölzerner Apostel, verbeugt sich ehrbarlich, wie eine am Draht gezogene Marionette, und läuft bei der ersten besten Gelegenheit, die sich ihm bietet, davon. Ist das die neue Lebensart, die Du von Deinen Reisen mitgebracht hast, so danke ich Gott, daß ich achtundvierzig Jahre alt bin, denn so, wie ich da stehe, bin ich doch ein ganz anderer . . .“

„Lieber Onkel, Sie brauchen uns jüngere Leute nicht erst darauf aufmerksam zu machen,“ erwiederte der Neffe, „wir wissen Alle recht gut, welchen gefährlichen Nebenbuhler wir . . .“

„Schweig!" rief der Baron mit verstelltem Zorne, während wider seinen Willen ein gefälliges Lächeln sein wirklich noch immer männlich schönes Gesicht verklärte, „Du denkst, mich mit Schmeicheleien zu bestechen, aber Du sollst Dich getäuscht sehen. Du weißt, was ich von Dir verlange, Du weißt, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, Dich verheirathet zu sehen, und das je eher, je lieber, nur nicht mit einer Fremden, denn die taugen nicht für uns. Eine Berlinerin, eine Frankfurterin, eine Hannoveranerin, das alles paßt nun einmal nicht in unsere Landesart, so liebenswürdig es übrigens seyn mag. Aber da sind die beiden Fräulein Allershain, ich will es Dir nur gestehen, ihr Vater, mein alter Freund, ist nicht ganz ohne mein Zuthun mit ihnen hierher (gleichsam Dir entgegen) gekommen; unsere Güter grenzen so schön an einander! Sieh' die Fräulein doch nur an, es sind ja wahre Engelskinder und, unter uns gesagt, Dir nicht abgeneigt. Die blonde Therese, die braune Bertha, die eine frisch, wie eine junge Maienrose, die andere hell und rein, wie ein Thautropfen, nun was sagst Du? habe ich schlecht gewählt? ich bitte Dich, steh' nicht so stöckisch da."

„Lieber Onkel, Maienröschen und Thautropfen sind beide nicht für mich,“ antwortete Adelbert eben so bescheiden, als bestimmt.

„Sind beide nicht für Dich!“ wiederholte heftig erzürnt der Baron. Er würde seinem Zorne gewiß noch recht kräftig Luft gemacht haben, wenn er nicht unten an der großen Allee einige Damen von seiner Bekanntschaft gewahr worden wäre, die langsam auf ihn zukamen. „Ich will Dir nun einmal für allemal noch meine Meinung sagen, dann thue was Du willst,“ flüsterte er eilig mit unterdrückter Heftigkeit seinem Neffen zu. „Ich habe nicht die geringste Lust, diesen Winter wieder entweder in meinem Schlosse einsam da sitzen, oder bei abscheulichem Wetter und bodenlosen Wegen meilenweit reisen zu müssen, um schlechte langweilige Gesellschaft aufzusuchen, ich bin dessen hinlänglich müde. Vor diesem waren die Leute noch jung und blieben es auch, selbst wenn die sogenannten besten Jahre eintraten, wie Figura zeigt; damals gab es noch gute fröhliche Gesellschaft, jetzt sehe ich nur junge Greise und Duckmäuser, oder rohe Gesellen und Karbonari; mit beiden mag ich nicht verkehren, ich will eine

Familie um mich haben, in deren Mitte ich ein fröhliches genußreiches Leben führen kann, zu welchem der Himmel mir alles Uebrige verliehen hat. Du nimmst Dir also, und das noch ehe der Winter hereinbricht, eine junge hübsche Frau, die ein Landeskind ist und auch mir gefällt, oder — nun Du sollst es erleben."

„Aber, lieber Onkel," erwiederte Adelbert, „würden wir alle Beide eine in solcher Eile getroffene Wahl nicht vielleicht bereuen müssen, würde eine junge schöne Frau nicht vielleicht zu viel Gesellschaft, ein zu geräuschvolles Leben in Ihrem Schlosse einführen wollen . . ."

„Meinetwegen mag ein ganzes Heer von Kurmachern hinter ihr herziehen, in allen Ehren versteht sich, desto lustiger wollen wir es treiben, ich, die junge Frau und ihre Verehrer, unter denen ich der erste zu seyn gedenke; ein köstliches Leben wollen wir führen," rief der Baron mit jener Uebertreibung, zu der ein gereiztes lebhaftes Gemüth sich so leicht im Zorne verleiten läßt. „Du sollst dabei volle Erlaubniß haben, den Philosophen zu spielen. Willst Du aber mir nicht den Gefallen thun, zu heirathen, nun so heirathe ich

selbst; Du bist um meine Erbschaft und wirst, so Gott will, auch um das Majorat geprellt. Da ist das Fräulein von Wallborn, die Krone aller unserer hiesigen Damen, zwar eine Ausländerin, aber sie scheint mir nicht abgeneigt — Hasenfuß, was lachst Du?"

„Verzeihung, lieber Onkel, mein Lachen ist nicht von der Art, daß es Sie beleidigen könnte. Dieses Fräulein von Wallborn, das ihre Günstlinge weit öfter wechselt, als ihre Hüte und Hauben . . ."

„Sprich nicht weiter," fiel der Baron ein, „ich weiß es, Du hegst einen wunderlichen Widerwillen gegen diese Dame, und benimmst Dich oft ihr gegenüber auf eine Weise, deren ich selbst in Deiner Seele mich schämen muß. Für Dich ist sie freilich keine Partie, und um keinen Preis würde ich sie als Deine Frau sehen mögen; aber muß man darum unartig und ungerecht seyn? und gegen das schwächere Geschlecht obendrein?"

Die Gesellschaft aus der Allee, an deren Spitze das Fräulein von Wallborn sich befand, war den Beiden indessen ganz nahe gekommen; letztere eilte sogar ihren Begleitern um einige Schritte

zuvor, den Baron zu begrüßen, mit dem sie wegen einer in diesen Tagen zu veranstaltenden Lustfahrt tausenderlei Verabredungen zu treffen hatte. Der Oheim wollte seinen Neffen mit in den Rath ziehen, doch dieser war gleich Anfangs, mit einer leichten Verbeugung, an den Damen vorüber geschlüpft, und jetzt zu weit entfernt, als daß man ihn noch hätte errufen können.

„Dort geht er hin, ist es nicht zum Verzweifeln!“ rief der Baron.

„Und warum?“ fragte Malwina von Wallborn, „warum soll Ihr Neffe nicht die Freiheit behalten, eine Gesellschaft meiden zu dürfen, an der er keine Freude zu finden scheint?“

„Meine schöne Freundin ist nie bereitwilliger, für Adelbert ein gutes Wort zu sprechen, als wenn er sie, wie eben jetzt, von seinem Anblick schnell wieder befreit,“ bemerkte, noch immer etwas verdrießlich, der Baron.

„Weil ich gern hinter der Leute Rücken Gutes von ihnen rede,“ erwiederte Malwina lächelnd; „der junge Herr von Rainertshausen bietet mir freilich oft Gelegenheit dazu.“

„Aber Sie finden deshalb doch nicht, daß es

zu oft geschähe, gestehen Sie es nur. Ich könnte mir dieses indessen gern gefallen lassen, wenn der Oheim nur dabei gewönne, was des Neffen unziemende Blödigkeit verabsäumt," sprach der Baron, indem er mit Malwina und ihrer Gesellschaft in den Anlagen hinter dem Kursaal sich verlor.

„Wer sind die Leute?" fragte ein langer, ältlicher, von der Sonne verbrannter Offizier in englischer Uniform, seinen Nachbar, neben welchem er auf einer Bank im Gebüsche sitzend, dem Gespräche der eben Vorübergegangenen unbemerkt zugehört hatte.

Doctor Braun, an den diese Frage gerichtet wurde, war eine jener Figuren, wie man sie überall antrifft, besonders in großen Städten und an Orten, wo viele Personen aus den höheren Ständen versammelt sind. Sie wissen alles, mischen sich in alles, bekümmern sich um alles, aus Mangel an eigener Beschäftigung, besonders suchen sie allen Fremden sich nothwendig zu machen, und wären trostlos, wenn eine neue Erscheinung von einiger Bedeutung, vierundzwanzig Stunden mit ihnen an einem Orte verweilt hätte, ohne daß sie ihnen zu Gesicht gekommen wäre.

„Der hübsche, ansehnliche, für seine Jahre wohl etwas zu galante und elegante Mann in dem modernen Morgenüberrock, ist der Baron Rainertshausen, ein reicher Edelmann, dessen Güter im Mecklenburgischen liegen," antwortete Doktor Braun, sehr erfreut, einem Fremden mit seinen Neuigkeiten dienen zu können. „Der junge, blasse, ernsthafte Mann, der, als die Damen kamen, sich gleich fort begab, ist sein Neffe und muthmaßlicher Erbe," setzte er hinzu.

„Desto besser für ihn," murmelte der Offizier vor sich hin. Des Letztern Accent verrieth, daß er ein geborner Deutscher war, der während eines langen Aufenthalts in England es ziemlich verlernt hatte, sich mit Leichtigkeit in seiner Muttersprache auszudrücken. Dafür aber hatte er die Gewohnheit angenommen, englische Redensarten aus dem gewöhnlichen Leben wörtlich ins Deutsche zu übertragen, wie es Vielen geschieht, die lange in jenem Lande bleiben, und größtentheils nur mit den Eingebornen desselben Umgang hatten.

„Die beiden jungen Männer sind erst gestern angekommene Kurgäste, die zwar noch nicht in der Brunnenliste, wohl aber in der der Anbeter

des Fräuleins von Wallborn eingetragen sind," fuhr Doktor Braun mit einem sehr schlauen Gesicht und selbstzufriednem Lachen fort.

„Pscha!" brummte der Offizier auf gut englisch, und warf auf der Gartenbank sich herum, so daß er seinem Nachbar fast den Rücken zukehrte.

„Ja, in solch einer Badewelt geht es mitunter wunderlich her," fuhr Braun fort, ohne sich durch die sichtbare Langeweile seines unaufmerksamen Zuhörers im mindesten stören zu lassen. „Die kleine, etwas unförmlich breite Frau, die neben dem schönen schlanken Mädchen ging, ist die Gemahlin eines Edelmanns im Hannöverischen, sie leidet an der Modekrankheit, an nervösen Uebeln; doch ihre Begleiterin, eine Mündel des Gemahls derselben, ist eigentlich die Sonne, der Polarstern, die Axe, um die alles sich dreht. In England, sagt man, haben sie Badekönige, die so eine Art von Polizei in der Gesellschaft vorstellen und auf Ordnung in ihr halten müssen, wir aber haben Brunnenköniginnen, die den Leuten die Köpfe, wie die Herzen, verwirren. Dieses Mal ist hier in Wiesbaden Malwina von Wallborn unumschränkte Herrscherin und Regentin, und keine

Nebenbuhlerin wagt es, ihr den Rang streitig zu machen."

„Malwina von — wie nennen Sie es?" fragte der deutsche Engländer, aufmerksamer werdend.

„Malwina von Wallborn," war die Antwort; „doch, unerachtet ihres deutschen Namens, kann niemand genau wissen, welchem Lande sie eigentlich angehört. Englisch, französisch und, wie man sagt, auch italienisch, spricht sie nicht minder fertig, als das Deutsche. Sie singt wie eine *Catalani*, tanzt wie eine Lemiere und macht dabei über Jung und Alt sich lustig, zuweilen sogar über mich."

„Hum!" knurrte der Offizier, in tiefem Nachdenken versunken.

„Daß sie hübsch ist, werden der Herr Major wohl selbst bemerkt haben," sprach Doktor Braun weiter, „aber alle unsere jungen Herren sind auch von ihr wie behext. Da gibt es ein Wetteifern, ein Laufen und Rennen, um die Ehre, ihr auf der Promenade den Shawl nachtragen zu dürfen, und der alte Baron von Rainertshausen treibt es damit eben so arg, wie der jüngste unter allen."

„Und thut sie einen besonders favorisiren?“ fragte der Major mit größerer Theilnahme, als er bis jetzt bewiesen hatte.

„Alle drei Tage einen Andern, das ist das Lustigste dabei,“ war die Antwort. „Es ist ein herzbrechender Anblick, die armen Teufel, nach ihrem Falle, wie die Schatten einherwanken zu sehen; doch keiner von ihnen ward noch je durch das Schicksal seiner Vorgänger gewitzigt. Sie haben den schönen jungen Mann gewiß bemerkt, dem die Jagduniform so gut steht? er zog eben auch im Gefolge dieser neuen Armida vorüber. Seit fünf Tagen ist dieser nun der Begünstigte, das heißt, er darf, wie Sie eben gesehen haben, den Ridiküle ihr nachtragen, sie nimmt die Blumen an, die er an der Mittagstafel ihr überreicht, sie walzt mit ihm, wenn sie Lust zu tanzen hat, und erlaubt ihm, im Kursaal hinter ihren Stuhl sich zu stellen. So lange Zeit ist noch Keiner der Beglückte gewesen. Auch meint Frau von Ellrich, die Mutter des Jagdjunkers, es könne wohl aus diesem Verhältnisse etwas Dauernderes entspringen, und gibt sich alle Mühe, mit Frau von Steinfels, der Begleiterin des Fräuleins, zu einer Art

von Intimität zu gelangen, um von dieser über die pekuniären und übrigen Verhältnisse desselben einigen Aufschluß zu erhalten. Doch, was wollen Sie wetten, daß spätestens morgen das Reich des jungen Jägers sein Ende erreichen wird? Sie haben den jungen Bergwerksoffizier gesehen, der vorhin auch hinter ihr her zog und dessen Namen ich noch nicht einmal weiß. Die schwarze Bergwerksuniform sieht man hier selten, sie hat etwas romantisch Anziehendes, ich wette, so hoch Sie wollen, die schwarze Jacke mit den artigen silbernen Verzierungen, verdrängt noch vor Sonnenuntergang den grünen Rock."

„Es will nicht antworten," murmelte der Major vor sich hin, der ohne auf die letzte lange Rede des Doktors sonderlich Acht zu geben, in Gedanken tief verloren da saß, und mit seinem Stöckchen allerhand Züge in den Sand zeichnete.

„Wie meinen Sie?" fragte der Doktor. Er merkte nicht, daß sein Nachbar die englische Redensart: it will not answer, wörtlich übersetzt hatte, die auf Deutsch nichts weiter sagen will, als: es kommt nichts dabei heraus. „Wollen

Sie mit mir wetten?“ fragte er nochmals, da keine Antwort auf seine erste Frage erfolgte.

„Mit Unbekannten gehe ich in keine Wette,“ antwortete mürrisch der Offizier.

Der Doktor schwieg nun eine kleine Weile, aber das Benehmen seines Nachbars hatte ihn doch nicht ganz zurückgeschreckt. „Sehen Sie,“ fing er von Neuem an, „da kehrt der junge Rainertshausen, der erst vor den Damen ausriß, wieder zurück. Der junge Mann ist ein Phönix, ein Phänomen seltener Art. Er scheint sich überhaupt aus dem schönen Geschlechte wenig zu machen, aber gegen das Fräulein von Wallborn hegt er eine auffallende Antipathie. Er ist der Einzige, den diese allgewaltige Zauberin nicht bestricken konnte. Er geht ihr aus dem Wege, sobald es ihm nur irgend möglich wird, und muß er in ihrer Nähe verweilen, so bezeigt er ihr so wenig Aufmerksamkeit, daß sein Betragen oft an Unart grenzt. Es ist, als ob sie für ihn gar nicht existirte, er würdigt sie keines Blickes, sage ich Ihnen. Aha, dachte ich, als ich dieses zuerst bemerkte, Don Cäsar und Donna Diana; der junge Herr will es fein anfangen, er will die

stolze Schönheit durch den Geist des Widerspruchs zu besiegen suchen; in dem Bestreben, ihn zu überwinden, soll sie selbst gefangen werden; aber ich hatte mich gewaltig verrechnet. Seit beinahe drei Wochen gehen er und sie völlig gleichgültig neben einander her, das Fräulein bemerkt ihn eben so wenig, als er sie, sie stoßen einander ab, wie der Nordpol den Südpol, das scheint so in ihrer Natur zu liegen und ist doch eigentlich unnatürlich; denn so wie sie die Krone unserer jungen Damen ist, so ist er die Krone unserer jungen Herren; er ist ein sehr schöner junger Mann und kann, wenn er es will, sehr liebenswürdig seyn. Sehen Sie, er kommt schon wieder zurück, sicherlich ist Malwina nicht weit — richtig, dort kommt die ganze Gesellschaft und, wie ich es vorher gesagt, der Bergmann trägt den Shawl, dem Jäger ist einstweilen noch der Ridiküle geblieben."

„Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen," sprach der englische Offizier, indem er aufstehend seinen Hut ein wenig rückte.

Der Doktor sah etwas betroffen zu ihm auf. „Wollen Sie den Triumphzug der schönen Zauberin nicht erst hier vorüberziehen sehen?" fragte er.

„Ich fürchte einen Kalten zu fangen hier am Wasser," erwiederte der Major, ging ohne Weiteres davon, gerade auf die Gesellschaft zu und warf einen sehr ernsten durchdringenden Blick auf Malwina, indem er, ohne zu grüßen, an ihr vorüberstreifte.

Mit einem ganz eigenen Kopfschütteln dachte der Doktor, während auch er jetzt nach Hause ging, dem Benehmen des seltsamen Fremden und besonders dessen letzten, ihm völlig unverständlichen Worten nach, die in dessen englischem Deutsch doch nichts weiter sagen wollten, als: ich fürchte den Schnupfen zu bekommen. I fear to catch a cold.

Malwina von Wallborn war in der That ein höchst reizendes, anmuthiges Wesen, ohne jedoch für eine regelmäßige Schönheit gelten zu können, auch hatte der Doktor eine nicht ganz ungerechte Beschreibung von ihrer Art sich zu benehmen gegeben; indessen schien letztere denen, welche ihr geneigt waren, mehr aus inniger Lust am Leben, aus überströmender Fülle geistiger Ueberlegenheit

und ächter Originalität, als aus niederer Gefallsucht zu entstehen. Eine nur ihr eigene Grazie begleitete jede Bewegung der schlanken, zierlichen Gestalt; wenn sie ging, oder tanzte, oder mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt da saß, war es unmöglich, die Augen von den kleinen netten Füßchen, oder von dem Spiele der zierlichen weißen Finger wegzuwenden. Ihr Gesicht war, wenn man die einzelnen Züge desselben betrachtete, kaum hübsch zu nennen, weder Lilien noch Rosen blühten auf ihren Wangen, denn sie gehörte zu jenen seltenen durchsichtigklaren Brunetten, die das Erröthen so unbegreiflich verschönert; und sie erröthete oft, ohne eigentlich das zu seyn, was man verschämt nennt. Ihr Mund durfte sich nicht zu den kleinsten zählen, aber wenn sie sprach, glänzten zwei Reihen der köstlichsten Perlen zwischen den, ein wenig aufgeworfenen Korallenlippen hervor, und wenn sie lächelte, bildeten sich zu beiden Seiten desselben zwei Grübchen, in welchen die eleganten Dichter der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewiß ein ganzes Nest von Amorinnen hätten hausen lassen. Dabei hatte sie ein Paar lichte braune Augen,

wie eine Gazelle, das feine Roxelanennäschen pflegte sie gern etwas keck und hoch zu tragen, und ihr reiches glänzend-schwarzes Haar legte sich um die schöne Stirn und den wohlgebauten Nacken in hundert Locken und Löckchen, ohne dabei der Kunst des Haarkräuslers zu bedürfen. Sie schien zwei oder drei und zwanzig Jahre alt zu seyn, und es war in der That unmöglich, etwas Anmuthigeres und Hinreissenderes zu sehen, als dieses nußbraune Mädchen.

In ihrem geselligen Benehmen zeigte Malwina sich zwar leicht und frei, sie lachte gern, doch sie überschritt dabei nie die feinste Grenze des weiblichen Anstandes; man ward es auf den ersten Blick gewahr, daß sie viel in der großen Welt gelebt hatte, aber gewohnt sey, sich nach eigener Willkühr zu bewegen, ohne durch Rücksichten auf den Willen oder die Meinung Anderer sich binden zu lassen. Ihre Mutter hatte sie in früher Kindheit verloren und war unter der Leitung und Aufsicht eines etwas bizarren, aber durch Geist und Bildung sehr ausgezeichneten Vaters, meistens in den größten Residenzen des Auslandes herangewachsen, in denen der Baron Wallborn sich um

ihretwillen oft Jahre lang aufhielt, und alles aufbot, um die glücklichen Anlagen seines einzigen geliebten Kindes auszubilden. Diesen Vater hatte Malwina seit einem Jahre durch einen schnellen Tod verloren, und lebte seitdem, dessen letztem Willen gemäß, in Hannover bei dem von ihm ihr bestellten Vormund, dem Baron von Steinfels, mit dessen Gattin sie nach Wiesbaden gekommen war.

Man erzählte viel Seltsames von dem Testamente des Barons Wallborn, in welchem der Wunsch ausgedrückt seyn sollte, daß Malwina sich vor ihrem vier und zwanzigsten Jahre nicht vermählen möge, auch war von einer geheimen Beilage dieses Testaments die Rede, mit deren Inhalte sie erst an dem Tage bekannt gemacht werden sollte, an welchem sie jenes Alter erreicht haben würde; doch wußte Niemand etwas Bestimmtes hierüber zu sagen. Das Ganze glich einem jener Gerüchte, die über Personen, welche sich auf irgend eine Weise auszeichnen, so leicht in Umlauf gebracht werden. So viel wußte man indessen gewiß, daß Malwina zwar wohlhabend, aber doch nicht das sey, was man eine reiche

Erbin nennt. Außer einem nicht sehr bedeutenden Kapitale bestand der Nachlaß ihres Vaters hauptsächlich in einem ziemlich ansehnlichen Rittergute, das an die Besitzungen des Herrn von Steinfels grenzte und von diesem einstweilen verwaltet wurde.

Wie in allen, von vielen durch Bildung und Verhältnisse sehr von einander unterschiedenen Fremden besuchten größern Badeorten, pflegt auch in Wiesbaden die Gesellschaft in kleine Kotterien sich zu vertheilen, von denen jede gleichsam einen Staat im Staate ausmacht, und dieses war besonders während des Sommers, von welchem hier die Rede ist, der Fall. In kleinern Bädern zwingt die geringere Anzahl der sie Besuchenden diese im Ganzen mehr zusammenzuhalten, und wer nicht Lust hat für stolz oder für einen Sonderling zu gelten, der muß in solchen den Gedanken aufgeben, nach eigenem Gefallen zu leben, und oft an Vergnügungen Theil nehmen, zu denen er wenig innern Beruf empfindet.

Frau von Steinfels, eine herzensgute, aber sonst auf keine Weise ausgezeichnete Dame, war dieses Mal, vielleicht zu ihrem eigenen Erstaunen,

der Mittelpunkt eines Kreises geworden, zu dem alles sich drängte, was nur einigermaßen Ansprüche daran zu haben meinte, sich zu der vorzugsweise so genannten guten Gesellschaft zählen zu dürfen. Ihr Zirkel hatte Anfangs nur aus wenigen Personen bestanden, unter welchen der Baron von Rainertshausen eine Hauptrolle spielte, doch nach und nach war er lawinenartig angewachsen, denn Malwina war ein Magnet, dem nur Wenige zu widerstehen vermochten. Viele, die sich zu diesem Kreise nicht eigentlich zählten, machten sich wenigstens das nicht immer ganz harmlose Vergnügen, ihn genau zu beobachten, sobald er sich öffentlich zeigte, und die Art der Unterhaltung desselben durch oft ziemlich scharfe Bemerkungen zum Stoff der eigenen Unterhaltung zu wählen. Doch die Gesellschaft der Frau von Steinfels schien sich hierum wenig zu kümmern, denn das Bewußtseyn, auf diese Weise bemerkt zu werden, gewährt schon an sich eine gewisse Sicherheit, die gegen kleine Verletzungen unempfindlich macht. Als die Abende anfingen länger zu werden, versammelte man sich regelmäßig im Kursaal, um sich dort geselligen Unterhaltungen aller Art mit eben so

großer Unbefangenheit zu überlassen, als wäre man daheim im engen Kreise von Freunden und Bekannten.

Ein leichter Sommerregen vertrieb eines Abends die Gesellschaft früher als sonst von dem freien Platze vor dem Saale; die Musik, die sich bis dahin draußen hatte hören lassen, folgte ihr in denselben und mehrere der jüngern Herren und Damen vermochten nicht, den Zaubertönen eines raschen Wiener Walzers zu widerstehen. Auch Malwina ließ sich erbitten und schwebte, leicht wie eine Grazie, am Arme des jungen Bergmanns durch den Saal, während der Jagdjunker jeder ihrer Bewegungen mit trübem Blicke folgte. Adelbert, den sein Oheim durch einen Machtspruch gezwungen hatte, diesen Abend bei der Gesellschaft zu seyn, stand mit einem sehr ernsten theilnahmlosen Gesichte in einer Ecke, und ließ sich ganz gelassen von den beiden Fräulein von Allershain unterhalten, ohne zum Gespräche mehr als ein paar kalte, oft nur halb passende Worte beizutragen. Auch schien er es gar nicht verstehen zu wollen, was beide, Thautröpfchen sowohl als Maienröschen, nicht ganz undeutlich zu verstehen

gaben; nämlich daß sie sich herzlich gern ebenfalls einmal durch den Saal drehen lassen möchten. Zum Glücke für ihn bemerkte der Baron von Rainertshausen dieses nicht, der in diesem Augenblicke nur für Malwina Sinn und Augen hatte. Frau von Steinfels war in Bewunderung eines Hutes von ganz neuer Form versunken, und nur darauf bedacht, mit der glücklichen Besitzerin desselben um die Erlaubniß, ihn nachmachen lassen zu dürfen, in Unterhandlungen zu treten. Von dem übrigen Theile der Gesellschaft suchte jeder ebenfalls nach seiner Art sich die Zeit auf das Beste zu vertreiben.

Malwina setzte nach beendigtem Walzer sich neben den Baron von Rainertshausen; der Jagdjunker hatte indessen sein altes Ahnrecht auf die Ehre, ihren Shawl bewahren zu dürfen, geltend gemacht, er nahte sich, um ihn ihr, wie er sonst gewohnt war, umzugeben, doch sie nahm ihn, ohne den Ueberbringer desselben anzusehen, aus seiner Hand und warf ihn achtlos über die Lehne ihres Stuhls; die Bitte um einen Tanz, die der junge Mann jetzt in sichtlicher Verwirrung wagte, ward mit kalten Worten kurz und bestimmt zu-

rückgewiesen, und der Verabschiedete zog mit einem Gesichte sich zurück, das deutlich den Unmuth und den Schmerz aussprach, die in diesem Augenblick in seinem Innern kämpften.

„Wie grausam und gefährlich zugleich sind Sie Malwina!“ flüsterte der Baron ihr zu.

„Gefährlich?“ erwiederte sie lächelnd, „nun das will ich mir wohl gefallen lassen, man hört dieses immer nicht ungern, wenn man auch nicht daran glaubt. Aber grausam? Das ist ja eine entsetzliche Anklage. Ich habe mir zwar sagen lassen, daß sie vor diesem zu den Fleuretten gehörte, doch als solche ist sie längst veraltet, und paßt auch nicht mehr für unsere Zeit.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie an mein Alter mich erinnern, das ich bei Ihnen nur zu sehr vergesse,“ antwortete der Baron, indem eine leichte Röthe sein Gesicht überflog. „Ich vergesse es nur zu leicht und gern, ohnerachtet ich das grausame Spiel, das Sie mit Männerherzen treiben, täglich vor Augen habe. Ja, mein Fräulein, ich muß es wiederholen, und sollten Sie mich dafür auch nochmals für einen altmodischen Herrn erklären, Sie treiben in der That ein grausames

Spiel, oder wie soll man es sonst nennen, daß Sie heute einen Beglückten mit der hinreißendsten Anmuth zu einem Himmel von Hoffnungen erhoben, um ihn morgen noch tiefer, als er hoch gestiegen zu seyn glaubte, hinabzuschmettern? Sie selbst stehen zu hoch über der Mehrzahl Ihres Geschlechts, als daß man Launen bei Ihnen vermuthen könnte; auch ist Mädchenlaune ein gar wetterwendisches Ding und Sie bleiben, wenigstens in Hinsicht auf Ihre verabschiedeten Verehrer, immer konsequent; wer einmal Ihre Gnade verlor, erhält nie sie wieder. Was aber hat denn der arme Ellrich verbrochen, daß Sie so plötzlich, so hart, ich könnte wohl sagen, so verächtlich ihn von sich weisen, nachdem Sie mehrere Tage lang seine Huldigungen, wenigstens ohne Widerwillen, zu dulden geruhten?"

„Er fängt an, mir Langeweile zu machen, wird er dadurch nicht strafbar genug?" erwiederte Malwina mit lachendem Uebermuth.

„Sie beantworten nur die eine Hälfte meiner Frage, und das auch nur so halb und halb," erwiederte der Baron.

„Sie wollen also wirklich eine ernsthafte um-

ständliche Antwort? so eine Art von Beichte?“ fragte Malwina. „Was Sie fordern, ist eben nicht wenig, doch Ihnen schlage ich nicht gern etwas ab. Nur sagen Sie mir vorher, lieber Baron, sind Sie denn allen den Mädchen treu geblieben, denen Sie in Ihrem Leben, während ein paar flüchtigen Tagen den Hof machten? So seyd ihr Männer,“ setzte sie mit schlauem Lächeln hinzu, „ihr habt euch nun einmal das Vorrecht angeeignet, von Einer zu der Andern zu flattern, und wollt uns dennoch es gewaltig übel nehmen, wenn wir euch zuvorzukommen suchen und euch den Abschied geben, ehe ihr für gut findet, ihn von selbst zu nehmen.“

„Wagen Sie es darauf, ob ihn Einer nimmt,“ rief der Baron lachend; „wenn ich mich vor Ihnen nicht so fürchtete, möchte ich sagen, machen Sie einmal mit mir den Versuch.“

„Der Vorschlag ist wenigstens der Ueberlegung werth,“ erwiederte Malwina verbindlich. „Aber seyn Sie gerecht,“ fuhr sie ernsthafter werdend fort, „ist es denn wirklich meine Schuld, wenn die Leute das, was an sich nur ein vom Müßiggange des Badelebens herbeigeführtes Spiel

seyn kann, für bittern Ernst zu nehmen belieben? besonders, da die Meisten nicht wissen, was sie wollen, und es sie wahrscheinlich sehr in Verlegenheit setzen möchte, wenn man wirklich ganz unvermuthet aus dem Spiele Ernst machen wollte. Doch lassen wir das! Sagen Sie mir lieber, wer jene Figur seyn mag, dort drüben, in der scharlachrothen Uniform, mit dem gelbbraunen Gesicht und dem scharfen durchbohrenden Blicke? Seit wenig Tagen begleitet die unheimliche Erscheinung jeden meiner Schritte, ich fühle wirklich das Stechen der graugrünen tiefliegenden Augen, die in einem fort auf mir ruhen; der Mann kommt mir vor wie ein gefährlicher Zauberer, wie so eine Art von Schillers Armenier, und daß er dergestalt, ohne ein Wort mit mir zu sprechen, mich verfolgt, flößt mir ein leises Grauen ein.“

„Auch ich habe die seltsame Gestalt schon bemerkt, vielleicht ist es die neueste der Eroberungen der schönen Malwina,“ erwiederte der Baron ein wenig boshaft; „der Mann hat von dem Unglücke seiner Vorgänger gehört, und will es versuchen, der Gebieterin seines Herzens auf neuem

Wege zu nahen. Lassen Sie uns seinetwegen die ambulirende Badeliste zu Rathe ziehen, die dort müßig steht," setzte er hinzu, indem er den Doktor Braun herbei winkte.

„Der Mensch setzt mich in Verzweiflung," war Braun's sehr bereitwillige Antwort auf die an ihn gerichtete Frage. Aus seiner Uniform ersehe ich zwar, daß er Major in englischen Diensten ist, wahrscheinlich auf halben Sold gesetzt, wie so viele seines Gleichen, die jetzt in Deutschland herumreisen, um zu ökonomisiren; doch weiß weder ich, noch sonst eine lebende Seele, wie er heißt, weß Geistes Kind er sey, noch woher er kommt; er steht mit Niemand in Bekanntschaft. Mir ist es zwar letzthin gelungen, ihm einigermaßen Rede abzugewinnen, doch auch dabei kam nicht viel heraus. Er spricht erträgliches Deutsch, aber er gab mir nur kurze und oft so verkehrte Antworten, daß ich fast glauben muß, es sey mit ihm im Kopfe nicht ganz richtig. In die Badelisten wird sein Name nicht eingetragen werden, denn er wohnt nicht in Wiesbaden. Er kommt alle Morgen ohne alle Begleitung hier an und reitet spät Abends in der Finsterniß eben

so wieder fort. Gott mag wissen, in welchem dunkeln Winkel er seine Residenz aufgeschlagen hat, aber ich will doch, und das noch heute, die Polizei auf ihn aufmerksam machen."

„Wie wäre es, wenn Sie selbst die Polizei der Mühe überhöben, ihm nachzuforschen? Wir kämen bei dem anerkannten Talente des Doktors Braun um so eher zum Zweck," sprach Malwina.

„Sie scherzen mit dem demüthigsten ihrer Diener, und es freut ihn, Sie heute so guter Laune zu sehen, um so mehr, da ich eine Bitte Ihnen vorzutragen habe," erwiederte Braun. „Alle Ihre näheren Bekannten sind, wie ich sehe, hier heute versammelt: sieben vaterlose Kinder und eine Wittwe flehen durch meinen Mund das allbewunderte Fräulein von Wallborn um Hülfe und Fürsprache bei jenen an," fuhr er mit rührenden Blicken fort; „ich bin eben im Begriffe, der Gesellschaft mit wenigen Worten die Noth dieser Familie an's Herz zu legen, die Seine Excellenz, der Herr Oberstallmeister, mir vor einigen Tagen bei seiner Abreise empfohlen hat; und Sie, mein Fräulein, bitte ich unterthänigst, nach Beendigung meiner kleinen Rede die milden Gaben der

Gesellschaft einzusammeln, denn nichts kann doch ein fühlendes Herz tiefer rühren, als wenn Anmuth und Schönheit ....“

„Mit dem Teller herumgehen,“ fiel Malwina ganz trocken ein. „Ich aber habe kein Talent zu einer belle quéteuse, und muß ohnehin in diesem Augenblick den Saal verlassen.“

Malwina schlüpfte mit diesen Worten und einer leichten Verbeugung an dem höchlich verwunderten Doktor Braun vorüber, nach dem entfernteren Ausgange des Saals. „Mich dünkt, wir haben heute eine Sonnenfinsterniß an unserm Gesellschaftshorizonte,“ flüsterte er einigen Damen von seiner Bekanntschaft zu, nachdem er der Fliehenden lange mit großen Augen und offenem Munde nachgesehen hatte. Die Damen, die bei jeder Gelegenheit schon erklärt hatten, daß sie keinesweges zu Malwina's blinden Bewunderern gehörten, fanden den Einfall allerliebst witzig, sie verbreiteten ihn sogleich unter den Gleichgesinnten, deren Zahl nicht gering war, und des Fräuleins gänzlicher Mangel an Gemüth und Gefühl für die leidende Menschheit, bei sonst vielen recht glänzenden Eigenschaften, die Niemand ihm ab-

streiten könne, wurde von Allen recht laut und eindringend bedauert.

Baron Rainertshausen war indessen mit sichtbarem Unmuthe Malwinen nachgeeilt, und fand sie unter den Säulen vor dem Saale mit dem jungen Bergmann im Gespräch; er wagte es, einen leisen Tadel über die Art zu äußern, mit der sie des Doktors Bitte aufgenommen.

„Ich konnte nicht anders," erwiederte Malwina, „Brauns breiweiche Sentimentalität machte mich ungeduldig, und überdies ist diese Art von Wohlthätigkeit nicht die meine."

„Sie ist doch immer besser, wie gar keine," erwiederte der Baron ein wenig scharf.

„Damit soll es jeder halten, wie er kann und mag, ohne Jemanden darüber Rechenschaft abzulegen als sich selbst," antwortete Malwina. „Für jetzt aber will ich nach Hause eilen, um ein paar Briefe zu siegeln, die noch heute mit der Post abgehen müssen."

„Die Glücklichen, die sie erhalten werden!" seufzte der junge Bergmann.

„Die Glücklichen sind Madam Moreau, meine Modehändlerin in Frankfurt, und mein Schuh-

macher in Mainz," fiel Malwina lachend ein. „Die Korrespondenz, die ich führe, besteht in fast keinen andern Briefen, als solchen.

„Wie, Malwina, Sie hätten wirklich keine Freunde, keinen Freund, denen Sie aus der Ferne die Ergießungen Ihres Herzens und Ihres Geistes mittheilen möchten?" rief der Baron.

„Freundinnen habe ich und Freunde auch, Gottlob; aber sie glauben an mich, ohne daß ich nöthig hätte, sie posttäglich meiner fortdauernden Freundschaft zu versichern," antwortete Malwina. „Ich habe ein wahres Grauen vor allen bloß freundschaftlichen Briefwechseln von meinem Vater ererbt," setzte sie hinzu, „und das nicht wegen des Mißbrauchs, der mit solchen Briefen in unsern Tagen getrieben wird, — denn vor diesem stellt meine Unbedeutenheit mich ziemlich sicher, — aber mein Vater behauptete, daß junge Mädchen, wenn sie auf's Korrespondiren mit ihres Gleichen sich einlassen, gar leicht Thorheiten begehen, oder eingebildete Leiden sich erschaffen, um nur der geliebten Freundin etwas Interessantes melden zu können. Sie bilden sich selbst zur Hauptperson eines Romans um, dessen Heldin

und Verfasserin sich in ihrer kleinen Person vereint."

„Diese Bemerkung waren in dem Munde eines erfahrnen Weltkenners, wie Ihr Herr Vater unstreitig gewesen ist, an ihrem Platze, doch erlauben Sie mir das Geständniß, daß ich sie von den schönen Lippen seiner Tochter nicht gern bestätigen höre," erwiederte der Baron ungewöhnlich ernst. „Mitleid, Theilnahme, der Hang zu freier Mittheilung seiner Gefühle sind die schöne Eigenheit der Jugend, die erst durch bittere Erfahrungen eines längern Lebens gestört, oder wenigstens geregelt werden kann. Und ich fürchte bei Ihnen . . ."

„Ein nahes baldiges Ende, denn kluge Kinder leben nicht lange," rief lachend Malwina, indem sie sich schnell entfernte.

„Gab es je eine seltsamer zusammengesetzte Erscheinung in der Mädchenwelt!" rief mit bedenklichem Kopfschütteln der Baron, indem er ihr nachsah.

„Ach, und eine entzückendere!" seufzte der Bergmann; „sie ist eine Perle, ein seltenes un-

schätzbares Juwel, dessen hell leuchtender Glanz den dunkelsten Schacht des Lebens erhellen müßte."

„Hüten Sie sich vor bösen Wettern, mein junger Freund, indem Sie dem gefährlichen Kleinod nachgehen, dessen Strahlen mir seit kurzem einen ganz seltsamen Schein gewinnen wollen," sprach der Baron, indem er freundlich warnend den Finger erhob. „Und dann, Sie werden es schon gehört haben, drei Tage währt die Herrlichkeit, dann folgt . . ."

„Drei Tage? drei Ewigkeiten in unbeschreiblicher Seligkeit," erwiederte der Bergmann, indem er mit Flammenblicken den Schimmer von Malwinens weißem Kleide verfolgte, bis dieser am Ende der langen Allee sich verlor.

Als der Baron zur Gesellschaft im Saal zurückkam, fand er, daß Adelbert seine Abwesenheit benutzt habe, um sich zu entfernen; Thautröpfchen und Maienröschen saßen betrübt in einer Ecke und hatten Mühe, das Gähnen zu lassen. Auch auf den Gesichtern der übrigen Anwesenden lagen Rührung und Langeweile im wunderlichsten Streit. Diesen erregte Doktor Brauns breite Beschreibung des Jammers seiner Schützlinge, mit

welcher er noch immer nicht fertig werden konnte. Die Herren saßen in stiller Ergebung da, aus Furcht für hartherzig und geizig zu gelten, wagte es keiner, der Langeweile durch Flucht zu entgehen; die Damen flüsterten unter einander über die peinliche Verlegenheit, kein Geld bei sich zu haben, in die alle Frauen beinahe täglich gerathen, seit die Taschen aus ihrer Garderobe verschwunden sind. Nur Frau von Steinfels machte hiervon eine glänzende Ausnahme. Mit immer steigender Rührung und einem Ohre horchte sie auf den pathetischen Vortrag des Doktors Braun, das andere Ohr war dem zugewendet, was ihre Nachbarin wegen des neuen Hutes ihr flüsternd vertraute.

„Ach Gott, die armen Leute!“ seufzte Frau von Steinfels, als endlich Maienröschen am Arme des Doktors Braun mit ihrem zierlichen Arbeitskörbchen herumging, die milden Gaben einzusammeln, die seine Beredtsamkeit den Herzen seiner Zuhörer entpreßte. „Sie glauben also wirklich, Liebste? bei Böhler in Frankfurt wären solche Federn?“ fragte sie ihre Nachbarin, indem sie ihr Taschentuch suchte, um sich die Augen zu trocknen — „nein wahrlich die Lage der armen

Frau zerreißt mir das Herz — aber Liebe, Theure! Sie thun mir also den Gefallen?" setzte sie fast schluchzend hinzu, „Sie erlauben, daß ich der Moreau, nur auf einen Tag — mein Gott, wo ist denn mein Necessaire — nur auf einen Tag — wenn ich doch nur meinen Geldbeutel finden könnte! — sieben arme Waisen! — aber das Sicherste ist doch das Beste, wie Sie wissen, und so thun sie mir noch die einzige Liebe, nur auf ein Minütchen — Gott Lob, da ist der Beutel — nur auf ein Minütchen mit mir in's Nebenzimmer zu gehen — hier, lieber Herr Doktor — sehen Sie, im Pharaozimmer ist jetzt keine Seele — hier, mein allerliebstes Fräulein, hier," rief die gutmüthige Frau, indem sie mit vollen Händen die Brabanter-Thaler in aller Geschwindigkeit austheilte, und dann ihre gefällige Freundin in das Nebenzimmer zog, um den Gegenstand ihrer Wünsche, den neuen Hut, vor dem Spiegel zu versuchen, ehe sie eine Kopie desselben bestellte.

„Nun? wie steht es?" rief am folgenden Morgen der Baron seinem Neffen entgegen, den

er in aller Frühe, noch ehe er an den Brunnen ging, hatte zu sich rufen lassen. „Hast Du unserem neuerlichen Gespräche nachgedacht? Bist Du endlich zur Vernunft gekommen, und willst die Wünsche Deines Dich väterlich liebenden Oheims, in Hinsicht auf eines der beiden Fräuleins von Allershain erfüllen? Uebereilen will ich Dich keineswegs, doch möchte ich, und das gleich zur Stunde, erfahren, welches von den beiden holden Kindern Du erwählt hast. Deine Wahl will ich ebenfalls nicht beschränken, wenn nur eine von den beiden meine Nichte wird. Ich kann, Deinem Trotzkopf zu Liebe, meinen alten Freund nicht beleidigen, guter Adelbert, er sieht diese Verbindung als fest beschlossen an, und so mußte auch ich bisher sie betrachten. Ich konnte mir doch unmöglich denken, daß ein Neffe von mir, den ich selbst erzogen, so aus der Art schlagen könne, um zwei liebliche Mädchen, zwischen denen er wählen darf, von sich zu weisen."

„Mein gütiger Oheim, zürnen Sie mir nicht," bat Adelbert, „ich kann . . ."

„Willst Du Bedenkzeit, um mit Dir erst selbst darüber einig zu werden, welche von Bei-

den Dir am besten gefällt?“ fiel der Baron ihm ein.

„Ich brauche keine Bedenkzeit,“ erwiederte Adelbert ehrerbietig, aber bestimmt.

„Also keine Bedenkzeit,“ rief der Baron heftiger werdend. „Antworte mir denn kurz und entscheidend: welche von Beiden ist es?“

„Keine von Beiden,“ erwiederte leise und demüthig Adelbert.

„Keine? wirklich Keine? Nun meinetwegen! zwingen will und kann ich Dich nicht, so fahre denn hin! aber laß Dir auch ohne Widerrede die Folgen Deiner Widerspenstigkeit gefallen,“ erwiederte sehr unmuthig der Baron. „Ich heirathe jetzt selbst,“ setzte er hinzu, indem er aufstand und mit hastigem Schritte im Zimmer auf und nieder ging.

„Gott mache Sie so glücklich, als die Gemahlin dieses gewiß werden wird, die Ihr edles Herz sich erwählt,“ rief mit ungeheuchelter Innigkeit Adelbert. „Ja, mein lieber gütiger Oheim, ich freue mich Ihres Entschlusses, denn er gibt mir Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß kein niederer Eigennutz an meinen zweiten Vater mich

unauflöslich bindet. Ich habe auf der Universität und im Auslande meine Zeit nicht ungenützt verschwendet; Ihrer Güte verdanke ich es, daß das kleine, von meinem Vater mir hinterlassene Erbtheil sich während meiner Minderjährigkeit vermehrte; ich weiß, Sie werden auch in Zukunft Rath und Beistand zu meinem fernern Fortkommen mir nicht versagen, und so darf ich es kühn mit dem Leben aufnehmen, und bin reich in Ihrer Liebe. Gott segne Sie, Gott segne meinen theuren lieben Oheim," setzte Adelbert, von innerer Bewegung hingerissen, hinzu. Er wollte des Barons Hand ergreifen, doch dieser schloß ihn recht väterlich in seine Arme, und Beide blieben eine geraume Zeit in dieser Stellung schweigend stehen.

„Verfluchter Junge!" rief endlich der Baron, indem er sich losmachte und vergeblich es versuchte, eine Thräne wegzulachen, die in seinem Auge glänzte. „Ich wußte es wohl, Du warst von jeher ein gutherziger Narr, nun das ist ein Erbfehler unserer Familie, und wir sind Beide nicht aus der Art geschlagen. Da wir nun aber so weit mit einander sind, lieber Adelbert, so setze Dich zu mir, und höre mich an, ich will

Dir alles umständlich mittheilen. Denke aber nur nicht etwa, ich sey ein alter verliebter Geck," setzte er mit leiserem vertraulichem Tone hinzu, „Gott bewahre, nur die reine Vernunft, nur langes ernstes Ueberlegen bestimmen mich in meiner Wahl. Das Mädchen freilich, das ich im Sinne führe, ist — nun was sie ist, und wie sie ist, kann und mag ich gar nicht versuchen, aussprechen zu wollen, aber säh' ich nicht deutlich, wie sehr sie mir gewogen ist, wie sie, ohnerachtet meiner achtundvierzig Jahre, mich allen den jungen Springinsfelden vorzieht, die ihr schaarenweis zu Füßen liegen, nun Du kennst mich ja, Du weißt, daß ich, Gott Lob! noch meinen gesunden Verstand besitze, und somit, Basta! Aber man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, und da Du auf Deinem Entschlusse wegen der Fräulein von Allershain unerschütterlich beharrest.... Du weißt, wir haben heute die Parthie nach Ellfeld vor, nun da will ich denn noch heut mein Heil versuchen. Die Gelegenheit dazu wird sich schon bieten, ich will Malwina von Wallborn fragen, ob sie es mit einem braven Manne wagen will, der freilich leider alt genug wäre, um ihr Vater

zu seyn, der sie aber auf Händen tragen wird."

Adelbert erwiederte keine Silbe, auch der Baron schwieg eine Weile.

„Höre Adelbert," fing er wieder an, „obgleich Du es zu unterdrücken suchst; so sehe ich doch in Deinem ganzen Gesichte wieder das verdammte ironische Lachen herumzucken, das ich nicht leiden kann, wenn von Malwina die Rede ist. Sprich es lieber deutlich aus: was hast Du gegen Malwina? Du kennst sie kaum, und hast meines Wissens nie ein Wort mit ihr gewechselt."

„Doch, lieber Onkel, zuweilen," erwiederte Adelbert etwas kleinlaut.

„Nun, was Ihr Beide mit einander gesprochen habt, wird nicht weit her gewesen seyn," erwiederte verdrießlich, den Kopf aufwerfend, der Baron. „Laß Dir sagen, junger Freund, Malwina ist nicht so leicht zu ergründen, ich selbst sogar war gestern Abends an ihr irre geworden. Sie erschien mir absprechend und hartherzig. Ersteres ist mir überall verhaßt; Hartherzigkeit aber dünkt mir besonders bei Frauen etwas unleidliches, die müssen mitleidig seyn. Die Art, mit der Mal-



wina die Aufforderung des Doktors Braun, ihm bei der Kollekte für eine arme Familie beizustehen, abschlug, mißfiel mir sehr, und daß sie endlich gar den Saal verließ, das empörte mich vollends. Brauns Manier ist zwar nicht die beste, und mancher in der Gesellschaft mag auch wohl nur um des äußern Scheins willen sein Scherflein für die Armen beitragen; dachte ich bei mir selbst; aber was thut das? die Armen empfangen doch, was sie sonst nicht erhalten hätten, und man muß die Menschen bei ihrer schwachen Seite zum Guten führen, wenn es auf andere Weise nicht gehen will. Aber nun höre, was weiter geschah. Ich ging gestern Abends ziemlich verdrießlich nach Hause, da Malwina nicht wieder in den Saal kam, und nahm, gleichviel warum, meinen Weg an der Wohnung jener armen Familie vorüber, die ich mir hatte bezeichnen lassen. Es war dunkel, aber nicht spät, das Fenster der armen Wittwe war noch erleuchtet, und so trat ich denn in das ärmliche Stübchen, unten im Erdstock hinein. Ich fand die Frau, deren Elend Braun so herzbrechend beschrieben hatte, von fünf reinlich und wohl gekleideten Kindern umgeben, die sie eben

den Abendsegen beten ließ; sie selbst sah zwar bleich und eingefallen, aber so heiter aus, daß ich wirklich Anfangs glaubte, Braun sey noch am späten Abende da gewesen, und habe ihr den Ertrag seiner Beredtsamkeit überbracht. Doch der saß noch fest beim Roulette. Die arme Wittwe erröthete, als ich der eben für sie gehaltenen Sammlung erwähnte, und meinte, sie würde eine Sünde thun, wenn sie das Geld annähme, indem Gott schon in voriger Woche durch eines Engels Hand ihr aus ihrem großen Elende geholfen. Ich will mich nur kurz fassen," setzte der Baron mit schwach verhehlter Rührung hinzu, „aber erzählen muß ich Dir die kleine Begebenheit, denn sie hat in meinem Entschlusse mich bestärkt und die Ausführung desselben beschleunigt. Die Frau und ihre Kinder waren neu und anständig gekleidet, die kleine Hausmiethe auf ein Jahr im Voraus bezahlt, die Betten der Kinder, welche die arme Mutter während der langwierigen Krankheit ihres Mannes hatte versetzen müssen, waren eingelöset, der älteste Sohn bei einem Schuhmacher in Mainz in die Lehre gegeben, die älteste Tochter war in Frankfurt bei rechtlichen Bürgersleuten unterge-

bracht, und die brave Frau hatte nun die frohe Aussicht vor sich, die Ihrigen mit ihrer Hände Arbeit ehrlich durch die Welt bringen zu können. Und alles das hatte Malwina an den Armen gethan, ehe noch einem von uns etwas von ihnen zu Ohren gekommen war. Zweimal hatte sie sich bei tiefer Dämmerung in die abschreckend ärmliche Wohnung geschlichen. Sie hatte sich nicht nennen wollen, aber ihr sie begleitendes Kammermädchen hatte es einmal unversehens gethan, und die Wittwe den Namen ihrer Wohlthäterin auf diese Weise erfahren und nicht vergessen. Doch auch ohne dieß hätte ich in der Beschreibung der Wittwe sie gleich wieder erkannt. Sie konnte nicht genug erzählen, wie fröhlich die wohlthätige Dame gewesen sey, wie herzlich sie gelacht, als die Mutter vor ihren Augen die Kinder habe neu anziehen sollen, und blind vor Freuden alles durch einander warf, alles verwechselte, die Großen in die Kleider der Kleinen, die Kleinen in die der Großen steckte, so daß am Ende nichts passen wollte. Unter dem Vorwande, ihr zu helfen, habe Malwina die Verwirrung absichtlich noch ärger gemacht, so daß endlich eine völlige Maskerade

daraus geworden sey. Zuletzt hätten die Kinder selbst angefangen, die Sache komisch zu finden, ein Jauchzen, ein Lachen, ein Lärmen sey entstanden, während welchem Malwina verschwand, ohne daß die Mutter vor lauter Fröhlichkeit in die gehörige Rührung kommen konnte, um ihr geziemend zu danken. Nun, was sagst Du zu dem allen, Adelbert?"

„Es war recht schön von dem Fräulein von Wallborn," erwiederte dieser.

„Recht schön! recht schön! laß Dir sagen: Du bist ein recht schöner Klotz, wenn Du bei einer solchen Gelegenheit nichts Klügeres hervorzubringen weißt," rief ärgerlich der Baron. „Und nun mach, daß Du fertig wirst, Punkt zehn Uhr geht es nach Ellfeld. Doch noch eins. Thu' mir den Gefallen, und nimm den langen finstern Rothrock, den sogenannten englischen Major, den Niemand kennen will, ein wenig auf's Korn. Der Mensch fängt an, mich zu beunruhigen. Malwina klagte darüber, daß er auf jedem Schritte ihr nachgehe, jedoch ohne sie anzureden; ich lachte damals über ihre Aengstlichkeit, aber seit dieser Nacht kommt mir die Sache doch bedenklich vor."

„Seit dieser Nacht?“ fragte Adelbert in sichtlicher Spannung.

„Seit dieser Nacht,“ wiederholte der Baron. „Ich stand nach eilf Uhr noch an meinem Fenster, von welchem aus ich den Garten übersehen kann. Die Nacht war wunderschön; kein Licht brannte mehr in den übrigen Zimmern, doch ich, wie Du leicht denken kannst, hatte meine eignen Gedanken, die mich nicht sobald zur Ruhe kommen ließen. Da sahe ich Malwinen unten im Garten noch auf und abgehen, wir haben zwar nicht Mondenlicht, doch der Himmel war sternenklar, und eine Gestalt wie die ihrige, läßt sich selbst im Halbdunkel nicht leicht mit einer andern verwechseln, das wenigstens wirst Du wohl eingestehen. Ihr Gang hat etwas so schwebendes und doch so königliches! Nun, sie ging denn mit unserm guten braven Hauswirth auf und ab . . . .“

„Mit unserm Hauswirth?“ fiel Adelbert fragend ein.

„Freilich, mit unserm Hauswirth, mit wem sonst?“ erwiederte der Baron. „Die Zeit des freundlich gefälligen Mannes wird von uns Allen den Tag über so vielfältig in Anspruch genommen,

daß er nur mit sinkender Nacht an seinen schönen Blumen sich ergötzen kann. Ich sehe ihn oft noch sehr spät sich im Garten ergehen."

„Aber wissen Sie denn gewiß, daß er es war, mit dem das Fräulein gestern ging?" fragte Adelbert eifrig.

„Wer Anders konnte es denn seyn?" war die Antwort. „Ich will nicht hoffen, junger Herr, daß Dein abgeschmackter Widerwille gegen Malwina Dich verleiten könnte, durch Deine Frage etwas ihr Nachtheiliges andeuten zu wollen? Nimm Dich davor in Acht, denn bei mir kämst Du damit an den Unrechten. Indem diese Beiden im Gespräch nun so auf und abgingen, schlüpfte hinter ihrem Rücken der verdammte Rothrock aus einer Seitenthüre unten im Hause hervor, und in den bedeckten Rebengang, dicht neben ihnen."

„Und dort blieb er?" fragte Adelbert.

„Dort blieb er, und belauschte jedes Wort, das sie mit einander sprachen," antwortete der Baron: „aber was hast Du denn? Du wirst bleich und roth . . ."

„Die Insolenz ärgert mich so," erwiederte

Adelbert: „aber noch heute, gleich in dieser Stunde noch, will ich zur Rede ihn stellen . . .“

„Und Händel suchen,“ fiel der Baron ein; „sachte, sachte, junger Herr, das hätte ich gestern schon gekonnt, und, die Wahrheit zu gestehen, ich wollte es auch, aber zum Glück bedachte ich noch, daß ich damit Malwina erschrecken und auch wohl in den Augen der Welt ihr schaden könne. Nun am Ende! was werden die Beiden wichtiges mit einander verhandelt haben, das des Belauschens werth gewesen wäre! meinst Du das nicht auch, Adelbert?“

Adelbert antwortete keine Silbe und stand wie in Gedanken versunken.

„Aber wie kommst Du mir denn wieder vor?“ sprach der Baron; „erst Feuer und Flamme, und nun stehst Du da wie ein Träumer? Nun komm' nur, komm' nur, mein Freund, wir gehen mit einander an den Kochbrunnen, denn heute laß ich Dich nun einmal nicht aus den Augen, bis ich sicher bin, daß Du mir keine dummen Streiche anfangen kannst. Ward so etwas je gesehen! ich spreche mit Dir wegen des Rothrocks, weil ich wünschte, daß Du mir helfen soll-

test, Malwinen vor den Zudringlichkeiten eines wahrscheinlich halb Verrückten zu schützen; wie konnte ich auf den Gedanken kommen, daß es Dir, nach längst zurückgelegten Studentenjahren, einfallen könnte, hier in Wiesbaden den Renommisten spielen zu wollen?"

Unter diesen Reden hatte der Baron seines Neffen Arm ergriffen, und führte ihn, trotz allen Einwendungen, die jener dagegen vorbrachte, mit sich fort. Der Rothrock, nach welchem Beide, wenn gleich aus verschiedenen Gründen, sich unterweges forschend umsahen, war nirgends zu erblicken.

Ein bedeckter Nachen, groß genug, um die ganze Gesellschaft aufnehmen zu können, erwartete diese bei Bieberich, denn der größere Theil derselben hatte beschlossen, von dort aus auf dem Rheine vollends nach Ellfeld zu fahren. Nur Wenige, die sich den Wellen nicht anvertrauen mochten, legten in ihren Wagen den Rest des Weges zu Lande zurück. Das herrlichste Wetter begünstigte die kleine Wasserfahrt, kein Wölkchen zeigte sich am tiefblauen Himmel und ein kühles Lüftchen milderte die sonst vielleicht drückend ge-

wordene Schwüle. Das Segel ward gespannt und, von kleinen Wellen getragen, die wie im Spiel ihn einander zuwarfen, tanzte der Nachen auf den grünlichen Fluthen des schönen Stromes leicht dahin, der jeden, welcher nur einmal an seinen Ufern sich des Lebens erfreute, wie ein alter Freund erscheint, den man nie vergißt und immer mit Entzücken wiedersieht; denn der Rhein ist eben kein Gewässer wie die übrigen in der Welt es sind.

Die fröhlichste Stimmung herrschte in der Gesellschaft; Lachen, Singen, heitere Scherze flogen im Nachen hinüber und herüber, nur Malwina schien ernster als gewöhnlich, doch war dieses oft bei ihr der Fall, wenn sie sich so recht innerlich des Anblicks einer reichen Gegend erfreute, wie die ist, welche hier vor ihr ausgebreitet lag. Sie hatte ganz vorn im Nachen dicht neben den Fährleuten ihren Platz sich gewählt, und blickte, ohne an dem Treiben der Uebrigen Antheil zu nehmen, in die vom hellsten Sonnenschein verklärte Welt hinaus. Neben ihr hatte der Baron sich des Raumes zu bemächtigen gewußt, und da er kein lauschendes Ohr in der

Nähe erblickte, so wagte er es allmählich, der Ausführung seiner Pläne sich zu nähern. Zuerst gestand er ihr den unwürdigen Verdacht, den er am gestrigen Abend gegen sie gefaßt, als sey sie herzlos und ohne Theilnahme für die Leiden der Armen, und bat ihr denselben reuevoll ab, indem er ihr zugleich zu verstehen gab, wie er ihrer stillen prunklosen Wohlthätigkeit auf die Spur gekommen sey.

Malwina erröthete und ward dadurch in den Augen ihres Freundes nur noch schöner. Um ihn von einem Gespräche abzuleiten, das sie in Verlegenheit setzte, machte sie ihn auf einen sehr kleinen Kahn aufmerksam, der beinahe dem Kanot eines Wilden glich, und, von einem einzigen Menschen gerudert, sich immer ihnen zur Seite hielt. Der Baron blickte zuerst achtlos hin, doch ein innerer Widerwille durchschauerte ihn, als er, ohnerachtet des Strohhuts mit breitem Rande und des blauleinenen Kittels, den der Mensch trug, in diesem Schiffenden den englischen Offizier erkannte, der sehr geschickt den Kahn regierte, und mit großer Anstrengung in der Nähe der Gesellschaft sich hielt, während er mit forschendem Blicke

Malwinen beobachtete. Besorgt sah der Oheim nach seinem Neffen sich um, doch dieser stand ganz vorn an der Spitze des Nachens, neben den Fährleuten, ruhig da, und schien, tief in sich selbst versunken, von dem was um ihn her vorging nichts zu hören noch zu sehen. Beruhigter wandte der Baron sich wieder zu Malwina, die, wie er jetzt deutlich bemerkte, ihren Verfolger in der veränderten Kleidung nicht erkannt hatte. Er nahm sich vor, so wie sie gelandet seyn würden, den streitsüchtigen Adelbert recht ernstlich zum Friedenhalten zu ermahnen, damit kein Zwist mit dem Fremden die Freuden des heutigen Festes störe, und suchte dann das unterbrochene Gespräch mit Malwina wieder anzuknüpfen.

Von Jugend auf hatte der Baron die Freude geliebt, aber die ihm angeborne edlere Natur bewahrte ihn vor erniedrigender Ausschweifung, und er gehörte keinesweges zu jenen jungen Greisen, die im reifen Mannesalter die Sünden ihrer Jugend abzubüßen haben. Die Hand der Zeit, die Niemand ganz verschont, war bis jetzt beinahe purlos an ihm vorüber gegangen; sie hatte den stattlichen Mann nicht gebeugt, obgleich er den

Funfzigen mit starken Schritten sich näherte, kein frühzeitiger Schnee entstellte sein dichtes braunes Haar, die edlen Züge seines Gesichts waren freilich nicht mehr die eines Jünglings, aber man sah es ihnen an, daß keine zerstörenden Leidenschaften hier gewüthet hatten; keine Furche des höheren Alters war ihnen vor der Zeit eingeprägt.

Mit einer, ihn sehr angenehm kleidenden Verlegenheit begann er jetzt, leise flüsternd, Malwinen zu erklären, wie er noch nie ein weibliches Wesen gefunden, das er in seinem Herzen ihr gleichstellen könne, und, ohne die Art des Eindrucks, den sie auf ihn gemacht, in deutlichen Worten auszusprechen, gab er ihr diese doch auf eine Weise zu erkennen, die es ihr fast unmöglich machte, zu thun, als verstände sie ihn nicht. Sein ganzes Benehmen ließ ihn dabei durchaus nicht als einen alten verliebten Gecken erscheinen, jedes seiner Worte trug den Stempel eines ächten, aus einem reinen Gemüthe entsprungenen Wohlwollens, sie konnte nicht umhin, ihn mit stiller Geneigtheit anzuhören. Obgleich sie alles versuchte, um so mildernd als möglich ihm zu verstehen zu geben, daß sie weit davon entfernt sey,

in seine Wünsche einwilligen zu wollen, so ging doch aus Allem hervor, wie der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, sie weder erzürne noch beleidige und der Baron fühlte sich, wenn gleich nicht für den Augenblick begünstigt, doch auch keineswegs abgeschreckt und zurückgestoßen.

Malwina schien in dieser Stunde von ihrer gewohnten, zuweilen an Uebermuth gränzenden Unbefangenheit völlig verlassen. Statt wie sonst, bei ähnlichen Fällen, durch irgend einen lustigen oder witzigen Einfall ein Gespräch, das ihr mißfiel, kurzweg abzubrechen, strebte sie jetzt nur, mit ächt mädchenhafter Scheu, die ihr einen neuen unnennbaren Reiz verlieh, diesem eine andere Wendung zu geben. Sie zog zu dem Zweck ein sehr elegantes Taschenbuch hervor, das sie gewöhnlich mit sich zu tragen pflegte, und nahm aus demselben ein Blättchen heraus, um, wie sie oft that, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, mit wenigen kecken Strichen und fester geübter Hand, eine leichte Skizze des schönen alten Thurms bei Ellfeld zu entwerfen, der in diesem Augenblicke, recht günstig beleuchtet, hervortrat. Indem sie das Buch öffnete, ward ein männliches Portrait halb sicht-

bar, das in demselben verborgen war; Malwina bemerkte, daß des Barons Blicke darauf hafteten, und froh, einen Ableiter seiner bisherigen, ihr drückend werdenden Aeußerungen gefunden zu haben, schlug sie das Buch nun vollends aus einander, um ihm ein in Paris von einem berühmten Meister in Emaille sehr schön gearbeitetes Portrait ihres Vaters zu zeigen, dessen reiche Fassung der innern Seite des Taschenbuchs eingefügt war.

„Dieses zum Sprechen ähnliche Bild ist das einzige, was ich von meinem Vater besitze, es ist ein Heiligthum, das ich mit ängstlicher Sorgfalt bewahre, denn ich weiß nicht, wie ich jemals den Schmerz überwinden könnte, es verloren zu haben," sprach Malwina, indem sie das Buch aus des Barons Händen wieder zurück nahm.

„Wienchen! Wienchen!" schrie in diesem Augenblick Frau von Steinfels mit durchdringend heller Stimme, von der entferntesten Ecke des Nachens zu ihr herüber, „sieh' Dich vor, es gibt ein Unglück, Dein schöner neuer Shawl hängt mit einem Zipfel im Rhein."

Beim ersten kreischenden Ton des bänglichen Geschreis fuhr Malwina erschrocken zusammen.

Sie wandte mit einer raschen Bewegung sich dem Wasser zu, das Buch entglitt ihrem Schooße, und schwamm, da es noch aufgeschlagen war, auf den Wellen.

Mit einem lauten schmerzlichen Schreckensruf beugte Malwina sich weit über Bord, um das theure Bild zu retten; Adelbert riß im nämlichen Moment einem der Fährleute ein Ruder aus der Hand, sprang auf den Rand des Nachens, um das Buch aufzufischen, ehe die Schwere des Bildes es in den Abgrund zog; der Nachen bekam durch diese doppelte Last eine sehr schiefe Richtung, Adelbert glitt aus, sank dem Buche nach, und war im Begriff, vor Aller Augen unterzugehen. Alles dieses war das Werk eines Moments.

Schneidend drang Malwina's wilder Jammerruf bei diesem Anblick zum Himmel auf. Sie wäre Adelberten nachgesprungen in das offene nasse Grab, hätte nicht einer der Fährleute, ohnerachtet ihres Widerstrebens, mit starkem Arme sie daran gehindert. „Adelbert," rief sie, im Wahnsinn der Verzweiflung, „mein Adelbert, ich gebe Dir den Tod! mein Adelbert!" rief sie noch einmal, „o rettet, rettet ihn und nehmt mein Le-

ben!“ In tiefer todtenähnlicher Bewußtlosigkeit sank sie jetzt in die Arme des Barons, der, selbst vom Schrecken erstarrt, regungslos dasaß.

Der Aufruhr, welcher durch alle diese, blitzschnell einander folgende Ereignisse im Nachen entstand, war unbeschreiblich. Alles schrie, weinte, lief durcheinander, keiner hörte, keiner sah mehr was um ihn her vorging. Der allgemeine Schrekken trat überall den Bemühungen der Wenigen hemmend in den Weg, welche Geistesgegenwart genug behielten, um auf Rettung zu denken.

„God damn, ihr Herren! leiht mir einige Hülfe, ich kann ihn nicht länger halten allein,“ rief plötzlich eine tiefe starke Baßstimme, mitten durch den allgemeinen Tumult.

Es war der englische Offizier. Er kniete in seinem kleinen Kahne; mit der einen Hand klammerte er sich an den Bord des großen Nachens fest an, mit der andern hatte er den ganz bewußtlosen Adelbert oben am Kragen gefaßt und hielt ihn mit fast übermenschlicher Kraft mit dem Kopfe über dem Wasser.

Jetzt machten die Fährleute sich Raum, ohne so genau darauf zu achten, wie dieses geschah;

und, von Wasser triefend, einem Todten ähnlich, lag Adelbert in der nächsten Minute lang ausgestreckt auf dem Boden des Nachens. Sein Retter sprang ihm nach, ohne eine Einladung dazu abzuwarten. Er hatte in dem Bestreben, ihn aus dem Rhein zu ziehen, das eigne Ruder verloren, dieses tanzte schon weit weg auf den Wellen, und der englische Offizier sah sich folglich in die Unmöglichkeit versetzt, den kleinen Kahn länger zu regieren.

Nach wenigen Sekunden entdeckte man an dem, den Wellen Entrissenen, ein Zeichen des rückkehrenden Lebens, und das Entzücken darüber äußerte sich beinahe nicht minder tumultuarisch, als kurz vorher der Schreck über den ihn betroffenen Unfall. Der laute Jubel erweckte Malwinen aus der Bewußtlosigkeit, die ihre Sinne befangen hielt; ihr erster Blick fiel auf Adelberts bleiche, noch immer regungslose Gestalt, sie fuhr auf, bahnte mit der Gewalt an Wahnsinn gränzender Verzweiflung, durch alle die, welche Hülfe leistend ihn umstanden, sich den Weg zu ihm, warf sich neben ihm auf den Boden, unterstützte auf ihren Knien sein sinkendes Haupt, wärmte seine erstarrten Hände

an ihrer Brust, bat ihn in herzzerreißenden Ausdrücken, wie sie nur das innigste Gefühl einem liebenden Weibe einzugeben vermag, nur einmal, einmal noch zu ihr aufzublicken, rief ihm die zärtlichsten Namen ins Ohr, die nur je die Liebe erfand, und als er endlich die Augen wieder aufschlug, als sie gewahr wurde, daß er sie wieder erkenne, warf sie mit einem lauten Freudengeschrei sich in seine, sie umschließende Arme, drückte ihn fest an ihr Herz, nnd war nahe daran, im freudigsten Entzücken zum zweiten Mal ohnmächtig zu werden.

Während alles dieses unter den Augen der, vor Erstaunen beinahe versteinerten Gesellschaft vorging, hatten die Ruderer, mit doppelt angestrengter Kraft, den Nachen in unglaublich kurzer Zeit vollends nach Ellfeld gebracht, und legten jetzt an dem kleinen Landungsplatze an.

„Und wie befinden Sie sich jetzt, mein Herr?“ fragte der englische Offizier, der bis jetzt von Malwina und Adelbert keinen Blick verwendete: „**Ich hoffe so gut als erwartet werden möchte, die Umstände betrachtend; ich denke, das wenige Untertauchen soll Ihnen nicht Schaden**

thun, wenn Sie augenblicklich die Kleider wechseln," setzte er hinzu, indem er seinem Geretteten vom Boden aufstehen half. Dann wandte er mit einem wunderlichen Lächeln sich zu Malwina: „Frau von Rainertshausen," sprach er, sich höflich verbeugend: „hier ist Ihr Taschenbuch, das ich Gelegenheit fand, mit zu retten; es ist, wie Ihr Herr und Meister dort, naß, aber sonst unbeschädigt. Vertrauen Sie aber diesen meiner Sorge nochmals an, ich wohne in jenem Hause, und will dahin sehen, daß er bald trocken und anständig sich wieder zur Gesellschaft verfügen kann." Damit nahm er Adelberten beim Arme, der wie ein Träumender ihm folgte, half diesem mit großer Sorgfalt beim Aussteigen aus dem Nachen, und eilte dann mit schnellen Schritten mit ihm davon.

„Nun, das war Unglück und Glück!" fing Frau von Steinfels an, sobald sämmtliche Damen in Ellfeld in dem, mit figurenreichen Tapeten geschmückten Prunkzimmer der Frau Wirthin zur Rose, sich allein bei einander befanden, um sich von dem erlittnen Schrecken zu erholen. „Der englische Offizier ist doch ein herrlicher Mann!

Aber Wienchen, wie siehst Du denn aus?" setzte sie im nämlichen Athem hinzu. „Liebes Kind, Du bist ja naß, als hättest Du ebenfalls im Rhein gelegen, und wie Du zitterst und frierst! Ja es war doch recht gütig von dem armen jungen Rainertshausen, daß er — aber, großer Gott! Deine schöne neue Blouse ist ja ganz und ohne alle Rettung dahin, und der feine italienische Hut, den haben die groben Fährleute mit Füßen getreten — nein, den heutigen Tag verwinde ich in meinem Leben nicht! — Ach und Deine prächtigen Marabouts, die sehen ja aus wie ein Hühnerschwanz beim Regenwetter! — Sieh', liebes Kind, die hellen Thränen habe ich geweint, als Du neben dem guten jungen Mann auf den Knieen lagst und ihm danktest; Ursache hattest Du dazu, das weiß Gott, denn — aber hilf Himmel! wie sehe ich selbst denn aus? mein schöner Ueberrock hat ja eine ellenhohe Schmutzbordüre, wie bin ich zu der denn gekommen? Ja es gibt viel Unglück in der Welt! Denke Dir, wenn nun Rainertshausen um Deines Taschenbuchs willen ertrunken wäre! Der englische Offizier kam doch wie ein Engel von Gott — ich weiß selbst

nicht, woher? bauz war er da. Aber Malwina, warum nannte er Dich denn so kurzweg Frau von Rainertshausen, als müßte das nur so seyn? Und was sprach er denn vom Herrn und Meister? Du hast das in der Angst wohl überhört?“

Die Damen traten sämmtlich näher, um die Antwort auf eine Frage zu vernehmen, die jede von ihnen im Stillen beschäftigt hatte, doch es erfolgte keine. Trübe in sich versunken, saß Malwina lautlos da, und es währte ziemlich lange, ehe sie wieder völlig zu sich selbst gekommen zu seyn schien. Den Damen blieb daher nichts übrig, als ihre, durch den Tumult im Nachen mehr oder weniger in Unordnung gekommene Toilette, so gut die Zustände es erlaubten, wieder zu ergänzen. Auch für die wirklich sehr durchnäßte Malwina wurde alle erdenkliche Sorgfalt getragen, und sie erholte sich augenscheinlich, als sie wieder in warmen, trocknen Kleidern sich fühlte; ihr Wesen gewann wieder den gewohnten Ausdruck, der jede unzeitig gewagte Frage zurückwies, und sie war endlich die erste, die, wenn gleich in auffallender Bewegung und mit wankenden Schritten, sich auf den Weg machte, um sich zu der

übrigen, im Speisezimmer versammelten Gesellschaft zu begeben.

Mitten in diesem stand Adelbert in einem recht zierlichen, ihn ziemlich wohl kleidenden Zivil-Anzuge des englischen Offiziers, der neben ihm jetzt in voller Staatsuniform prangte. Ausser daß Letzterer etwas bleicher als gewöhnlich war, schien jede Spur von dem so eben erlittenen Unfall verschwunden. Stumm und ernst stand der Baron, abgesondert von der Gesellschaft, am Fenster, und betrachtete mit finsterm forschenden Blick seinen Neffen; auch unter den übrigen Männern schien eine ganz eigne gespannte Stimmung vorzuherrschen.

So wie Malwina Adelbert ansichtig ward, flog sie in seine, sie liebevoll umschließende Arme, Thränen kamen erst jetzt, ihr beklommnes Gemüth zu erleichtern; sie weinte sich aus an seiner Brust, ohne darauf zu achten, daß die ganze Gesellschaft sie umringte. Dann trocknete sie die Augen, richtete mit edlem Anstande sich auf und ergriff Adelberts Hand.

„Es liegt für uns jetzt außer den Gränzen der Möglichkeit, mein Adelbert, ein Geheimniß

länger zu bewahren, das uns freilich als Bedingung unseres Glückes zur Pflicht gemacht wurde:" sprach sie mit lauter, vernehmlicher Stimme. „Die hier Anwesenden aber werden uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir das Mögliche thaten, um diese Pflicht zu erfüllen," setzte sie mit verbindlichem Lächeln gegen die Gesellschaft gewendet hinzu. „Ein tückischer Zufall lüftete vor der Zeit den Schleier, in den wir uns verhüllt hielten, denn wie kann der noch äußere Verhältnisse bedenken, der, wie ich, das Theuerste dem Untergange selbst zugeschleudert zu haben glaubt? Jetzt aber müssen wir dieses ernstlicher als je; darum bitte ich Dich, Adelbert, stelle mich der Gesellschaft als Deine Dir schon seit beinah Jahr und Tag vermählte Ehefrau vor, und hilf mir dann, bei unserm Onkel seiner Nichte Verzeihung auszuwirken, die freilich durch ihr streng gehaltnes Inkognito sich bisher zu allerlei Ungezogenheiten verleiten ließ, welche sie in diesem Augenblicke von Herzen bereut."

Mit unwiderstehlicher Anmuth drängte Malwina bei diesen Worten sich an Adelberts Hand durch den sie umgebenden Kreis, der eben anfan-

gen wollte, das Paar mit Glückwünschen zu überschütten, und zum Baron hin, der unbeweglich seine Stellung am Fenster beibehielt. „Onkel, lieber gütiger Onkel, bestrafen Sie diese Ueberraschung nicht zu streng! wir meinten auf zartere Weise Ihnen unser Geheimniß zu entdecken, aber es sollte nicht seyn,“ bat sie schmeichelnd: „mein ganzes Leben soll hinfort dem Bestreben geweiht seyn, Ihre Tage zu erheitern und zu verschönen; blicken sie freundlich auf Ihren Adelbert und seine Malwina.“

„Frau von Rainertshausen, ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Vermählung, das ist alles, was die Ueberraschung des Moments mir zu thun erlaubt; fernere Erläuterungen, die hier nöthig werden dürften, sparen wir billigerweise einer ruhigern Stunde auf,“ erwiederte kalt und würdevoll der Baron.

„Oheim! mein geliebter Oheim! haben Sie denn keinen gütigen Blick mehr für mich?“ bat Adelbert, und wollte des Barons Hand fassen, doch dieser zog mit einer sehr unmuthigen Bewegung sie zurück. — „Heuchelnder Betrüger!“

flüsterte er, nur seinem Neffen vernehmbar, diesem zu.

„Nein, wahrlich, diesen Namen verdiene ich nicht!“ rief Adelbert laut, und dunkle Purpurröthe überzog sein Gesicht. „Nein, mein Oheim, nie habe ich Ihnen geheuchelt, nie absichtlich Sie betrogen, obgleich die Lage der Dinge mich zwang, Ihnen eine Zeitlang meine Verbindung mit einer Gattin zu verschweigen, die in jeder Hinsicht es werth ist, Ihre Nichte zu heißen. Daß ich Malwina in der Gesellschaft zu begegnen vermied, dazu zwang mich meine Liebe; wie hätte ich sonst dieses mich mächtig beherrschende Gefühl verborgen halten können? Daß Sie und Mehrere in diesem Kreise dieses absichtliche Meiden eines von Vielen gesuchten, allgemein als liebenswürdig anerkannten Wesens, mir als Beweis eines innern Widerwillens gegen dasselbe auslegten, war nicht meine Schuld; doch kam es in meinen damaligen Verhältnissen mir gelegen, und ich gestehe, daß ich nichts that, um dieser allgemeinen Meinung zu widersprechen; ich suchte aber auch keineswegs, sie absichtlich zu unterstützen. Wer kann auftreten und behaupten, daß ich mir jemals eine,

Malwinen wirklich nachtheilige Aeusserung erlaubte?" sprach er mit festem Blick gegen die Anwesenden sich wendend. „Ich mied lieber jeden näheren Umgang, ich lebte nur für Sie, mein Oheim, und, wenn wir uns unbeobachtet glaubten, für meine zwar verborgne, aber durch göttliche und menschliche Anordnungen geheiligte Liebe. So dachten wir den Augenblick abzuwarten, in welchem es uns vergönnt seyn würde, mit unserem Geheimniß an das Licht zu treten. Sie, Herr Major," sprach er gegen den englischen Offizier gewendet, „Sie haben es entdeckt und öffentlich bekannt gemacht, aber Sie sind der Retter meines Lebens, und der erste Beweis meines Dankes sey, daß ich es unterlasse, Sie zu fragen, wie Sie dazu kamen."

„Nach und nach, ich bin zu jeder Art von Antwort bereit, aber auch ich habe einiges zu erklären," erwiederte mit höflichem Anstande der Major.

Adelbert wandte sich wieder an den Baron. „Glauben Sie es fest, mein innigst verehrter Oheim," sprach er mit immer steigender Rührung, „obgleich ich das einzige Geheimniß mei-

nes Lebens auch Ihnen nicht entdecken durfte, so kam doch jede Aeusserung der innigsten Anhänglichkeit gegen Sie aus einem reinen, wahrhaft treuem, dankerfülltem Gemüth. Und sollten Sie auch von diesem Augenblicke an mich ganz aus Ihrem Herzen verstoßen, sollte auch nie Ihr von mir jetzt abgewandtes Auge dem Sohne Ihres einzigen Bruders mit gewohnter Güte sich wieder zuwenden, so werde ich doch, so lange ich athme, in Ihnen meinen zweiten Vater verehren, den Wohlthäter meiner hülflosen Jugend, dem ich alles verdanke, was ich besitze und bin. Nehmen Sie, o nehmen Sie alles zurück, alle Ihre Wohlthaten," rief Adelbert mit glänzenden Augen hochbewegt, „rauben Sie mir nur nicht den Glauben, daß Sie mich nie für niedrig und verworfen halten können; mag sogar Ihr Herz sich völlig von mir wenden, nur lassen Sie mich hoffen, daß es nicht geschah, weil Sie mich verachten!"

Während Adelbert sprach, hatte ein Gefühl bewegter Theilnahme sich aller Anwesenden bemeistert, kein Laut hatte ihn unterbrochen, und auch jetzt, da er aufhörte zu reden, schwiegen Alle,

und wendeten den unsichern Blick dem Baron zu, der indessen in seiner vorigen schroffen, abstoßenden Stellung blieb, ohne zugleich eine in ihm aufsteigende mildere Regung völlig verbergen zu können.

„Sie haben meinen Adelbert gewürdigt, ihn wenigstens anzuhören, mein Oheim, ich hoffe, Sie werden auch mir dieses nicht versagen,“ nahm jetzt Malwina das Wort.

„Nur hier nicht, wählen wir dazu eine gelegenere Stunde, Frau von Rainertshausen,“ erwiederte der Baron.

„Hier in dieser Stunde, es kann keine gelegenere geben; hier vor allen diesen Zeugen sowohl meines Betragens während ich in Wiesbaden lebte, als auch der Ereignisse dieses Morgens, bitte ich Sie mich anzuhören, lieber Oheim; ja, ich bestehe darauf als auf eine Uebung der Gerechtigkeit, die Sie mir und auch sich selbst schuldig sind,“ antwortete Malwina sehr lebhaft. „Der Ruf einer Frau, der Sie selbst das Recht Ihren Namen zu führen zugestehen, darf nicht entstellt von Mund zu Munde gehen. Auch mich wie meinen Adelbert könnte man eigennütziger Heuche-

lei gegen Sie anklagen. Mein Herz drängt mich, die Wahrheit zu bekennen; was ich gethan und gewollt, soll keine feige Lüge zu bemänteln suchen, ich habe kein Geschick zu solchem Thun. Ja, mein geliebter Oheim, ich gestehe es, mein Mann hatte von Ihrer Abgeneigtheit, eine nicht ihrem Lande Eingeborne als Nichte aufzunehmen, mich unterrichtet: es geschah nicht ganz absichtslos, daß ich gleich bei unserem ersten Bekanntwerden durch freundliches Entgegenkommen Sie vor allen Andern auszeichnete, das bekenne ich frei; ich wollte Sie gewinnen, ich wollte Ihr Vorurtheil gegen Ausländerinnen besiegen, ich war sogar bereit, ehe ich Sie kannte, in die Eigenheiten eines wunderlichen Alten mich zu fügen, ihn im Voraus ahnen zu lassen, wie bereit ich immer seyn würde, ihn kindlich zu pflegen und zu ehren. Ich fand weder Laune noch Wunderlichkeit, ich fand in Ihnen, mein Oheim, was ich nie erwartet hätte, und mein Herz zog mich weit mächtiger zu Ihnen, als kalte Ueberlegung es gekonnt hätte; jede Absichtlichkeit blieb von nun an fern von mir, ich that, was ich nicht lassen konnte, indem ich Sie als den Theuersten meiner Verwand-

ten ehrte und liebte. So war es, so ist es noch, und wird immer so bleiben, auch wenn Sie uns verstoßen; ich sowohl als Adelbert werden uns zwar tief darüber betrüben, daß Sie es uns nicht erlauben wollen, Ihnen dieses durch unser Betragen zu beweisen, aber unsere ehrfurchtsvollste Liebe bleibt dennoch ewig Ihnen geweiht. Und nun komm' Adelbert, wir wollen dem schönen edlen Herzen unsres Oheims es überlassen, für uns weiter zu sprechen. Komm mit mir zurück nach Wiesbaden, wenn wir zuvor unserem Erretter vom Tode unsern innigsten Dank gebracht haben."

Mit diesen Worten wandte sie sich gegen den Major, doch dieser trat auf seltsame Weise zurück, indem sie sich ihm näherte.

„Gnädige Frau," sprach er, „wie ich früher erwähnte, ich habe noch Einiges zu erklären. Mein Herausziehen Ihres Gemahls aus dem Wasser verdient keinen Dank, es wird sich selbst belohnen, auf eine Weise, die Ihnen vielleicht nicht ganz zusagen wird. Ich werde von Ihnen, dem Herrn von Rainertshausen und dem Baron eine kurze Audienz mir erbitten, doch nach Tische, wenn es Ihnen gefällt, die Frau Wirthin hat schon

zweimal den Kopf in das Zimmer gesteckt, unser Mittagsessen will verderben, fürchte ich."

„Wienchen, und Du bist also wirklich verheirathet," rief Frau von Steinfels, die jetzt erst von dem Erstaunen, das sie gefesselt gehalten, einigermaßen zu sich selbst kam.

„Das bin ich und bitte um Ihre guten Wünsche, liebe freundliche Frau," erwiederte Malwina, sie umarmend.

„Gott im Himmel!" rief Frau von Steinfels, „und da mußt Du bei der Bekanntmachung Deiner Heirath auch just den alten fatalen Ueberrock anhaben! Aber Kind, jetzt fällt es mir erst ein, was wird mein Mann sagen, wenn er das erfährt?"

„Nichts wird er sagen," sprach Adelbert, indem er ihr die Hand küßte, „denn er war bei unsrer Trauung gegenwärtig."

„Und das alles geschah hinter meinem Rücken, weder Brautputz noch Aussteuer ward mir zur Besorgung übertragen, wie es doch sonst wohl üblich ist, als wäre ich gar nicht mehr in der Welt!" rief Frau von Steinfels beleidigt.

„Ich war schon verheirathet, als Sie mich

im vergangnen Jahre in Ihrem Hause so gütig aufnahmen," erwiederte Malwina und suchte durch Liebkosungen sie wieder zu beruhigen.

„Nein, das ist zu arg! so mit mir Komödie zu spielen, das hätte ich niemals Dir zugetraut," sprach mit Thränen in den Augen Frau von Steinfels. „Freilich," schluchzte die gutmüthige Frau gleich darauf, indem sie Malwinen um den Hals fiel, „ich thue wohl Unrecht, Dich zu schelten, armes Kind, es mag Dir böse genug ergangen seyn, ehe Du zu diesem Schritte Dich entschließen mußtest, und dann — wer kann für sein Herz?"

„Ich fand Malwinen in Paris, an der Seite eines in seinen Meinungen von dem Gewöhnlichen zwar weit abgehenden Vaters, der sie aber beinah anbetete," nahm Adelbert jetzt das Wort. „Ich fand sie umgeben von einem aus allen Nationen bestehenden auserwählten, geistreichen Kreise. Mir steht es nicht zu, hier ihr Lob zu verkünden, denn sie ist mein, und Sie kennen sie Alle. Daß ich mit verzehrender Leidenschaft sie lieben mußte, war natürlich, doch auf welche Weise es mir gelang, dieses schöne Herz mir zu gewinnen, das weiß

ich nicht zu sagen. Wir wurden Eins, wir sind es, und werden ewig es bleiben, komme was da wolle," setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu. „Meine Geliebte widersetzte mit großer Festigkeit sich meinem Plan, ihre Hand von ihrem Vater zu erbitten, sie wollte den seit einiger Zeit kränkelnden Greis, dem sie alles war, nicht durch die Aussicht einer möglichen Trennung von ihr erschüttern; er hatte oft den sehnlichen Wunsch geäußert, daß Malwina vor ihrem vierundzwanzigsten Jahre sich nicht vermählen möge, doch hatte er es nie erlaubt, daß sie sich anheischig mache, diesen Wunsch zu erfüllen, denn er achtete es für Unrecht, sie auf diese Weise zu fesseln. Die liebende Tochter hatte indessen in ihrem Herzen gelobt, bis zu dem, von ihrem Vater ihr gesetzten Zeitpunkt ihre Hand frei zu bewahren, sie gestand mir dieses mit der ihr eigenthümlichen Offenheit und beharrte, unerachtet allem, was ich dagegen thun oder sagen mochte, unerschütterlich fest bei diesem Entschlusse. Zwei lange Jahre sollte ich in unsäglicher Sehnsucht noch verleben, ehe ich sie ganz Mein nennen durfte, denn sie war erst zwei und zwanzig Jahre alt; doch das Glück, das

in ihrer Nähe, die Gegenwart mir bot, ließ damals die trübere Zukunft mich vergessen."

„Frau von Rainertshausen war im vergangenen Jahre, nach dem eigenen Geständniß ihres Gemahls erst zwei und zwanzig Jahre alt; ich verlange die Anwesenden dieses anzumerken," rief hier plötzlich mit überlauter Stimme der Major. Alle Blicke wandten verwundert sich ihm zu, doch da er nichts weiter hinzufügte, so nahm Adelbert wieder das Wort.

„Der Baron Wallborn erkrankte plötzlich. Er war mir immer freundlich gewesen, und erlaubte mir, Malwinen in der Sorge um seine Verpflegung beizustehen. Zwei leidensvolle Nächte verwachten wir an seinem Sterbebette, dann standen wir an seinem Sarge; o wie viel inniger verband uns jetzt der gemeinsame Schmerz, als früher die Freude und das Wohlleben es gethan hatten! Meine, meine Malwina, weine nicht so, ich eile schnell über jene Tage der Trauer hinweg. Wir sandten eine Staffette mit der Todesnachricht nach Hannover, an den Baron Steinfels, den einzigen Jugendfreund des Verstorbenen, welchen dieser zum Vormunde seiner verwaiseten Tochter

und zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt hatte. Er kam, früher noch, als wir erwarten konnten, um Malwinen abzuholen, die zufolge der Anordnung ihres Vaters, hinfort in seinem Hause leben sollte. Sein ganzes Benehmen flößte uns so viel Zutrauen ein, daß wir ihn sehr bald zum Vertrauten unserer Liebe erwählten. Das Testament ward eröffnet, und obgleich der Verstorbene auch in diesem den väterlichen Rath an Malwina ausgesprochen hatte, bis nach Zurücklegung ihres vierundzwanzigsten Jahres unvermählt zu bleiben, so geschah dieses dennoch auf eine sie keinesweges bindende Weise. Meine heiße Liebe überwand endlich alle Bedenklichkeiten in dieser Hinsicht, doch nun widersetzte Herr von Steinfels sich meinen Wünschen. Aus Gründen, die, wie er versicherte, unser Bestes beabsichtigten, die er aber vor der gesetzten Frist uns nicht entdecken dürfte, bestand er sogar auf strenges Geheimhalten unserer Liebe, bis endlich Malwinas herbeigekommener vierundzwanzigster Geburtstag alle Hindernisse heben würde, die unserer Verbindung sich widersetzen könnten."

„Malwina war sehr bereitwillig, sich dieser

Anordnung ihres Vormundes zu fügen, und auch ich ließ mich dazu überreden; die Hoffnung, sie nach Deutschland zu begleiten, tröstete mich, so wie die Aussicht, ihr nahe zu bleiben, und durch manches wiederholte frohe Wiedersehen meine liebende Sehnsucht während der Jahre der Entbehrung zu beschwichtigen. Da kam Ihr Befehl, mein theurer Oheim, jetzt, da ich England, Frankreich und Italien gesehen, auch Schweden und Norwegen zu bereisen, und mich in jenen Ländern mit der Einrichtung des dortigen Eisenhüttenwesens auf das genaueste bekannt zu machen! Mit erdrückender Gewalt stieg, Riesen gleich, das ganze lange Jahr vor meiner erregten Phantasie auf, das ich nun fern von der Geliebten, vielleicht ohne Nachricht von ihr, im Norden verleben sollte. Meine Sinne verwirrten sich, ich sah Malwina in mir unbekannten Umgebungen, bewundert, angebetet, umringt von Verführungen, die mein Bild aus ihrem Herzen tilgen konnten. Ich erlag den tausendfachen Qualen ungemessener Liebe, glühender Eifersucht, zerstörender Sorge, mein Leben wollte erlöschen, ich eilte dem Untergange, dem Wahnsinne zu. Da endlich erbarmte Herr

von Steinfels sich unser; auf seine Veranstaltung wurden wir von dem Kapellan eines auswärtigen Gesandten heimlich getraut. Wir mußten geloben, unsre Verbindung Niemanden ohne Ausnahme zu entdecken, und die Feier derselben an Malwinas vierundzwanzigstem Geburtstage nochmals öffentlich zu wiederholen; dann führte er, sogleich vom Traualtare Malwinen augenblicklich mit sich fort nach Hannover; und die Ueberzeugung, daß keine Macht auf Erden die mir Anvermählte mir nunmehr rauben könne, gab mir Muth und Kraft diese Trennung zu ertragen. Meine Gesundheit kehrte zurück und war in sehr kurzer Zeit in so fern wieder hergestellt, daß es mir möglich wurde, den Befehlen meines Oheims zu gehorchen."

„Ich rufe alle Anwesenden zu Zeugen auf, daß Herr von Rainertshausen gestanden hat, in Paris, seit einem Jahre, mit dem Fräulein Malwina von Wallborn getraut zu seyn," rief hier abermals der englische Offizier.

„Herr," nahm der Baron jetzt mit sichtbarem Ueberdruß das Wort: „Sie haben meinen Neffen aus dem Rhein gezogen, und das ist allerdings dankenswerth, aber es kann mich dennoch

nicht hindern, zu bemerken, daß es mir vorkommen will, als ob sie von dem Vorrechte der Engländer, sich in Deutschland sonderbar zu benehmen, einen etwas zu auffallenden Gebrauch machten."

„Wie ich vorhin schon bemerkt habe," erwiederte vollkommen gelassen der Major, „unsre Frau Wirthin hat seit fünf Minuten zum dritten Mal in das Zimmer geschaut. Nach Tische bin ich bereit, jede Erklärung zu geben, die erwartet werden mag, doch in diesem Augenblicke will unser Mittagsessen verloren gehn, wenn wir die Verhandlung nicht bis nach Tische verschieben."

„Hast Du noch etwas vorzubringen, Adelbert?" sprach der Baron in sehr gemildertem Ton.

„Nichts weiter, mein Oheim; denn daß Malwina ihre gütige Freundin zu der Reise nach Wiesbaden zu bewegen wußte, um mit mir hier zusammen zu treffen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Und nun komm, meine Malwina, wir bedürfen beide Ruhe und Erholung," setzte er hinzu, indem er sich anschickte, mit seiner Gattin das Zimmer zu verlassen.

„Frau von Rainertshausen," sprach mit vor-

nehm-höflichem Anstande der Baron, „ich wünsche, daß Ihre Kräfte Ihnen erlauben mögen, uns Ihre und Adelberts Gesellschaft noch ein paar Stunden zu gönnen. Der gewaltsame Eindruck, den die Ereignisse dieses Morgens auf uns Alle gemacht haben, wird so vielleicht auf mildere Weise verklingen, als wenn Sie sogleich uns verließen."

So scharf und gemessen der Baron diese wenigen Worte auch vorbrachte, so fühlten die Liebenden dennoch die Verbindlichkeit, ihnen ohne Widerrede Folge zu leisten. Das Mittagsessen ward endlich zu des Majors großer Freude aufgetragen, übrigens aber ging es dabei so ziemlich wie bei einer Karthäuser Mahlzeit zu. Man wagte kaum von seinem Teller aufzublicken, man flüsterte das Wenige, was man zu sagen hatte, einander mit leisem Tone zu, als befände man sich in der Nähe eines Krankenzimmers; peinlicher Zwang war an die Stelle der sonst hier herrschenden Fröhlichkeit getreten, und die Tafel ward dem zufolge wenigstens eine Stunde früher aufgehoben als gewöhnlich. Der Jagdjunker und der Bergmann hatten gleich Anfangs sich unbemerkt fortgeschlichen.

„Ich lade jetzt das neuvermählte Paar und den Herrn Baron von Rainertshausen ein, mir in ein abgesondertes Zimmer zu folgen. Frau von Steinfels mag, wenn es ihr gefällt, die junge Dame begleiten," sprach jetzt feierlich langsam der Major.

„Herr Major," erwiederte der Baron: „der Zufall hat gewollt, daß unsere Familienangelegenheiten hier eine Art Oeffentlichkeit erlangen sollten, welche die Schranken des sonst üblichen um Vieles überschreitet. Was Sie uns zu sagen haben, hängt wahrscheinlich mit jenen zusammen; ich wünsche daher, daß das, was Sie Ihre Erklärungen nennen, hier ebenfalls, in dem Kreise unserer Freunde, uns bekannt gemacht werde. Denn ich bin ein Feind aller Halbheiten, die nur zu Argwohn und Mißverständniß Anlaß geben. Thue Recht und scheue Niemand, war seit Jahrhunderten der Wahlspruch meines Hauses."

„Ich opponire nicht zu dieser Motion," rief der Engländer, „ich bin bereit, auf diese Gesellschaft, als eine Art von Jury, zu sehen, von welcher alle Anwesenden Beisitzer sind, die bei der Verhandlung Betheiligten allemal ausgenommen.

Sie werden gerechte Richter seyn, hoffe ich; belieben Sie im Kreise niederzusitzen."

„Mein Gott, das sieht recht grauerlich aus, gerade wie bei den Assisen in Koblenz!" seufzte Frau von Steinfels, und ward bleich und roth vor innerer Angst, indem sie den ihr angewiesenen Platz einnahm.

Der Major hatte indessen aus seiner Brieftasche ein mit vieler Sorgfalt versiegeltes Papier genommen, und reichte es Malwinen, indem er sie fragte, ob sie das Siegel und die Ueberschrift auf demselben erkenne.

„Es ist der Siegelring mit unserm Familienwappen, dessen mein Vater sich immer bediente; ach, und ich erkenne auch die geliebten Züge seiner Hand!" rief Malwina. Ihre Thränen flossen auf das Papier, indem sie es an ihre Lippen drückte.

Der Offizier, ohne darauf weiter zu achten, nahm das Papier aus ihren Händen zurück und trug es zu jedem Einzelnen im Kreise hin, um zu zeigen, daß die Siegel nicht erbrochen wären, dann überreichte er es dem Baron, und bat ihn,

es zu öffnen, und den Inhalt der Gesellschaft laut und deutlich vorzulesen.

Der Baron las; zuerst die gewöhnlichen einleitenden Formeln eines, einem letzten Willen besonders beigefügten Kodizills. Dann hieß es ferner, wie hier folget:

„Bei völlig gesunden Geisteskräften und nach reiflichem Nachdenken, finde ich in meinem Gemüthe mich bewogen, zu veranstalten, daß der Inhalt dieser Beilage zu meinem letzten Willen, und sogar die Existenz derselben meiner geliebten einzigen Tochter, Malwina Oktavia von Wallborn, bis zu dem Tage, an welchem sie ihr vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt haben wird, verborgen bleibe. Es sey denn, daß sie, wider meinen oft gegen sie ausgesprochnen väterlichen Rath, noch vor Ablauf dieser Zeit in den Stand der Ehe sich begeben sollte, wo dann die Nothwendigkeit der Bekanntmachung dieses Kodizills sich von selbst ergeben wird.

„Fände meine Tochter, von ihrem Herzen noch vor jener festgesetzten Frist sich unwidersteh-

lich zu einer Vermählung gezogen, so wird, wie ich hoffe und von Gott erbitte, das Glück der Liebe, das sie sich selbst erwählt, ihr reichen Ersatz des Verlustes gewähren, den Pflicht und die Stimme der Dankbarkeit mir gebieten, ihr in diesem Fall aufzuerlegen. Damit sie aber von keiner Seite durch eigennützige Rücksichten in der Wahl ihres Gemahls beschränkt werde, so decke bis dahin ein tiefes Schweigen diese meine letzte, unumstößlich fest bestimmte Anordnung.

„Eine in meiner damaligen Wohnung in London bei nächtlicher Weile ausgebrochene heftige Feuersbrunst drohte, ein Jahr nach der Geburt meiner Tochter, dem Leben meiner jetzt in Gott ruhenden vielgeliebten Gattin Antonie gebornen von Mainberg, mit der ich einige Monate in England mich aufhielt. Das Kind hatte die Wärterin desselben gerettet, doch die Mutter wäre dem qualvollsten Tode nicht entgangen, hätte nicht ein damals sehr junger, mir völlig unbekannter englischer Offizier, mit großer Geistesgegenwart und eigner augenscheinlicher Lebensgefahr, sie den Flammen entrissen. Tages darauf erkannte ich in

diesem den Sohn eines entfernten Anverwandten, dessen Eltern längst verstorben waren, und dessen eigne Existenz mir bis dahin unbekannt geblieben war, so wie auch er von der meinigen nichts erfahren hatte. Er nannte sich Edmund von Wallborn, und ich gelobte bei mir selbst, mit einem theuren Eide, ihn dereinst, so viel es in meinen Kräften stände, für seine edle That zu belohnen, und zwar, wenn die Umstände es so fügen wollten, durch die Hand meiner Tochter, der er die Mutter erhalten. Ich achte es für Unrecht, in den selbst erwählten Lebensplan irgend eines Menschen thätig eingreifen zu wollen, und ließ ihn daher, wenige Tage nach jener Feuersbrunst, ungehindert nach Ostindien abgehen, wohin sein Regiment im Dienste der ostindischen Kompagnie bestimmt war. Nie hat er von dortaus mir geschrieben, obgleich er versprochen, solches zu thun, und ich habe ihn von jenem Tage an, völlig aus dem Gesichte verloren, doch hebt dieses die Verpflichtung, die ich ihm schuldig bin, nicht auf.

„Sollte Edmund von Wallborn binnen dreiundzwanzig Jahren, das heißt, von dem Tage

seines Abganges nach Ostindien bis zu dem vierundzwanzigsten Geburtstag meiner Tochter nicht nach England zurückkehren, so muß ich ihn entweder für gestorben oder für anderweitig versorgt erachten, und erkläre für diesen Fall, die in diesem Kodizill zu meinem letzten Willen getroffenen Anordnungen, für aufgehoben. Auf den Fall aber, daß er vor Ablauf jener Zeit wiederkehre, lege ich eine versiegelte Abschrift dieser Beilage zu meinem letzten Willen, nebst einer offnen Kopie derselben in dem Archive der ostindischen Kompagnie nieder, die ihm beides bei seiner Ankunft in England einhändigen wird. Eine zweite, dieser völlig gleichlautenden versiegelte Kopie derselben befindet sich in den Händen des Barons Ernst von Steinfels in Hannover, dem der Inhalt derselben sehr wohl bekannt ist, der mir aber versprochen hat, diesen meiner Tochter erst an dem von mir dazu bestimmten Tage kund zu geben.

„Ich will und verordne demnach, daß Edmund von Wallborn, im Fall er vor Ablauf des vierundzwanzigsten Lebensjahres meiner Tochter, nach Europa zurückkehrt, sich zu derselben verfüge und um ihre Hand sich bewerbe.

„Schlägt Malwina Oktavia von Wallborn den Heiraths-Antrag des Edmund von Wallborn aus, so tritt er von dem Tage an in den völligen und freien Besitz meines im hannöverischen Lande belegenen Ritterguts Wallstedt, nebst allen zu demselben gehörigen Rechten und Revenüen.

„Findet hingegen Edmund von Wallborn nicht diejenigen Eigenschaften bei meiner Tochter, die er von seiner Gattin verlangt, so ist Malwina Oktavia von Wallborn hiedurch verpflichtet, ihm die Summe von zehntausend Thalern auszuzahlen, und bleibt im ungehinderten Besitze des Rittergutes Wallstedt. Die nämliche Summe ist Edmund von Wallborn berechtiget, von ihr zu fordern, im Fall er vermählt, jedoch vor Ablauf der von mir festgesetzten Frist, nach Europa zurückkehrt.

„Wäre, wider mein Erwarten, meine Tochter vor der Beendigung ihres vierundzwanzigsten Lebensjahres schon vermählt, während Edmund noch unverehelicht sich bei ihr meldet, so tritt er von dem Tage an ebenfalls in den freien unge-

hinderten Besitz des Gutes Wallstedt, und ist ihm solches sogleich als sein ihm mit Recht zukommendes Eigenthum zu übergeben.“

Des Barons von Wallborn, von den dazu erforderlichen Zeugen gerichtlich beglaubigte Unterschrift machte den Schluß dieses sonderbaren Dokumentes.

Tiefe Stille herrschte in der Gesellschaft, als der Baron aufgehört hatte zu lesen. Von tausend schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, saß die todtenbleiche Malwina regungslos, ihr Haupt ruhte an Adelberts Brust, der, um sie zu stützen, neben ihr hingekniеet war, und sie fest umschlungen hielt. Nur der Major behielt seine gewohnte unerschütterliche Fassung bei, und war beschäftigt, eine Menge Papiere und Dokumente zu ordnen und dem Baron vorzulegen, aus denen hervorgehen sollte, daß er noch unverehelicht, und der sey, für den er sich ausgab.

„Und was soll denn nun nach alle diesem noch geschehen, Herr Major?“ fragte der Baron.

„Kann das noch eine Frage seyn?“ erwie-

derte der Major: „die Beweise meines guten Rechtes liegen vor Ihnen. Das Rittergut Wallstedt gehört zu mir.“

„Unmöglich! Sie werden doch nicht?“ rief jetzt, von ihrer Gutmüthigkeit hingerissen, Frau von Steinfels. „Sie sind ja einmal zum Schutzengel meiner lieben Malwina bestimmt, Sie werden ja nicht nun hinterdrein sie um den größten Theil ihres Vermögens bringen wollen, Sie werden doch großmüthig seyn.“

„Seyd erst gerecht, und hernach seyd großmüthig, sagen wir in Alt-England,“ erwiederte der unerschütterliche Major. „Zu dem Nächsten soll man vor Allem gerecht seyn, ich bin mein Nächster und Alles in All', und nehme also die Freiheit zu fragen, ob Sie für Herrn von Steinfels einen Auftrag für mich haben. Ich gehe noch diese Nacht nach Hannover, mir gefällt's, die Dinge schnell in Ordnung zu bringen.“

Die ganze Gesellschaft blickte mit unverhehltem Widerwillen den sonderbaren Mann an, des-

sen ohnehin dunkle Züge sich, als er dieses bemerkte, noch mehr verdüsterten.

„Sie haben in Deutschland Komödien," sprach er, und ein unangenehmes Lächeln verzog sein Gesicht; „ich habe einige Bände davon gelesen, um mich in der deutschen Sprache zu üben. Gewöhnlich kommt im fünften Akt ein Engländer, der ein groß Theil von Geld den Leuten zu Füßen wirft, um sie glücklich zu machen; das ist bei Ihnen so auf dem Theater; aber in England nimmt Jeder was ihm gehört."

Der Baron hatte indessen die ihm vorgelegten Dokumente durchblättert; „Sie sind schon seit einem Jahr und vier Monaten wieder in England, Herr Major," rief er plötzlich.

„Ich leugne es nicht," war die Antwort.

„Sie erfüllten aber nicht die Bedingung, sich um die Hand des Fräuleins von Wallborn zu bewerben," sprach der Baron mit steigender Wärme.

„Der Dienst und einige eigne Angelegenhei-

ten verbanden mich, in England etwas zu verweilen," erwiederte der Major.

„Sie konnten aber schreiben," wandte der Baron ein.

„Ich wollte erst die fragliche Dame sehen," erwiederte der Major.

„Sie haben die vom verstorbenen Baron von Wallborn Ihnen vorgeschriebenen Bedingungen nicht erfüllt," sprach jetzt der Baron mit zorniger Stimme und blitzenden Augen, „Sie werden also an dem Abzugsgelde von zehntausend Thalern sich genügen lassen."

„Ein ganzes Jahr hatte ich noch vor mir; daß die Dame verheirathet war, erfuhr ich erst gestern Abend, als sie mit ihrem Manne im Garten einen Spaziergang nahm," erwiederte der Major. „Soldaten lieben nicht, einer schönen Dame lange den Hof zu machen. Ein Jahr ist lang genug, um ein Herz zu gewinnen, so dachte ich, und kam in dieser Absicht hieher."

„Bei alle dem sind Ihre Ansprüche noch gro-

ßen Zweifeln unterworfen," erwiederte der Baron mit festem ernsten Blicke; „gewiß Sie kommen nicht so leicht zum Zweck, als Sie es wohl denken mögen; nehmen Sie das Geld, man könnte der Summe vielleicht noch zulegen . . ."

„O macht keine Bedingungen, sucht nicht zu mäkeln und herunter zu handeln, wenn es dem letzten Willen meines Vaters gilt! dem, was er lebend aussprach, habe ich ohnehin entgegen gehandelt, ohne es bereuen zu können," rief Malwina, alle ihre Kraft plötzlich zusammennehmend. „Ich kann es nicht ertragen, das, was mein Vater in seinem letzten Willen verordnete, nach seinem Tode nicht wörtlich befolgt zu sehen. Nehmen Sie," sprach sie, indem sie aufstand und mit vieler Würde sich an den Major wandte, „nehmen Sie, mein Herr, was Ihnen angehört, was Ihnen ganz ungetheilt geworden wäre, und wären Sie auch um vieles früher nach Europa zurückgekommen. Mehr, unendlich mehr als Sie von mir nehmen können, haben Sie am heutigen Morgen mir erhalten. Das kann ich Ihnen nie vergessen. Eilen Sie zu meinem würdigen Vor-

munde, morgen sende ich ihm meine schriftliche Einwilligung in alle Ihre Forderungen."

Der Major verbeugte sich eilig, und verließ augenblicklich das Zimmer und das Haus.

„Malwina, Sie haben mit übergroßer Raschheit sehr viel weggegeben," sprach ernst und warnend der Baron.

„Es sey darum, ich konnte es nicht behalten, und Adelbert wird mich darum nicht weniger lieben," erwiederte Malwina. „Wir sind nun arm, guter Adelbert, oder doch wenigstens nicht weit davon entfernt, es zu seyn," sprach sie jetzt, indem sie mit unendlicher Anmuth zu ihrem Gatten sich wandte; „ich gestehe ganz offen, daß ich weder jung noch romanhaft genug bin, um mich dessen zu freuen, und daß Liebe in einer Hütte nie zu meinen Idealen gehörte. Doch ganz so arg soll es hoffentlich mit uns Beiden nicht kommen; Du wirst arbeiten und ich werde mich bemühen, sparsam und wirthlich zu werden. Viel Geld brauchen, ist nur eine üble Angewohnheit,

die ich ablegen will; auch sagt man, daß arme Leute ihre eignen Freuden haben, welche die Reichen nicht kennen; wir wollen sehen, was an der Sache ist, habe nur Muth und Vertrauen zu mir," sprach sie, indem sie seine Hand ergriff.

„Das ist nicht zum Aushalten; denkt ihr denn, ich wäre von Stein?" rief der Baron. Alle Anwesenden athmeten freudiger auf, als er nun Malwinen in seine Arme schloß und seine gute, liebe, schöne Nichte, die Freude und den Trost seines herannahenden Alters sie nannte.

„Wenigstens ein paar Monate wollte ich fest bleiben, ich wollte durchaus keiner von den alten Narren seyn, wie man am Ende jedes faden französischen Lustspiels sie sehen muß, doch wer kann gegen seine Natur?" rief mit dem ihm eignen Humor der Baron, sobald der erste Sturm der Empfindung und der Glückwünsche sich gelegt hatte, der von allen Seiten auf ihn und das junge Ehepaar eindrang. „Nun ich habe doch eine ziemliche Zeit mich wacker und ritterlich gehalten. Doch nun eilen wir nach Hause, auf

morgen Abend lade ich die Gesellschaft zu einem Balle ein, den ich meiner Nichte zu Ehren gebe, und übermorgen gehts fort nach Mecklenburg, wo mein Nichtchen mir im ganzen alten Schlosse das Oberste zu Unten kehren soll.“

„Wienchen,“ flüsterte Frau von Steinfels, indem sie das Zimmer verließen, „sieh', ich freue mich kindisch, daß am Ende alles doch noch so gut abgelaufen ist; und weißt Du was? ich gebe Dir zu morgen Abend meinen neuen Hut, den mir die Moreau erst heute früh geschickt hat, denn Du hast doch nichts Ordentliches aufzusetzen.“

„Malwina, eine Erklärung, wie Ihr vortrefflicher Herr Vetter es nennt, möchte ich mir von Ihnen doch noch erbitten,“ sprach der Baron, als er mit Adelbert und Malwina im Wagen allein war. „Sie waren verheirathet, was sollte der Troß von scheinbar begünstigten Verehrern und das ewige Wechseln derselben?“

„Lieber Onkel,“ erwiederte Malwina, „ich bedurfte einer Maske, denn ich hatte ein Geheim=

niß zu verbergen; ich wählte vielleicht nicht die passendste, aber mir war eben keine bessere zur Hand. Und was das ewige Wechseln meiner so-genannten Günstlinge betrifft, sollte ich denn lieber Einen so lange beibehalten, bis mein eifersüchtiger Mann hier auf den Einfall käme, sich mit ihm schießen zu wollen?“

Der Blumenstrauß.

So fahre denn hin, mein fünf und dreißigster Geburtstag! mit deinem lästigen Repräsentiren, mit deinen Glückwünschen aus hohlem Herzen, mit deinem Versegedudel, deinem festlichen Gastmahl, mit welchem Leute mich zu ehren meinten, denen meine ganze Existenz das Gleichgültigste auf der Welt ist. Ich bin deiner herzlich müde, aber, Gottlob du bist überstanden; Mitternacht ist vorüber, ich habe von dem unleidlichen Schwarm mich losgemacht, der den ganzen Tag mich umlagerte, und bin endlich allein!

Wie ganz anders war es doch vor fünfzehn Jahren! wie so ganz anders mein Leben, wie so ganz anders mein Sinn! Ja damals, da war die Erde mir noch reich und weit, ach und alles auf ihr so herrlich, so blühend, so schön! Die Welt hat seitdem viel, überschwenglich viel mir gege-

ben, weit mehr als ich von ihr erwarten durfte, obgleich ich bei meiner Geburt als eines der begünstigtsten Kinder des Glückes sie betrat; aber, was ich ihr weit mehr verdanke als alles Uebrige, sie hat mein Herz mir gelassen, wie es von jeher gewesen. Mit alter Treue bewahrt es noch immer in seinem innersten Schrein die alten heiligen Bilder von dem, was meine Jünglingsjahre mir verschönte, und alles, was mir seitdem gewährt ward, die glänzendsten Gaben, mit denen das Glück mich überschüttete, hat mich nicht einmal dahin gebracht, einen einfachen Blumenstrauß vergessen zu können.

Mein schönes Rosenkind! bist du denn wirklich mit deinen Blüthen von der Bahn meines Wirkens und Lebens entschwunden? lebst du denn wirklich nur noch in meinen geheimsten und friedlichsten Nachtgedanken? nun so hause dort auch noch ferner, still in deinem stillen Reich, wie du es während deines friedlichen freundlichen Blumenlebens gewohnt war'st; ruhesuchend flüchte ich zu dir, aus dem Prunkgetöse der Welt.

Wie war ich doch damals, du weißt wohl wann, wie war ich doch ein so froher, fast wil-

der Bursche! wie frisch, wie durchaus ungeknickt mein Leben! Jede Minute desselben gewährte mir einen Reichthum innerer unerschöpflicher Jugendlust und unsäglichen Wohlbehagens, und ich genoß ihn, in seliger Unbewußtheit, mit vollen Zügen. Kecker Jugendmuth, freie ungetrübte Lebenskraft trieben mich und meine nicht minder fröhlichen Gesellen zuweilen in die Weite; mancher lustige Jugendstreich wurde von uns eben so schnell ersonnen als ausgeführt, der mitunter an die Grenze des Erlaubten hart anstreifte, sie auch wohl ein wenig verletzte; mancher humoristische, Niemand sonderlich schadende Frevel durch unsern Uebermuth vollbracht! Aber im Grunde waren wir doch brav und rechtlich und gut, und es gab unter uns kein Herz, das nicht für den König, für den Freund und für das heimliche Liebchen redlich schlug, und keinen Arm, der nicht für diese drei mit dem Hieber muthig dreingeschlagen hätte, wenn es galt. Wie die Länder regiert würden, kümmerte damals uns wenig, wir waren Kinder, aber treffliche, ich möchte sagen königliche Kinder, rein waren wir, an Sinn und Gemüth rein wie Gold. Krieg den Philistern war freilich

unsere Losung, aber es war ein lustiger unschädlicher Krieg, den wir gegen sie führten; wir hatten ihn ihnen geschworen, uns unter einander aber ewige Treue, und hielten beide Gelübde, so lange wir bei einander blieben, mit ächt jugendlicher Standhaftigkeit.

Mein Stubengeselle, mein eigenster Freund, mein Alles in Allem, hieß Friedrich, er, der Sohn eines dürftigen Dorfschulmeisters, ich, der eines reichen Edelmanns, aber was that das? Unter braven Studenten, wie wir waren, gilt weder Reichthum und Rang; was einer besitzt gehört Allen; der Reiche gibt, weil er zu geben hat, der Arme nimmt, weil er es bedarf; darüber werden weiter keine Worte gemacht, das versteht sich unter Brüdern ja ganz von sich selbst, und Brüder waren wir Alle, und Alle standen für Einen und Einer für Alle. Ach, es war eine köstliche Zeit! darum war auch Friedrich zu mir gezogen, und ich wußte es ihm obendrein noch Dank, daß er es gethan.

Noch seh' ich ihn vor mir, den schönen, schlanken, hoch aufgeschossenen Jungen, mit seinem blonden Lockenkopf und den ehrlichen blauen von

Lebensmuth blitzenden Augen, wenn er kühne Zukunftspläne entwarf, wie das Feuer, das in seinem Busen glühte, sie ihm eingab und mit hinreißender Beredsamkeit sie uns vorlegte. Auch mancher unter uns gab dann sein Wörtchen dazu; im Leben, in Kunst und Wissenschaft schien in solchen Stunden uns nichts mehr unerreichbar. Friedrichs schöne Begeisterung riß zu immer größerer Erweiterung unsrer Hoffnungen, unsrer Vorsätze, unsrer Pläne uns hin, wir gelobten in seine Hand, alles dran zu setzen, weder Mühe noch Ausdauer zu scheuen, um sie dereinst erfüllt zu sehen. Gehoben von dem rasch gesprochenen Wort wähnten wir halb schon erreicht, was kaum im Reich der fernsten Möglichkeiten lag, denn wir hatten ja den Muth gehabt, es zu denken. Friedrich war unser Stolz, unser Anführer, die starke Säule, die uns alle hob und trug, das feste Band, das uns umschlang und in Eintracht beisammenhielt. Sanfte muthige treue Seele! noch seh' ich dich, wie du, wenn wir am späten Abend auseinander gingen, mit deiner unzertrennlichen Begleiterin, der Guitarre im Arm, unter die Fenster hübscher Mädchen hinzog'st, die du

kaum dem Namen nach kanntest, und deine kleinen Lieder, die leichten Erzeugnisse eines günstigen Augenblicks, hallen noch in meiner Seele wieder, denen deine volltönende Stimme, dein ungekünstelter gefühlvoller Vortrag unnachahmliche Liebenswürdigkeit verlieh.

Eines Abends hatten wir gerade einen unsrer wilden Tage gehabt. Einer unsrer Brüder war fort von uns, der Heimath zu gezogen, wir hatten dem nicht gern Scheidenden eine kleine Strecke weit das Geleit gegeben, bis die fahrende Post ihn einholte, die er nach dem Willen seiner Eltern besteigen sollte, und saßen nun noch beisammen in dem Gasthofe vor der Stadt, wo wir den Valetschmaus ihm gegeben hatten. Die Abschiedsgesundheiten hatten uns nicht wenig zugesetzt, die Rührung nicht minder, und wir suchten nun, wenigstens letztere, mit Punsch wegzuspülen. Friedrich feierte dabei das Andenken des eben von uns Geschiedenen in lustigen Versen, die er auf der Stelle improvisirte, und die wir, nach ebenfalls aus dem Stegreif erfundenen oder sonst beliebigen Melodien sogleich im vollen Chor absangen. Ein lautes Geschrei auf der Straße störte

uns in dieser Unterhaltung; wir liefen an die Fenster und sahen ein wunderliebliches, zierliches Mädchen, eigentlich noch ein Kind von höchstens fünfzehn Jahren, von einem Studenten verfolgt, gerade auf das Haus zulaufen, in welchem wir waren. Wir kannten den Verfolger des schönen Kindes wohl, er war ein vertrauter Freund unsers eben von uns geschiedenen Freundes gewesen, und obgleich er nicht eigentlich zu uns gehörte, hatten wir doch zu dem Abschiedsschmause, den wir diesem gaben, ihn eingeladen. Einige unabwendbare Abhaltungen hatten ihn gehindert unsrer Einladung zu folgen, und nun kam er, um zur Nachfeier des Festes sich einzustellen.

Das Mädchen hielt im Fliehen einen großen wunderschönen Blumenstrauß hoch empor, den der Verfolger zu erbeuten trachtete, aber vergebens. Die Kleine wußte mit unnachahmlicher Gewandtheit den Feind durch allerlei Seitensprünge und Windungen neckend von sich abzuhalten; zuletzt wurde die Gefahr aber doch drohender, und dem artigen Kinde schien jetzt wirklich ernstlich bang zu werden. Es blickte, wie Hülfe suchend, zu beiden Seiten der Straße entlang; Niemand

war auf derselben zu entdecken, und nun drehte es geschickt und schnell wie ein Kreisel sich mehrere Male um sich selbst auf dem Absatz herum; der Feind blieb lachend einen Augenblick stehen; ehe er sich wieder nähern konnte, flog der Strauß durch das offene Fenster gerade auf mich zu, und die Flüchtige war wie der Blitz vor unsern Augen verschwunden.

Daß wir sämmtlich zum Hause hinaus ihr nachstürmten, war, besonders in unserm dermaligen Zustande von Aufgeregtheit, wohl ganz natürlich. Auch holten wir sehr bald sie ein; zitternd, mit hochfliegender Brust nach Athem ringend, gleich einem armen müde gejagten Vögelchen, stand die Kleine in der Vertiefung einer Gartenthüre ängstlich in sich geschmiegt, und sah mit ängstlich bittendem Blick dem auf sie zueilenden Haufen entgegen. „Herr Baron," rief sie laut und nannte meinen Namen, sobald sie meiner in der Mitte der Uebrigen gewahr wurde: „helfen Sie mir, stehen Sie mir bei, schützen Sie mich!" bat sie und streckte mit naiver Anmuth die kleinen Händchen mir entgegen. „Sie waren ja immer ein so guter junger Herr, wollen Sie denn eines

armen Mädchens in solcher Noth sich nicht anneh= men," setzte sie halb weinend, ein Paar große Thränen im Auge, hinzu.

Der sanft flehende Ton ihrer Stimme rührte mich unbeschreiblich; es lag so etwas ganz eignes, gerade zum Herzen dringendes, in dem vor inn= rer Angst bebendem Laut, das auch auf meine Begleiter Eindruck zu machen schien. Ich selbst wurde dadurch mit einem Mal ernst und auch nüchtern. Der leichte Rausch, den ich vorhin davon getragen haben mochte, verflog auf der Stelle. Ich redete meinen Freunden zu, die arme Kleine nicht länger zu ängstigen; Friedrich half mir sie zur Ruhe zu bereden, eine glücklich er= sonnene Posse, die ihm zur rechten Zeit durch den Sinn fuhr, brachte sie auf andere Gedan= ken, ich warf dem Mädchen seinen geretteten Blu= menstrauß, an dem ihm so viel zu liegen schien, wieder zu, und unter lautem Lachen und Singen zogen wir wieder hin, wo wir hergekommen wa= ren, während die Kleine, ohne sich nur einmal umzusehen, davonlief, so schnell die zierlichen Füßchen sie nur zu tragen vermochten.

Als ich am folgenden Morgen meine Thüre

öffnete, fand ich an der Außenseite derselben einen köstlichen Blumenstrauß befestigt; er war, so viel ich mich dessen erinnern konnte, aus den nämlichen Blumen zusammengesetzt, wie der, den ich Tages zuvor gerettet, und das artige, schon halb vergessene Abentheuer des vergangenen Abends stand jugendlich frisch wieder vor meinen Sinnen. Jeder Morgen brachte mir von nun an einen ähnlichen stummen Blumendank, meine Neugier ward dadurch rege, ich wünschte mehr von der lieblichen Geberin zu erfahren, und meine Wirthin, eine sehr rechtliche Bürgersfrau, bei der ich mich nach ihr erkundigte, gestand mir ohne Bedenken, das hübsche Mädchen heiße Rose, sey das einzige Kind eines sehr geschickten Kunstgärtners, ganz in der Nähe meiner Wohnung, und obendrein ihr liebes Pathchen, an dem sie nichts als Freude erlebe. Sie wußte von Rosen und der Familie derselben so viel Liebes und Gutes zu sagen, daß der Wunsch in mir rege wurde, sie doch einmal zu besuchen, und, wenn es sich so schicken wolle, die vielen Blumengeschenke, die ich erhalten, durch ein artiges Gegengeschenk zu erwiedern.

Ich hatte mich eines Tages über meinen Büchern recht müde gesessen, der Abend lockte so freundlich, Friedrich, sonst mein steter Begleiter, war nicht zu Hause, und so ging ich denn zu der Gärtners Familie hinüber. Die Thüre des netten kleinen Hauses stand offen, die der großen Stube am Eingange ebenfalls, ich trat ohne Umstände hinein, und stand überrascht, entzückt möchte ich fast sagen, mitten in einem, mir unendlich reizend dünkenden idyllischen Stillleben. Die altmodischen spiegelblanken Möbeln, an denen kein Stäubchen haftete, der kleine schräghängende Spiegel mit seinem breiten schwarzen Rahmen, mit dem darunter aufgehängten Haus- und Gartenkalender, alles im Zimmer sah, bei fast an Armuth gränzender Einfachheit, höchst wohnlich, sogar nett und zierlich aus. Ueber dem nußbaumnen Familientisch, mitten in der Stube, lag ein bunter tyroler Teppich glatt ausgebreitet, einige kleine Körbchen voll Blumen und frisch gepflückten Gartenerdbeeren standen zierlich geordnet darauf, die schneeweißen, sorgsam in Falten gelegten Gardinen waren mit blauseidnen Bandschleifen hoch aufgebunden, damit sie den im Fenster

auf Stellagen stehenden exotischen Pflanzen nicht das Licht benähmen, und in der Ecke standen zwei zierliche Spinnräder, für Mutter und Tochter, friedlich neben einander. Rosens Spinnrad glaubte ich an dem schönen rosenfarbenen Bande zu erkennen, mit welchem der Flachs umwickelt war. Bienen summten, vom Abendstrahl getragen, zum Fenster ein und aus, auch lustige Schmetterlinge gaukelten herbei, um im Fluge die lieblichen Kinder fremder Zonen zu küssen, die hier, abgesondert vom Troß der gemeinen Gartenblumen, wie Prinzessinnen, in vornehmer Abgeschiedenheit von ihres Gleichen, blühten. Ich stand da wie bezaubert, mir war als ob ich mit dem Dufte der Rosen, des Jelängerjelieber, der Reseda, der aus dem Garten hereinzog, den Himmelsfrieden einathme, der hier überall sichtbarlich waltete.

Der Gärtner trat jetzt herein, ein freundlicher noch rüstiger Mann, mit ihm seine Frau, beide beladen mit ausgesucht feinen Gemüsen aller Art, die sie für den morgenden Markttag in die zu diesem Zweck schon bereit stehenden reinlichen Körbe ordnen wollten. Beide erkannten mich

gleich, und nannten mich bei Namen, indem sie mich freundlich willkommen hießen. Der Vater drückte seine Freude darüber aus, daß ihm doch endlich die lange gewünschte Gelegenheit werde, mir für den seiner Tochter unlängst gewährten Schutz zu danken. „Wir lassen das Mädchen selten allein aus dem Hause,“ setzte die Mutter hinzu; „am wenigsten so spät Abends, aber dieses Mal wollte sie sich die Freude durchaus nicht nehmen lassen, der Mamsell Meier den Strauß zu ihrem Hochzeitstage selbst zu bringen, weil diese immer so freundlich gegen sie gewesen, und manches Abendstündchen mit ihr verplauderte, wenn sie in den Garten kam um Blumen zu kaufen. Es waren auch zwei Granatenblüthen dabei, die ersten, die wir in diesem Jahre gezogen, und um diese war es Rosen hauptsächlich zu thun, denn die Blumen sollen Glück bringen, besondes jungen Bräuten.“

Mir fiel dabei gleich ein, daß in keinem meiner Sträuße die Granate gefehlt habe. Indem sprang auch Rose eilig zur Thüre herein; sie schrie hell auf, indem sie mich erblickte, und ließ den ganzen Blumenfrühling auf den Boden fallen,

den sie in ihrer blendendweißen Schürze trug, ob aus Schreck, ob aus Freude, ich weiß es nicht, vielleicht waren beide Schuld daran.

Wir bückten uns, Rose und ich, um die Blumen aufzulesen, Vater und Mutter gingen auf mein Bitten wieder an ihr Geschäft, die Gemüse zu ordnen, ich setzte mich zu Rosen, reichte ihr die Blumen, die sie zu Sträußen band, half ihr diese in die Körbe ordnen, die liebe Arbeit brachte uns einander näher. Rose gerieth endlich in das unbefangenste kindlichste Geplauder, das mich unendlich ergötzte. Sie erzählte mir mit entzückender Naivetät, wie ihre Frau Pathe, bei der ich wohnte, mich und meinen Freund wegen unseres ordentlichen Lebenswandels eifrig lobe, besonders mich, und ihr wohl tausendmal schon gesagt habe, wie ich so gut und fleißig, und wohlthätig gegen Arme wäre, und überhaupt gar nicht wie die Andern, und wie die Frau Pathe ihr immer alles erzählen müsse, was ich . . . Hier schwieg Rose plötzlich, recht mädchenhaft über und über roth werdend und gleichsam vor ihren eignen Worten erschrocken. Das Kind ward auf einige Augenblicke zur schüchtern bescheidnen

Jungfrau, aber es währte nicht lange, so verfiel Rose wieder in das lieblichste Vergessen ihrer selbst und plauderte ganz unbefangen fort. Liebseligeres, Holderes gibt es nichts in der Welt, als sie in solchen Augenblicken war; o wie entzückte mich die ganze, liebe, beschränkte Blumenwirthschaft! Vor allen aber sie, die schönste, lieblichste, kaum halb entfaltete Rose.

Beim Fortgehen mußte ich den Eltern und ihr versprechen, bald wieder zu kommen. Ich kam oft und immer öfterer und immer lieber, aber Rose brachte mir Morgens keine Blumen mehr, nur wenn ich einmal länger als gewöhnlich ausgeblieben war, dann winkten sie mir an meiner Thüre einen frohen guten Morgen zu, dem gewöhnlich ein noch froherer Abend folgte. Spielend wie Kinder hatten wir jeder Blume eine eigne Bedeutung gegeben und eine eigne Blumensprache uns ersonnen. Alle durch hohe Farbenpracht sich auszeichnende Blumen bedeuteten Glück, vor allem die Granate, die rothe Rose war die Blume der Freude, die weiße aber die der Trauer, des bittern Leides, und die vermied sie immer mir zu geben. Abends, wenn ich nach

Hause ging, mußte ich immer ein von ihr gewähltes sinnvolles Blüthenandenken mit mir nehmen, in welchem weder Centifolie noch Granate fehlen durften.

Meine ehemaligen Gefährten mußten jetzt sehr oft in ihrem geselligen Kreise mich vermissen, sie fingen an, meinen Gängen nachzuspüren, mit denen heimlich zu thun ohnehin nicht meine Art war, und fanden sehr bald aus, wo ich die mehresten meiner Abendstunden zubrachte. Sie ließen es weder an Glossen darüber, noch an Neckereien fehlen, die ich aber entweder absichtlich nicht verstand, oder mit meinem gewöhnlichen guten Humor im nämlichen Tone beantwortete, und dabei ganz ungestört meinen alten Gang fortwandelte. Eines Abends aber hatte Einer, hinter meinem Rücken, eine Rosens Ehre verletzende Bemerkung sich erlaubt, Friedrich erfuhr es, schlug ohne mein Vorwissen sich mit ihm, und kam darüber, zum ersten Mal in seinem Leben, ins Karzer. Zum Lohne dafür nahm ich nun zu Rosen ihn mit, und er wurde von nun an der Dritte in unserm Bunde. Die Eltern empfingen ihn, als wäre er wirklich mein Bruder, und war er es denn nicht

auch in Geist und Gemüth? o der seligen Abende, die wir nun verlebten bei Saitenklang und Gesang! schöne Zeit der Unschuld und Freude, wo bist du hingeschwunden? und was ist an deine Stelle getreten!

Nach althergebrachter Studenten-Art, wurde nun auch ich um Rosens willen in mehrere Duelle verwickelt, auch ein paarmal, wenn gleich nur unbedeutend, verwundet. Das ganze Treiben wurde mir zuwider, ich zog allmählich von dem Umgange mit meinen ehemaligen Gefährten mich zurück, die meisten der ältern Bekannten reis'ten ab, die Neuankommenden kennen zu lernen, wurde absichtlich von mir vermieden, und enger als jemals schloß ich meinem Freunde Friedrich mich an. Rose und ihre Eltern erfuhren nichts von allem, was geschehen war; Haus und Garten waren ihre Welt, was außer derselben vorging, reichte nicht bis zu ihnen herüber, doch eben deshalb wuchs meine Neigung für das holde Mädchen immer mächtiger heran. Wahrscheinlich wäre sie für mein ganzes Leben entscheidend geworden, hätte nicht der eben ausbrechende Krieg mich und meine Landsleute plötzlich zurück in das geliebte

Vaterland gerufen. Unsere Hände faßten einander wieder mit alter Herzlichkeit, indem sie zu den Waffen griffen, alle kleinliche Zwistigkeiten, die uns früher getrennt hatten, waren vergessen, verschwunden; wir alle, in Eintracht und Bruderliebe, auf dem Wege zum höchsten Ziele vereint.

Den letzten Tag meines Aufenthalts nahmen tausenderlei an sich unbedeutende, aber unerläßliche Geschäfte mir weg, Abschiedsbesuche bei den Professoren, Verabredungen mit meinen Gefährten; Friedrich, von unwiderstehlicher Kampfesfreudigkeit getrieben, zog mit einigen Brüdern mir voran, ich versprach mit Kurierpferden die Nacht durchzufahren, um sie am Morgen wieder einzuholen, denn konnte ich ohne Abschied von der Freude meines Jugendlebens scheiden? mußte ich meine Rose nicht noch einmal sehen?

Der Abend begann bereits zu dämmern, als ich endlich die liebe trauliche Stube betreten konnte, der ich unzählige Stunden des reinsten stillsten Glückes verdankte. Vater und Mutter saßen ernst und nachdenkend am Tische, und sahen mit sorgender Liebe auf mich, wie auf einen Sohn, der eine lange gefährliche Wanderschaft antritt. Als

ich zu ihnen herantrat, segneten sie mich mit unverhehlter Rührung. Sie sagten mir, daß sie in ihr Morgen- und Abendgebet mich einschließen würden, wie einen geliebten Verwandten, die Mutter bat mich heimlich, den Abschied kurz zu machen. Die Herzlichkeit der guten Leute rührte mich tief; Rose stand sanft weinend am Fenster.

Als ich nun endlich von ihr scheiden mußte, gab sie mir noch einen großen Strauß, den sie aus lauter meistens seltnen Prachtblumen für mich gebunden. „Es sind lauter Glücksblumen," flüsterte sie unter heiß hervorquellenden Thränen; „doch Rose ist nicht mehr dabei!"

„Doch! doch! Rose blüht ewig in meinem Herzen!" rief ich: riß von einem neben uns im Fenster üppig blühenden Stock eine der Blüthen ab, fügte sie zu den übrigen Blumen, drückte das weinende Mädchen an meine Brust und sprang fort, hinaus in den mich erwartenden Wagen, hinaus in die weite Welt, in das bedeutendere rascher wogende Leben, das von nun an mich nicht wieder loslassen sollte.

Von tausend widerstreitenden Gefühlen umhergetrieben, brachte ich, pfeilschnell dahin rollend,

die Nacht in wachen Träumen zu. Als die Sonne aufging, suchte ich Rosens Abschiedsstrauß hervor, den ich in einer der Seitentaschen des Wagens sorgsam aufbewahrt hatte. Ach nicht die der Freude geheiligte Blume, nicht Rosens Ebenbild, leuchtete aus ihm mir entgegen, nicht die rothe Rose, eine weiße hatte ich gebrochen, die Rose unika, deren schneeweiße Blätter auch nicht der leiseste Schimmer röthlich färbt; Dämmerung, Abschiedsweh, meine eignen Thränen hatten mein Auge geblendet, zu einem furchtbaren Mißgriff mich verleitet, dessen trübe Bedeutung ich vergebens durch Vernunftgründe mir wegzudemonstriren versuchte. Eine sonderbare schmerzliche Erinnerung an diesen Mißgriff tönte noch lange in meinem Innern nach, und noch heute, indem ich ihn mir wieder zurück rufe, durchrieselt er mich mit kaltem Grauen.

Eine mir fremde Welt nahm mich nun auf, das allgemeine, gewaltige, thätige Streben nahm alle meine Kräfte in Anspruch; was Gott, Herz und Pflicht geboten, wurde mit fröhlicher Zuversicht begonnen und muthig vollbracht. Aber mit diesem Eintreten in eine lebensreiche Welt, so

schön Jugend, Phantasie und meine glückliche Lage es mir auch zeigten, wurde zugleich ein greller Wechsel des so lange zwischen mir und meinem Freunde bestehenden Verhältnisses mir nur zu fühlbar. Ich reich, ein Edelmann, er arm, von niederer Geburt; als Studenten hatten wir nie Zeit gehabt, an diesen Unterschied zwischen uns Beiden nur zu denken, und nun riß dieser von uns so leicht genommene Umstand, den wir gar nicht des Beachtens werth gehalten hatten, uns auseinander.

Für mich hatte meine Familie gesorgt, ich trat sehr bald als Offizier in die Reihen der Freiwilligen ein, Friedrich ward und blieb Gemeiner. Das Glück war mir von jeher geneigt; man erkannte als Tapferkeit an, was ich vielleicht nur einem günstigen Zufall verdankte, der mir Gelegenheit bot, mich vor andern auszuzeichnen, die unbemerkt mehr gethan hatten als ich. Ich stieg schnell von einer militairischen Ehrenstufe zur andern, und Ordenszeichen schmückten meine Brust. Meinen Freund mußte ich gleich zu Anfange leider aus dem Gesichte verlieren; nie trafen wir auf dem Felde der Ehre uns wieder an; im Lande

eines andern Fürsten geboren, war er zu einem andern Heere gekommen, und so oft ich auch Nachrichten von ihm einzuziehen versuchte, wollte es mir doch nie gelingen, auch nur die geringste Spur von ihm aufzufinden.

Es gehört zu den traurigsten, aber auch zu den alltäglichsten Erfahrungen des Lebens, daß Jugendverbindungen zwischen Männern, und schienen sie dem unerfahrnen frischen Gemüth für die Ewigkeit gegründet, in spätern Jahren, durch Stand, Entfernung und Geschäft so leicht sich auflösen lassen, ja, daß sie sogar durch diese beinahe müssen aufgelöset werden. Im Herzen bleibt zwar die alte Treue, und der nach vollbrachtem Tagwerk ausruhende Greis fühlt es wieder jugendlich erwarmen, und singt wenigstens innerlich sein gaudeamus igitur, wenn er im weichen Lehnsessel am Kamin das alte Stammbuch einmal wieder hervorsucht, die Namen der einst ihm so innigst verbunden Gewesenen, die verblichenen Schriftzüge lieber Hände wehmüthig betrachtet, und die durch die Zeit lange zurückgedrängt gewesene Gestalten, ungerufen aus dem Abgrunde der Vergessenheit wieder vor ihm aufsteigen. Aber der noch

in Fülle der Thatkraft dastehende Mann, im Gedränge der Ansprüche die Ehre, Nothwendigkeit und alle die tausend Verzweigungen und Verbindungen, aus denen das Leben besteht, an ihn machen, kommt nicht dazu sich mit diesem Ernst der Vergangenheit zuwenden zu können; ewig vorwärts getrieben, blickt er nicht wieder zurück.

Nach beendigtem Kriege mußte ich, nach dem Wunsch meiner Familie, noch ein paar Jahre im Auslande zubringen, um meine Bildung für das Weltleben zu vollenden. Mit mancher Erfahrung, manchen neuerworbenen Kenntnissen bereichert, kehrte ich zum Vaterlande zurück, wo Familienverbindungen, mächtige Freunde, und ein bedeutendes Vermögen, mir schon die Bahn zu einem glänzenden Fortkommen gebrochen hatten, die ich betrat, und mein redliches Bestreben auf derselben durch ehrenvolles Anerkennen überreichlich belohnt sah. Meinen Friedrich hatte ich nicht vergessen, aber ich fühlte nicht mehr die gewohnte Sehnsucht nach seiner Nähe; andere Ansichten und Aussichten hatten sie aus meinem Gemüthe verdrängt, ihn immer um mich zu haben, gehörte nicht mehr zu meinem Glück, wohl aber ihn zufrieden

zu wissen und dazu beizutragen, daß er es sey. Ich schrieb an den mir bekannten Hauptmann, unter dem er gestanden; er war im Kampfe gefallen, wie fast alle Offiziere des Regiments, das leider in einer mörderischen Schlacht fast gänzlich aufgerieben worden war. Der Pfarrer in Friedrichs Geburtsdörfchen, an den ich ebenfalls mich schriftlich wandte, wußte nichts von ihm oder seinem jetzigen Aufenthalt, und so mußte ich dann endlich ihn als eines der vielen edlen Opfer betrauern, die namenlos und ungekannt ihr Leben auf dem Schlachtfelde ausgeblutet hatten, für Gott und Vaterland!

Auch meines holden Blumenmädchens gedachte ich noch zuweilen, aber ihr süßes Bild war doch im Drange der Zeiten etwas verblichen. So oft ich die Feder ansetzen wollte, um mich nach ihr zu erkundigen, hielt ein geheimes Etwas im Grunde meines Gemüthes mich zurück, dem ich nicht widerstreben mochte, obgleich ich nicht darnach trachtete, es mir erklären zu wollen. Ich schwieg und vergaß nach und nach.

Endlich, nach sehr langen Jahren, mußten

alle in mir schlummernden Erinnerungen auf einmal wieder erwachen. Eine Geschäftsreise führte mich gerade durch die Universität, wo ich den seligen Frühling meines Lebens zugebracht hatte; und je näher ich dem Orte kam, je bekannter Berge und Bäume mir erschienen, je höher schlug mein Herz, und immer lebendiger, immer bezaubernder stiegen Bilder aus jenen Tagen vor mir auf. Mein süßes schönes Blumenkind, ach ich fühlte jetzt recht tief wie unaussprechlich lieb ich es gehabt hatte! Was auch Vernunft und Erfahrungsklugheit dagegen einwenden mochten, ich konnte dem alles überwältigenden Drange es wiederzusehen nicht widerstehen! Mein eigenes Wollen hatte mich ja nicht hierher geführt; was in ihre Nähe mich wieder brachte, war ja die Hand des Zufalls, oder vielmehr die einer höheren unser Geschick bestimmenden Macht, und ich wollte ja nichts weiter als einmal noch des Anblicks der schönen Blume mich freuen, die halb noch in der Knospe verhüllt, mich einst entzückt hatte, und die jetzt, zur höchsten Herrlichkeit entfaltet, in der vollsten reinsten Blüthe stehen mußte. Ich wollte sie ja nur sehen, und nach fröhlichem Wiederfin-

den, mit dem erneuten Bilde ihrer Lieblichkeit fröhlich wieder scheiden.

Die Blumen, die ich beim Abschiede von Rosens lieber Hand empfangen, waren zwar längst verwelkt, sogar die Trümmer derselben, die ich eine Zeitlang mit jugendlicher Schwärmerei sorgsam aufbewahrt hatte, waren im Gewühl des Krieges mir verloren gegangen, aber ich wußte noch ihre Namen, und als ich durch eine nur wenige Meilen von der Universität entfernte Stadt kam, eilte ich zu dem berühmtesten Gärtner in derselben, um mir, nach meiner Vorschrift, einen jenem, den ich von Rosen damals erhalten, vollkommen ähnlichen Blumenstrauß binden zu lassen; nur die Leid weissagende Rosa unika wurde weggelassen, und die prachtvollste rothe Rose, die sich nur auffinden ließ, trat an ihre Stelle. Ich freute mich wie ein Kind darauf, nach so vielen Jahren, wie durch Zauberei unverwelkt erhalten, den Strauß ihr wieder zu bringen. Vor der Freude des nahen Wiedersehens war die Zeit, die ich fern von ihr zugebracht, mir völlig entrückt; alles schien mir noch zu seyn, wie ehemals; ich war wieder, was ich gewesen, freudig

anzte das Herz mir in der Brust. Wie ein Sturmwind flog ich über die Strecke hin, die von ihr mich trennte. Sorgsam hütete ich die Blumen in meiner Hand, dachte nur der Freude, die meiner harrte, und meine geschäftige Phantasie malte mir auf tausendfache Weise Rosens verschönertes Bild; ihr holdes freudiges Erschrekken, wenn ich nun wieder mit den bekannten Blumen in der Hand, vor sie hintreten würde. Was wird sie sagen: dachte ich, und was die guten Eltern; gewiß leben beide noch. Und ob sie wohl schon verheirathet seyn mag? Die Stunden flogen dahin, ich wußte selbst nicht wie, und früher als ich es erwartete, stiegen schon die schönen alten Thürme der Stadt an meinem Gesichtskreise auf.

Ich ließ den Postillon vor dem Thore an dem nämlichen Gasthofe halten, wo ich nach jenem Abschiedsfeste sie zum ersten Male gesehen, sprang aus dem Wagen, und eilte auf lieben mir wohlbekannten Wegen hin zu ihr! vorüber an der Promenade, die so oft der Schauplatz von meinem und meiner Freunde jugendlichem Uebermuthe gewesen war; jetzt erblickte ich schon die bei-

den alten herrlichen Linden, die ich mit ihr so oft bewunderte, wenn wir Abends im Garten vor der Thüre saßen, und nun das Haus, das liebe, liebe Haus; unverändert stand es da, auch die steinerne Bank vor denselben; alles war wie es sonst gewesen, nur die Hausthüre war verschlossen, was früher nie der Fall war. Ich zog an der Klingel, ein fremdes mürrisches Gesicht öffnete mir; ohne ein Wort zu sagen sprang ich an dem Unbekannten vorüber, hinein in die Stube. Eine blasse augenscheinlich kränkelnde Frau, mit einem sehr kleinen schlafenden Kinde auf dem Arm, erhob sich langsam von ihrem Strohstuhle, und trat mir entgegen, um mich zu fragen, was ich verlange.

Gütiger Gott! es war meine Rose, meine weiße Rose, meine Rosa unica!

Auch sie erkannte mich nach kurzem Staunen. Sie erkannte mich an dem Blumenstrauß in meiner Hand, denn eine tiefe Narbe, an die ich unterweges nicht gedacht, hatte meine Züge verändert. Ein dunkles hektisches Roth erglühte bei meinem Anblick auf ihrer bleichen eingefallnen Wange, aus dem seltsam glänzenden Auge sprach Verlegenheit, keine Freude.

Ich schloß sie in meine Arme, an meine Brust, sie und ihr Kind; mein Herz schwamm in Jammer, mein Auge in Thränen, meine mitgebrachten Blumen lagen zerstreut am Boden, mir war, als blickten aus ihnen die Trümmer meines, ihres, zerfallnen Glückes, wehmüthig zu mir auf. Rose sträubte sich nicht, aber sie erwiederte meine Umarmung auch nicht; in den Tagen unseres unschuldvollen Glückes hatte sie oft beides gethan. Jetzt stand sie regungslos, ein schmerzenreiches Bild des Kummers.

Die Thüre ging in dem Augenblick auf. Ein fein, aber sehr bedrückt aussehender Mann trat mit einem großen Bündel Papiere unter dem Arme herein. Er staunte, als er mich erblickte; eine Frage schien auf seiner wehmüthig zitternden Lippe zu schweben, er schwieg aber, und sah fast beängstigt, mit träumerischen Augen mich an. Da erkannte ich ihn auch. Herr des Himmels! das war mein Freund, mein Friedrich, mein edler, kühner, stolzer Friedrich, dessen hohem Sinn eine Welt einst enge dünkte! Verarmt an Lebensmuth, geistig zerdrückt, im Gemüth erbittert, verhärtet durch ein unsäglich hartes Geschick, dessen herz-

zerreißende Geschichte in der Folge nur mühsam aus ihm herauspressen konnte.

Die ganze liebe Blumenwirthschaft war verschwunden, weg alle Blüthen, die der Vater einst sorgsam gepflegt hatte; er und seine treue Lebensgehülfin ruhten schon seit Jahren unter dem grünenden Rasen; das bösartige Nervenfieber, das ganz Deutschland verheerte, hatte auch sie, an einem Tage, hinweggerafft. Die arme Rose stand allein zwischen den theuren Todten, als Friedrich mit einem gelähmten Arm und der Medaille im Knopfloch zu ihr trat, dem einzigen Lohn seines Strebens, dem einzigen was er, außer dem nackten Leben, auf der Welt noch besaß. Bei der Rückkehr aus dem Felde hatte er auch seinen Vater im Grabe gefunden, sein Dörfchen zerstört, seine kleine Habe verstreut, verschwunden. Mein edler Freund nahm der ganz Verlaßnen sich brüderlich an; um dieses zu dürfen, mußte er die Hand ihr bieten; seit vier Jahren waren sie verheirathet. Das Häuschen wurde, bis auf die Stube, welche die Eltern einst bewohnt hatten, fremden Miethsleuten überlassen, der Garten gerieth in Verfall, ein fremder Pächter baute jetzt Kohl und Salat,

dort wo einst die Freude ihres Lebens, in tausendfältiger Farbenpracht der armen Rose geblüht hatte.

Alles was Friedrich angriff mißlang, tausendfältig verletzten ihn, bei jedem Schritte, jene Millionen kleiner Nadelstiche des Schicksals, denen am Ende auch der Kräftigste erliegt, weil jeder muthige Widerstand bei ihnen undenkbar ist, der bei großen Unglücksfällen ein edles Gemüth stärkt und erhebt. Er arbeitete Tag und Nacht für Weib und Kind als Abschreiber, als — o wir Reichen! wie wenig wissen wir was der Arme alles thun und dulden muß — um nur sein und der Seinigen kümmerliches Leben, von einem Tage zum andern zu fristen!

„Und meiner gedachtest Du nicht! mein Friedrich, wie war Dir das möglich?“ rief ich schmerzdurchdrungen, „hast Du denn nicht einmal die Feder ergriffen, um mir zu schreiben?“

„Wie konnte ich wissen, ob ich das wagen dürfe?“ erwiederte der tief gebeugte Freund fast tonlos, mit grausamer Kälte.

O wie diese Worte tief in meine Seele drangen,

schmerzlicher, herzzerreißender, als die bitterste Anklage.

Was ich versuchte, was mir gelang, um die an Geist und Glück so tief Verarmten wieder zu heben, sie ihrem unverdient herben Geschick zu entreißen, gehört nicht hieher; als ich alles vollbracht, vermochte nichts mehr mich hier fest zu halten. Friedrich lebt in einem seinen jetzigen Kräften und Wünschen angemeßnen Wirkungskreis; meine weiße Rose aber ist dahin; lächelnd und zufrieden entschlief sie, ein Jahr nach unserm Wiedersehen, und wurde neben ihren Eltern zur Ruhe gebracht.

Ach meine Rose! wie schön umschwebt mich dein Jugendbild in dieser Stunde! Manche deiner Glücksblumen, die du bei unserm ersten Scheiden mir mitgabst, haben seitdem sich entfaltet und entfalten sich noch täglich, du holdes Wesen! aber die Blume der Liebe und Freude, die rothe Rose ist nicht mehr dabei.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Der Balkon.

In der einst großen, mächtigen Stadt Venedig, der in unsern Tagen nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit geblieben ist, blühte vor langer, langer Zeit ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit heran, daß es wohl mit Recht verdient hätte den Namen der schönsten Frau der Welt zu führen, selbst wenn man ihm denselben nicht gleich bei seiner Geburt, in der heiligen Taufe beigelegt hätte.

Die kleine Helene war auch in anderer Hinsicht vom Glücke reichlich begünstigt. Sie war das einzige Kind eines der vornehmen Handelsherrn jener Zeit, die sowohl in Venedig selbst als im Auslande, nicht nur ihrer Reichthümer, sondern auch ihrer altedlen Geburt wegen hochgeehrt wurden, und in fast fürstlichem Ansehen standen. Signor Pietro, Helenens Vater, hatte nach dem

frühen Tode einer innigst geliebten Gattin, die Aufsicht über sein Hauswesen nebst der über seine Tochter, der Amme der letzteren übergeben, wie es damals in solchen Fällen der allgemeine Gebrauch mit sich brachte. Er selbst war zu tief in das Gewühl der Geschäfte versenkt, als daß er selbst über die Erziehung seines Kindes hätte wachen können, und wenn seine übrigen Verhältnisse ihm auch Zeit übrig gelassen hätten, so wäre es ihm dennoch schwerlich eingefallen, sie auf solche Weise zu benutzen, denn damals forderte man, selbst von Töchtern aus den höchsten Ständen, kaum den zehnten Theil von dem, was in unsern Tagen die Tochter jedes wohlhabenden Handwerkers erlernen zu müssen glaubt, um unter ihres Gleichen für ein gebildetes Mädchen zu gelten. Helenens Amme war eine gute, verständige, treue Person, die ihre Pflicht vollkommen zu erfüllen glaubte, indem sie ihr Pflegekind zur Sittsamkeit, zur Frömmigkeit und zum Fleiße anhielt. Sie hatte vielleicht nur den einzigen Fehler, daß sie ihre Helena zu zärtlich liebte, um ihr irgend etwas versagen zu können, was nicht geradezu gegen ihre Begriffe von Schicklichkeit und Tugend

anstritt. Helenens Vater aber war herzlich zufrieden, wenn er arbeitsmüde sein durch den Tod verödetes Haus betrat, und die Kleine, blühend wie eine Rose, und munter wie ein junges Reh ihm entgegen hüpfte; die mit jedem Tage lieblicher sich entfaltende Schönheit und Anmuth des Kindes tröstete und erheiterte sein väterliches Herz, und er war weit davon entfernt an den Anordnungen der treuen Pflegerin desselben irgend einen Tadel zu finden. Er wünschte und wollte nichts weiter, als seine Helene immer so heiter und zufrieden zu sehen.

Helene entwuchs allmählich den ersten Jahren der Kindheit, das Alleinspielen wollte ihr nicht mehr genügen. Die Amme traf sie oft mitten unter ihren besten Spielsachen, die zerstreut und unbeachtet um sie herlagen, mit gesenktem Köpfchen traurig dasitzen, und schloß daraus sehr richtig, daß die Kleine jetzt groß und verständig genug geworden sey, um in der stillen Einsamkeit, die sie umgab, Langeweile zu fühlen, und nach einer ihrem Alter und Geschlecht angemessenen Gesellschaft sich zu sehnen. Sie theilte zur gelegenen Stunde ihrem Gebieter diese von ihr gemachte Bemerkung mit,

der solche sehr vernünftig fand, denn ihm selbst war Helenens ungewöhnliche, an Trübsinn gränzende Stille schon einige Mal aufgefallen. Er berieth sich mit der guten Alten, über Mittel und Wege dem geliebten Kinde seine frühere Heiterkeit und Zufriedenheit wieder zu geben; beide besprachen sich lange darüber, und endlich wurde beschlossen, daß die Amme zu einer ihm wohlbekannten achtbaren Familie in der Nachbarschaft sich begeben solle, die mit Kindern reichlich gesegnet war, um im Namen des Signor Pietro, auf alle Sonn- und Festtage, die Gesellschaft der vier Töchter jenes Hauses für die kleine Helene zu erbitten. Die Eltern jener vier Mädchen fühlten durch diese Bitte eines in so hohem Ansehen stehenden Mannes sich sehr geschmeichelt und geehrt; sie standen die Erfüllung derselben um so lieber ihm zu, da ihre Töchter an der Wasserthüre ihres an einem kleineren Kanal liegenden Hauses, ganz ungesehen, in einer bedeckten Gondel zu dem, demselben schräg gegenüber, am großen Kanal liegenden Wasserthore des Palastes des Signor Pietro überschiffen, und dort eben so unbemerkt wieder aussteigen konnten.

Ein ganzer Kinderhimmel von Freude öffnete sich der kleinen Helene durch diese neue Einrichtung. An jedem Sonntage, an jedem Feiertage, deren die katholische Kirche damals noch viel mehr zählte als jetzt, besuchten ihre Gespielinnen sie; jeder Werkeltag wurde ihr zum fröhlichen Vorabend eines nahen Freudenfestes, auf dessen Ankunft sie mit Gewißheit rechnen durfte, und die Stunden desselben flogen, unter Arbeit und kindlich frohem Geplauder mit der Amme, ihr ohne die mindeste Anwandlung von Langeweile vorüber. Kam aber endlich der glückliche Tag, so wußte sie ihrer Freude kein Ende. Ihre Freundinnen ersannen täglich neue Spiele um sie zu ergötzen, doch eine Art Ballspiel war und blieb ihr liebstes. Wer den Ball nicht geschickt in der Luft auffing, sondern ihn auf den Boden fallen ließ, mußte ein Pfand geben, und die Auslösung dieser Pfänder nach beendetem Spiel führte immer den lautesten Jubel herbei, an welchem auch die Amme fröhlichen Antheil nahm, wenn sie eben dabei zugegen war. Doch dieses war nicht immer der Fall, denn die Schwestern waren sämmtlich um mehrere Jahre älter als die kleine Helene, und die

älteste derselben schon erwachsen und verständig genug, um ohne Furcht die Aufsicht über die Kleinen ihr anvertrauen zu können.

Signor Pietro hatte dieses mit der Amme weislich so eingerichtet, sie glaubten beide wunder wie klug gehandelt zu haben, indem sie für ihren Liebling Gespielinnen wählten, die weit älter waren, und folglich auch verständiger seyn mußten als das junge Kind, und von denen deshalb zu erwarten stand, daß sie auf keine zu wilde Spiele eingehen würden, die der Gesundheit desselben Gefahr bringen konnten. In dieser Hinsicht hatten sie auch keinesweges sich verrechnet, aber sie hatten vergessen den schnellen Wandel der Zeit zu bedenken, der, ehe man sich dessen versieht, besonders in südlichen Gegenden, aus Kindern Leute macht. Mehrere Jahre vergingen der kleinen Helene in Unschuld und kindlicher Fröhlichkeit, die vier Schwestern wurden im Laufe derselben im Hause des Signor Pietro fast ganz einheimisch, und die Amme gewöhnte sich so sehr daran, ihnen das unbedingteste argloseste Vertrauen zu schenken, daß sie, wenn sie bei Helenen waren, nur selten daran

dachte, einmal zu sehen was die Kinder mit einander trieben.

Helene hatte indessen ihr vierzehntes Jahr kaum zurückgelegt, als die älteste ihrer Freundinnen schon das einundzwanzigste und die jüngste derselben das siebzehnte erreicht hatten; alle vier waren hübsche Mädchen, doch nicht ohne es zu wissen. Das südliche Blut hüpfte leicht und fröhlich durch ihre Adern, das Feuer, das schon in ihrem Innern glühte, loderte hell und klar aus ihren dunklen Augen, und die Welt war ihnen nicht mehr ein verschlossenes Buch, während Helene in engelreiner Unschuld noch immer blieb was sie von jeher gewesen, ein liebes fröhliches ahnungsloses Kind.

Daß die ganz erwachsenen Mädchen an dem Spielen mit der Kleinen jetzt kein sonderliches Behagen mehr fanden, war wohl natürlich, aber sie setzten dennoch ununterbrochen ihre Besuche bei ihr fort, wenn nicht um Helenens doch um des Balkons willen, der auf den großen Kanal hinaus ging, welchen sie von ihrem väterlichen Hause nicht so in der Nähe übersehen konnten, und den besonders an Festtagen zahllose Gondeln belebten.

Wenn Helene ihr geliebtes Ballspiel gerade am eifrigsten betrieb, mußte sie oft zu ihrem großen Verdruß erleben, daß eine oder die andere von ihren Freundinnen, oft alle viere zugleich, auf den Balkon hinausliefen, den Ball Ball seyn ließen, und dort wie angemauert stehen blieben. Sie bat, sie schalt, sie weinte sogar; sie zerriß ihnen fast die schönen Sonntagskleider, um sie, nach ihrer kindischen Art, mit Gewalt zum Spiel zurück zu bringen, weil weder Bitten noch Ermahnungen, sogar nicht ihre Thränen den mindesten Eindruck auf sie machten; vergebens, die Treulosen blieben wo sie waren, bis es ihnen von selbst beliebte zum Spiele zurückzukehren, oft nur, um es nach wenigen Minuten wieder von neuem zu verlassen.

Helene begriff ihre Freundinnen gar nicht mehr, doch diese wußten recht gut was sie thaten. Es war für sie wohl ein besserer Zeitvertreib den heimlich Geliebten, denn jede von ihnen hatte schon längst den Ihrigen vorüberschiffen zu sehen, als mit einem kleinen einfältigen Mädchen Ball zu spielen. Liebesblicke, wohl verstandene Winke, flogen vom Balkon zum Kanal hinunter und vom Kanal zum Balkon wieder hinauf, mancher Blumen-

strauß, manche Bandschleife, vielleicht auch manches süße Liebesbriefchen, glitt von ihm in die langsam vorüber schwebenden Gondeln. Helene sah das alles mit an, begriff aber keine Silbe davon.

Eines Sonntags trieben die Schwestern es ärger als je, wie festgebannt standen sie unbeweglich da, und blickten auf den Kanal hinunter. Helene bat, trotzte, weinte wie gewöhnlich, Niemand gab Acht darauf. Endlich riß ihr die Geduld, und sie brach mit solchem Ungestüm in laute Klagen aus, daß ihren Gespielinnen darüber die Furcht ankam, die Amme möchte sie hören und hinauf kommen, um zu sehen was ihrem Lieblinge widerfahren sey.

„Höre doch endlich einmal auf, uns mit deinen Kindereien zu plagen,“ sprach die älteste der Schwestern mit einem ziemlich erzürnten Gesicht, indem sie zu ihr sich wandte. „Du kleines einfältiges Ding, laß uns doch nur auch unser Spiel wenigstens in Ruhe treiben, von dem du freilich noch nichts verstehst, sonst würdest du von selbst begreifen, daß es weit unterhaltender ist, als dein altes, abgedroschenes, langweiliges Pfänderspiel. Du wirst es auch einmal lernen, liebe

Helene," setzte sie freundlicher hinzu, „und wenn du es erst recht begriffen hast, so wirst du eben so gern als wir jetzt hier auf dem Balkon stehen, um es zu spielen und alles andere darüber vergessen, für jetzt aber bist du freilich noch ein kleines unerfahrnes Mädchen, dem solche Dinge zu hoch sind. Darum bitte ich dich, laß uns nur noch ein kleines halbes Stündchen hier ungeplagt verweilen, hernach wollen wir auch mit dir hinein gehen, und auf deine Weise mit dir spielen, so lange du es immer nur verlangen wirst."

Helene sah mit großen Augen der Rednerin steif in das Gesicht, ohne von dem, was diese ihr andeuten wollte, sich einen Begriff machen zu können. Die zuletzt freundlich ausgesprochene Bitte derselben, und die frohe Gewißheit, heute doch noch zu ihrem Lieblingszeitvertreibe zu kommen, beschwichtigten sie indessen, sie blieb bei den Schwestern, sah ihrem Treiben aufmerksam zu, und wartete geduldig es ab, bis es ihnen beliebte, den Balkon zu verlassen und das Spiel mit ihr zu beginnen.

Endlich aber kam einmal ein Sonntag, an dem die Schwestern, durch einen unvorhergesehenen

Zufall, verhindert wurden, ihre junge Freundin wie gewöhnlich zu besuchen. Die arme Helene war des Alleinseyns nicht mehr gewohnt, sie schlich still und traurig im ganzen Hause umher, und gerieth endlich an der andern Seite desselben in ein wenig bewohntes Zimmer, dessen Balkon auf den kleineren Kanal hinausging, an welchem ihre Freundinnen wohnten. Sie konnte von hier aus das Haus derselben von Ferne erblicken, und trat eilends hinaus, um zu sehen ob sich nicht eine von ihnen am Fenster zeigen werde. Denn unerachtet der oft wiederkehrenden Unzufriedenheit mit ihnen, umfaßte sie dieselben noch immer mit treuer zärtlicher Anhänglichkeit, und vermißte heute recht schmerzlich ihre liebe gewohnte Gesellschaft.

Da stand sie nun, den sehnsuchtsvollen Blick auf das Haus gerichtet, das ihre Lieben ihr verbarg; ein leichter Ruderschlag zog für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit dem Kanal zu, ein schöner reichgekleideter Jüngling schiffte so eben in einer kleinen offnen Barke vorüber, nur von einem einzigen Knaben begleitet, der das Ruder führte. Es entging Helenen nicht, wie er mit einem

ganz eignen Ausdruck zu ihr hinaufsah, das von ihren Freundinnen ihr so hoch angepriesene Spiel kam ihr dabei sogleich in den Sinn, und sie bekam Lust sich in ihrer Einsamkeit doch auch ein kleines Vergnügen zu machen, und zu versuchen ob sie es nicht ebenfalls spielen könne. Sie blickte also sehr freundlich zu ihm hinab, wie sie bei ähnlichen Gelegenheiten es hundertmal von ihren Freundinnen gesehen hatte. Der junge Mann kannte sie eben so wenig als sie ihn, er wunderte sich ein wenig über ihr Benehmen, hielt es aber doch für seine Schuldigkeit die unerwartete Freundlichkeit eines so blendend schönen Mädchens mit einem ungemein zärtlichen Blick zu erwiedern, den Helene, noch immer des Beispiels ihrer Freundinnen eingedenk, mit einem bezaubernden Lächeln beantwortete, und sich dabei fest vornahm, bei der ersten Gelegenheit, ihren Freundinnen zu sagen, daß sie nicht so dumm und ungeschickt sey als sie es meinten, und auch eben so gut als das Spiel zu spielen verstehe, das ihnen so große Freude gewährte.

„Habt Ihr das Mädchen wohl recht angesehen, Signor, das Euch dort von jenem Balkon

so holdselig zulächelte," sprach der Gondelier, als sie an dem Hause vorüber waren. „Beim Evangelium des heiligen Zacharias, das Kind ist schön! schön wie ein Engel Gottes. Mir war als öffne sich der Himmel, als sie so freundlich Euch zuwinkte."

„So? ich wüßte doch nicht;" erwiederte langsam gedehnt der junge Mann. „Aber Cecco wende den Kahn, und fahre langsam noch einmal vorüber, vielleicht steht sie noch dort. Ich will doch sehen, wen Du meinst, und ob sie so außerordentlich schön ist, wie Du sagst."

Helene stand noch auf dem Balkon, als die Barke zum zweiten Mal unter demselben hinglitt; schon aus der Ferne sah sie den Jüngling liebeglühende Blicke zu ihr hinauf senden. Er versteht das Spiel ebenfalls, rief sie freudig, genau so machen es auch die jungen Leute, mit denen meine Freundinnen es spielen, und um dem Beispiel derselben genau zu folgen, zog sie mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit, eine prachtvoll erblühte Nelke aus ihren weichen Locken, und ließ sie bedächtig in die kleine Barke hinabfallen; das lieblichste Lächeln, das sie nur aufzubringen vermochte,

begleitete die duftende Gabe. Der Jüngling aber, wonnetrunken über diese unerwartete Gunst, neigte sich demüthig vor der holden Geberin, nahm die Blume mit allen Zeichen des höchsten Entzückens vom Boden auf, küßte sie, und verbarg sie dann an seinem Herzen.

Helene war entzückt, das ihr als für sie noch viel zu schwer beschriebene Spiel so leicht begriffen, und gleich beim ersten Versuch, so gut gespielt zu haben. In der jungen Brust dieses reinen kindlichen Wesens stieg auch nicht die leiseste Ahnung von dem eigentlichen Sinne desselben auf, während der Jüngling mit dem magischen Duft der Nelke auch den süßen Zauber der Liebe mit vollen Zügen einsog. Dieser Zauber bemächtigte sich aller seiner Sinne und brannte wie Feuer in seinen Adern. Mehr als hundert Mal drückte er die Blume an seine Augen, an seine heißen Lippen, und immer lauter schlug sein Herz, und immer, so oft er sie betrachtete, stieg aus dem dunkeln Purpurkranz ihrer Blätter, das holdlächelnde Engelsköpfchen des schönsten lieblichsten Wesens, so er jemals gesehen, vor ihm auf. Sein ganzes Innere war in süß betäubenden Auf-

ruhr gerathen, seine Kraft erlag fast dem mächtig auf ihn eindringenden Gefühl, und er vermochte keinen andern Gedanken mehr zu denken, als Sie, nur Sie.

Von nun an fuhr er täglich, fast stündlich an dem Hause vorüber, wo ihm die Sonne seines Lebens aufgegangen war, sandte tausend heiße Seufzer, sehnsuchtsvolle Blicke zu dem Balkon desselben hinauf; vergebens, Sie, die er suchte, ließ sich nicht wieder blicken, weil in dieser ganzen Woche kein Feiertag fiel, und der frommen fleißigen Helene gelehrt worden war, daß es nicht erlaubt sey, an Werkeltagen die Zeit in Müßiggang und eitlen Spielen zu vertändeln.

Endlich mußte aber doch wieder einmal ein Sonntag kommen. Noch vor der Ankunft ihrer Freundinnen lief Helene flüchtig auf den kleinen Balkon hinaus, nur aus bloßer Neubegier, um zu sehen ob ihr neuer Spielgeselle sich nicht vielleicht zeige. Er schiffte eben vorüber, und wäre vor freudigem Schrecken beinah über Bord in das Wasser gefallen, als er so unverhofft die Königin seines Herzens erblickte. Er warf sich in der Gondel auf die Knie, hob mit flehender Gebärde

die Arme zu ihr auf, suchte auf alle Weise, durch Blicke und Zeichen ihr die Flamme kund zu thun, die ihn verzehrte, doch vergebens, die unerfahrne unschuldige Helene begriff gar nicht was er mit dem allem meine. Indessen machte sie doch einige seiner Zeichen und Blicke ihm nach, in der festen Meinung, daß das so zu dem Spiel gehöre, welches jetzt anfing ihr recht unterhaltend zu scheinen. Doch mitten in der besten Unterhaltung mit ihrem unbekannten Freunde, sah sie die Gondel der vier Schwestern von dem Hause derselben abfahren, und ließ ihn im Stiche, um ihren Freundinnen entgegen zu eilen; verwundert und schmerzlich betrübt sah er sie plötzlich verschwinden. Helene hatte sich fest vorgenommen, den Schwestern von ihrem neuen Spielkameraden, und den Fortschritten, welche sie schon in dem ihr von ihnen angepriesenen Spiel gemacht habe, zu erzählen, aber sey es nun, daß ein ihr selbst nicht klares Gefühl sie davon zurückhielt, oder, daß sie, über ihr altes geliebtes Ballspiel, das heute mit größerm Eifer als sonst betrieben wurde, ihren Vorsatz wieder vergaß, genug, sie kam nicht dazu ihn auszuführen.

Einige Wochen gingen so hin, der Jüngling unterließ nie, an den seinen Wünschen günstigen Tagen, die er sich denn doch endlich gemerkt hatte, das Haus des Signor Pietro von allen Seiten zu umschiffen, er sah die Geliebte, bald auf dem kleinen, bald auf dem größern Balkon, bald allein, bald von ihren Gespielinnen umringt, und war letzteres der Fall, so wagte er es nur aus scheuer Ferne zu ihr aufzublicken, und auch sie, vielleicht von mädchenhaftem Instinkt geleitet, oder auch aus Furcht, ihre Freundinnen möchten in das Spiel sich mischen, das schon anfing ihr immer größeres Interesse abzugewinnen, genug, auch sie begnügte sich dann damit, ihm ganz heimlich freundliche Blicke zuzusenden. Immer glühender, immer gewaltiger loderte die Flamme der unbezwinglichsten Leidenschaft in seinem Busen auf, während auch bei Helenen die halb im Zorn einst ausgesprochene Prophezeiung ihrer ältern Freundin unglaublich schnell in Erfüllung ging. Ball- und Pfänderspiel gefielen ihr mit jedem Tage weniger; alle ihre ehemaligen Lieblingsvergnügungen kamen ihr zuweilen recht langweilig vor; das neue Spiel mit ihrem neuen unbekannten Freunde ver-

mochte allein ihr Freude zu machen. Es kam endlich dahin, daß sie sogar unter allerlei Vorwänden dem gewöhnlichen Besuch der vier Schwestern, so oft dieses thunlich war, Hindernisse in den Weg legte, um nur allein und ungestört ihrer neuen Festtagsfreude sich hinzugeben, und ihren unbekannten Freund zu sehen, dessen Anblick ihr immer lieber wurde.

Der arme Freund versank indessen in immer tiefere, oft an Verzweiflung gränzende Trostlosigkeit. Peinlich quälte er die Woche hindurch, von einem Tage zum andern sich hin, bis der kam, der die Geliebte ihm zeigte. Aber das bloße Sehen konnte ihm endlich nicht mehr genügen; er wollte, er mußte näher zu ihr gelangen, sie sprechen, den süßen Ton ihrer Stimme vernehmen, seine unaussprechliche Liebe ihr erklären, selbst wenn dieses auch nur schriftlich geschehen könnte, aber er sah zu alle diesem weder Mittel noch Weg.

In Gram versunken, wandelte er einst in der heißesten Mittagsstunde eines unerträglich schwülen August-Tages, auf dem Fußpfade längst dem großen Kanal neben den Häusern hin; es war

ihm schon ein Trost, nur die Mauern zu berühren, hinter denen die Geliebte weilte, und er achtete es nicht, daß die brennenden Strahlen der Sonne auf seinem Haupte senkrecht niederfielen. Zur gleichen Zeit kehrte Helenens Amme, von einem Gange in Geschäften des ihr anvertrauten Hauswesens zurück, und klopfte laut und heftig an Signor Pietros Hausthüre, um schnell eingelassen zu werden, und der brennenden Sonnengluth zu entgehen. Der Jüngling erblickte sie aus der Ferne, und ihre Erscheinung war ihm wie die eines Hülfe und Trost bringenden Engels, denn er kannte sie wohl. Sie war vom Tage seiner Geburt an, die Pflegerin seiner eignen hülflosen Kindheit gewesen, und hatte auf treuen Armen ihn getragen, bis er groß genug geworden war, um ihrer nicht mehr zu bedürfen, und sie bei Helenens Mutter deshalb in Dienst trat.

„Amme, Amme, Donna Theresa, liebes Mütterchen," rief er, so laut er es nur immer vermochte, und lief auf den brennend heißen Steinplatten, im glühendsten Sonnenbrand, mit Anstrengung aller seiner Kraft so schnell als möglich, um sie nur noch zu erreichen, ehe die Thüre

ihr geöffnet und hinter ihr wieder verschlossen würde; doch sie schien vor ihrem eignen heftigen Klopfen an derselben ihn nicht zu hören.

Endlich hatte er sie erreicht, aber im nämlichen Augenblick ging auch die Hausthüre auf und die Amme trat, ohne nach ihm sich umzusehen, hinein. Einen kurzen Augenblick sah er durch das gegenüberstehende Thor des innern Hofraums Helenen in demselben, sie stand im Schatten einiger, um einen kleinen Springbrunnen geordneten Orangebäume, und fütterte ihre Goldfischchen. Tausend Funken kreuzten sich vor seinen Augen, noch einmal wollte er Donna Theresa rufen, ehe die Thüre wieder zuging, aber Kraft und Stimme versagten dem Athemlosen, und er konnte nur einen unartikulirten Laut hervorbringen; die Amme wandte sich in der Thüre um, diese wieder zu verschließen, und sah ihn todtenbleich wanken, taumeln, die Augen schließen, und endlich, wie aufgelöst in allen Gliedern, vor ihr auf dem Boden hinsinken. Sie hatte im ersten Augenblick ihn erkannt, und war eben im Begriff gewesen, ihn freundlich anzureden.

War es das übermäßige Entzücken über die

unerwartete Nähe Helenens, hatte ein in diesem südlichen Klima nicht seltner Sonnenstich ihn getroffen, oder hatte er, durch übermäßige Anstrengung beim Laufen in dieser Sonnengluth, sich diesen Zufall zugezogen, genug, er hatte plötzlich eine gewaltsame Beklemmung des Herzens empfunden, dann waren die Sinne ihm vergangen, und nun lag er da, bleich, erstarrt, ohne alle Zeichen des Lebens. Der entsetzliche Anblick preßte der Amme einen lauten Schreckensschrei aus, ein Mädchen, das sich eben in der Nähe befand, eilte aus dem Hause herbei, von Helenen gefolgt, die in dem anscheinend Todten augenblicklich ihren Freund erkannte, und wie von unsichtbaren Mächten unwiderstehlich gezogen, laut jammernd unter einem Strom von Thränen sich über ihn hinwarf. Die Amme, unerachtet des heftigen Schrecks, den sie erlitten, war indessen doch besonnen genug, sie augenblicklich wieder aufzuheben, und in ein entferntes Zimmer zu führen, dann kehrte sie zu dem Ohnmächtiggewordnen zurück, den sie mit Hülfe eines Dieners für's Erste in das Haus trug, dessen Thüre sie verschloß, um keinen Auflauf zu erregen. Sie riß ihm die Halskrause auf,

rieb ihm Brust und Schläfe mit stärkenden Essenzen, hielt ihm verbrannte Federn unter die Nase, und brach endlich, als alle ihre Hausmittel bei ihm unwirksam blieben, in laute Klagen aus; denn sie liebte den Jüngling noch immer recht mütterlich, den sie einst, wie später Helenen auch, an ihrer Brust ernährt und getragen.

Mittlerweile kehrte auch Signor Pietro vom Rialto nach seinem Hause zurück, und erkannte sogleich in dem anscheinend Todten den jungen Gerardo, den Sohn des alten Signor Paolo, einem an Reichthum und Ansehen ihm gleichstehenden Handelsherrn. Zwar lebte er mit diesem, seit mehreren Jahren, wenn nicht eben in offenbarer Feindschaft, doch auch nicht im besten Vernehmen, aber er war zu rechtlich, zu mitleidig, zu guter Gemüthsart, um, in einem solchen Augenblick, dem Sohn desselben dieses entgelten zu lassen. Im Gegentheil, er nahm des Beklagenswerthen sich freundlich und väterlich an, ließ unter seiner Aufsicht alle in dieser Eile mögliche Hülfe ihm angedeihen, und als immerfort keines der angewandten Mittel bei ihm anschlagen wollte, ließ er ihn sehr sorgsam in eine bedeckte Gondel tra-

gen, und unter Begleitung einiger Diener, wie auch der Amme, die von ihrem Pflegesohn in dieser Noth nicht weichen wollte, in das Haus seines Vaters ihn bringen, das in nicht weiter Entfernung am kleinen Kanal lag.

Wer jemals ein geliebtes Wesen in einem ähnlichen Zustande sah, kann den lauten Jammer des alten Vaters sich denken, als sein einziger Sohn ihm für todt in das Haus gebracht wurde. Die ganze Familie versammelte sich, Gerardo's verheirathete Schwester nebst Lionardo, ihrem Gatten, eilten weinend und klagend herbei; der noch immer bewußtlos daliegende Jüngling wurde in sein Zimmer und auf sein Bette getragen, die berühmtesten Aerzte von Venedig wurden aus allen Ecken der Stadt herbeigerufen, und versäumten nicht, bei dem reichen vornehmen Kranken sich zahlreich und augenblicklich einzustellen; Aderlässe, Einreibungen, Senfpflaster und Gott weiß, was alles noch sonst, wurden vorgeschlagen und angewendet, lange vergebens. Doch endlich ließ der Kranke einige Lebenszeichen an sich spüren, das in seinen Adern ins Stocken gerathene Blut fing den gewohnten Kreislauf wieder an, und er

schlug zuletzt ein Paar Augen auf, die freilich noch etwas verwildert umher schauten.

„Amme! Amme!“ rief er, mit noch schwerer lallender Zunge, denn er wußte kein Wort von allem, was in den letzten Stunden mit ihm vorgegangen war, und glaubte noch immer auf der Straße hinter der guten Alten herzulaufen: „Hier bin ich, lieber Sohn, was begehrst Du?“ erwiederte diese hocherfreut. Gerardo stutzte bei dieser Antwort: sein Auge wurde heller; er blickte um sich her, und sah sich im Bette, von seinen Eltern, von allen Freunden und Verwandten des Hauses, und von der ganzen Dienerschaft desselben umringt. Sein Bewußtseyn kehrte ihm völlig wieder, er merkte wohl, daß etwas Ungewöhnliches mit ihm geschehen seyn müsse, aber auch daß dieses nicht der rechte Augenblick sey, um sein Herz, wie er es wünschte, vor der guten Amme auszuschütten. Indessen wollte er doch die sobald nicht wiederkehrende Gelegenheit dazu nicht unbenutzt sich entschlüpfen lassen, er suchte also seine besorgten Verwandten für's Erste durch die Versicherung zu trösten, daß er sich vollkommen wohl und schmerzensfrei fühle, und bat dann, ihm nur

einige Stunden ruhigen Schlafes zu vergönnen, nach deren Verlauf er gewiß wieder gänzlich hergestellt seyn würde. „Meine treue Donna Theresa mag allenfalls bei mir bleiben, und meinen Schlummer bewachen, wie sie Jahrelang gethan hat, als ich noch klein war," setzte er anscheinend gleichgültig mit freundlichem Lächeln hinzu.

Diese seine letzte Aeußerung war der Amme zu schmeichelhaft, als daß sie nicht darauf hätte bestehen sollen, sie in Erfüllung gehen zu sehen. Die Verwandten entfernten sich sämmtlich, weil Gerardo es so wollte, leise und vorsichtig, wie es im Krankenzimmer schicklich ist, schlich die Alte, als alle fort waren, zu seinem Bette hin, und wollte eben in einem Sessel neben demselben als wohlbestellte Wächterin Posto fassen, als der Kranke zu ihrem großen Erstaunen sich plötzlich aufrichtete, ihre Hand ergriff und schwer seufzend mit trübem thränenvollem Blick ihr in's Auge sah.

„Mutter," flüsterte er leise, „liebe gute Mutter, was heute mit mir vorgegangen ist, weißt Du besser als ich, ich frage nicht darnach, denn es kümmert mich wenig; aber eins weißt

Du nicht, und ich es muß es Dir sagen. Du weißt nicht, daß ich den Tod im Herzen trage. Ich sterbe, gute Amme, ich muß rettungslos sterben, wenn Du Dich meiner nicht annimmst, Niemand auf der Welt kann mir helfen als Du, und mein Leben oder Tod liegt in Deinen Händen."

Die Amme erschrack Anfangs nicht wenig, als sie Gerardo so reden hörte, sie meinte, er phantasire im Fieber, und suchte durch Verheißungen alles zu thun, was er verlange, ihn nur für's Erste zu beschwichtigen; doch als er, wirklich dadurch beruhigt, nun anfing zusammenhängender zu sprechen, wurde sie doch anderer Meinung, beschwor ihn, ihr dreist zu entdecken, was er auf dem Herzen habe, und bereitete sich, ihn mit gebührender Aufmerksamkeit anzuhören.

Gerardo wurde erst roth, dann wieder bleich, wollte reden, stotterte, fand keine Worte, und geberdete sich so wunderlich, wie ein Neuling in der Welt es bei solchen Anlässen zu thun pflegt, bis er mit Noth und Mühe das Geständniß hervorbrachte, daß er bis zum Sterben verliebt sey. Verliebt in ein Mädchen, daß er nur von ferne

gesehen, mit dem er nie ein Wort gewechselt, dessen Namen und Stand er nicht einmal kenne. Doch freier floß der Strom seiner Rede, als dieses Bekenntniß nur erst überstanden war; er gab, wenn gleich mit unendlicher Bescheidenheit, seiner Vertrauten zu verstehen, wie er einigen Grund habe, zu hoffen, daß die Heißgeliebte ihm nicht ganz abhold sey, ließ einige Worte von freundlichen Blicken und ihm zugeworfnen Blumen fallen, und erklärte, daß sein Leben von der Erfüllung des Wunsches abhänge, seine schöne Geliebte nur einmal zu sprechen, um von ihren eignen holden Lippen zu vernehmen, ob er nicht mit zu seliger Hoffnung sich täusche. „Du allein, meine liebe zweite Mutter, Du allein kannst mir hierzu verhelfen, und verhindern, daß mein armes Leben nicht in Gram sich verzehre,“ flehte er; „habe Mitleid mit Deinem Sohn, meine Geliebte ist eine der fünf schönen Mädchen, die ich auf Signor Pietro's Balkon erblickte, zuweilen sah ich sie allein, oft mit zweien oder dreien der Andern, manchmal zeigen sich alle fünf beisammen, doch immer nur an Sonn- und Feiertagen. An gewöhnlichen Wochentagen hat es mir

nie gelingen wollen, mein Engelsbild auch nur von ferne zu erblicken."

Die Amme war, während Gerardo sprach, immer nachdenklicher und schweigsamer geworden. „Höre, mein Sohn," rief sie plötzlich wie inspirirt; „das Mädchen, das eine so heftige Liebesflamme in Dir angefacht hat, kann keine andere seyn, als eine der vier Töchter des Signor Grimaldi, soviel ist gewiß. Denn nur sie, und keine andere Seele außer ihnen, kommen alle Sonntage und an hohen Festen zu uns in das Haus, um meiner Kleinen die Zeit zu vertreiben. Wenn sie sich dann mit Blindekuhspielen und Ballschlagen müde gemacht haben, so treten sie wohl zuweilen auf den Balkon hinaus, um sich zu erholen, und da hast Du sie denn im Vorbeifahren gesehen, und ein wenig darüber den Verstand verloren; außer an Festtagen kommen sie nie in unser Haus, deshalb hast Du denn auch an gewöhnlichen Wochentagen Dich vergebens nach Deiner Göttin umgesehen."

„Gewiß, gewiß, es ist wie Du sagst, Dank den Heiligen und Dir, nun weiß ich doch wenigstens wer sie ist," rief Gerardo entzückt. „Amme,

liebe gute Amme, theures Mütterchen, werde wirklich meine zweite Mutter, indem Du zum zweiten Mal mir das Leben gibst, und rede bei ihr mir das Wort, damit ich sie nur sehe, sie spreche, meine heiße Liebe ihr bekenne," flehte er schmeichelnd.

„Höre, junger Freund," erwiederte die Amme, „daß ich Dich lieb habe, lieb als wärst Du mein eignes Kind, versteht sich von selbst, denn ich habe an meiner Brust Dich ernährt und gepflegt, darum muß ich Dir rathen und helfen so viel ich kann. Auch kann ich mit gutem Gewissen versprechen, es zu thun, denn Du meinst es ehrlich mit dem Mädchen, das Du so leidenschaftlich liebst, davon bin ich fest überzeugt. Ich will Dir bei Deiner Schönen das Wort reden, und ich denke, sie wird mir dieses nicht schwer machen; nur gilt es vor allen Dingen zu wissen, welche von den Schwestern die ist, die Du liebst; ich könnte sonst leicht an die Unrechte kommen. Darum folge meinem Rath, pflege Dich, schone Dich, sey gutes Muthes, schlage Dir die bösen Grillen aus dem Kopf, und mache so, daß Du künftigen Sonntag wieder wohl genug bist, um

zur gewöhnlichen Stunde Deine Spazierfahrt durch den Kanal antreten zu können. Die Mädchen sollen sämmtlich auf dem Balkon seyn, dafür stehe ich Dir, und ich mitten unter ihnen. Du wirst mir dann leicht durch irgend ein Zeichen zu verstehen geben können, welche von ihnen die ist, die Du meinst. Das Uebrige findet sich, laß mich nur gewähren; Dein Vertrauen in die alte Amme soll nicht zu Schanden werden."

Nach nie enden wollenden, bis in die kleinsten Details eingehenden Verabredungen für den wichtigen Tag, nach tausend sich immer wiederholenden Danksagungen von Seiten des entzückten Gerardo, und eben so viel Ermahnungen zu einem gelaßneren ruhigeren Verhalten von Seiten der Amme, ging diese endlich nach Hause, und zerbrach sich unterweges weidlich den Kopf, um zu errathen, welche der vier Schwestern einen so gewaltigen Eindruck auf ihren geliebten Gerardo gemacht haben könne. Sie kannte alle viere als recht hübsche, sehr lebhafte und durchaus nicht allzuschüchterne Mädchen, denen man wohl zutrauen konnte, daß sie die stummen ehrerbietigen Liebeserklärungen eines schönen jungen Mannes

wie Gerardo, weder unbeachtet noch unerwiedert an sich vorübergehen lassen würden. Ihre eigne Helene aber fiel ihr dabei mit keinem Gedanken ein. Seit vierzehn Jahren war sie gewohnt, in dieser nur ein liebes Kind zu sehen, das sich nach gelernter Lection und vollendetem Tagewerk um nichts bekümmert, als um seine Puppen und sein Pfänderspiel; wie sollte denn aus dem kleinen einfältigen Dinge mit einem Mal ein großes Mädchen geworden seyn, das Liebesgeschichten anspinnt und Männern die Köpfe verrückt?

Gleich bei ihrem Eintritt in das Haus eilte Helene der Amme mit tausend angelegentlichen Fragen nach dem Befinden des Kranken entgegen, und wurde dafür ihres guten mitleidigen Gemüths wegen von ihr nicht wenig gelobt und geliebkoset. Hätte die gute Frau nur ahnen können, mit welcher Ungeduld diese ihre Wiederkunft erwartet hatte! Nirgends hatte sie eine bleibende Stätte gefunden, sie wußte selbst nicht, wie ihr geschehen sey, seit sie den Jüngling so da liegen gesehen, im Todesschlummer, so bleich, so regungslos, und doch so schön! Das Herz wollte vor Mitleid mit ihm, meinte sie, ihr zerspringen, und

wo sie ging und stand mußte sie seiner gedenken. Die guten Nachrichten von ihm, welche die Amme ihr brachte, trösteten und beruhigten sie freilich, aber sie konnte doch nicht aufhören, an ihn zu denken, und fragte sich selbst, wohl hundert Mal des Tages, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß er am nächsten Sonntag wieder auf dem Kanal erscheinen werde, um mit ihr zu spielen.

Der von der Amme fast nicht weniger als von den beiden Liebenden ungeduldig erwartete Sonntag kam endlich, doch erstere mußte zu ihrem großen Verdruß erfahren, daß die vier Schwestern ihren gewohnten Besuch bei Helenen heute nicht ablegen würden. Helene, von einem ihr selbst nicht klaren Gefühl dabei geleitet, hatte dieses ganz heimlich so eingerichtet; sie hatte so lange über die Möglichkeit, ihren unbekannten Freund heute wiederzusehen, nachgedacht, bis sie von der Gewißheit, daß er kommen werde und müsse, sich überzeugte, und der Gedanke, bei diesem Wiedersehen Zeugen zu haben, war ihr im höchsten Grade unangenehm, sie wußte selbst nicht warum.

Verstimmt, ärgerlich, sogar nicht ganz frei

von Besorgtheit, über die möglichen Folgen, wenn sie nun nicht im Stande sey, das dem Gerardo gegebene Versprechen zu lösen, blieb die Amme dieses Mal nach Tische bei Helenen sitzen, was sie sonst nicht pflegte zu thun. Sie starrte unmuthig vor sich hin und sprach kein Wort, immer darüber nachdenkend, wie sie es anfangen könne, ihren Gerardo zufrieden zu stellen, als mit einem Mal das ganz ungewöhnlich unruhige Benehmen des jungen Mädchens ihr auffiel. Sie sah Helenen unaufhörlich an's Fenster treten, dann wieder zur Thüre hinausgehen, sie bemerkte sogar, daß sie heimlich in den Seitenflügel des Hauses sich schlich und auf den kleinen, sonst wenig besuchten Balkon hinaustrat, wo Gerardo seine Geliebte zuweilen gesehen haben wollte.

Indem sie Helenen so betrachtete, gingen ihr plötzlich die Augen über vieles auf, was sie, von Gewohnheit geblendet, bis jetzt übersehen hatte; diese edle schlanke Gestalt war nicht mehr die eines Kindes; schnell und blendend wie ein Blitz flog ein Argwohn ihr durch die Seele, über den sie auf der Stelle sich Gewißheit zu verschaffen beschloß; sie sagte Helenen, sie fühle sich ermüdet,

und wolle gehen, ihre Sieste zu halten, obgleich es dazu schon ein wenig zu spät sey.

Wer war froher als Helene, auf diese Weise, ohne ihr eignes Zuthun, am Fenster und auf dem kleinen Balkon freies Feld zu behalten. Sobald sie es mit einiger Sicherheit thun zu können glaubte, eilte sie diesem zu, und gerade im rechten Augenblick, denn so eben kam Gerardo in seiner kleinen Barke angeschwommen, die er dieses Mal allein regierte.

Die Amme hatte sich indessen im Nebenzimmer an das Fenster gestellt. Sie gerieth über das, was sie erblicken mußte, in die höchste Verwunderung und mochte ihren Augen kaum trauen. Das Kind, die kleine Helene, war mit einem Mal ein erwachsenes liebendes Mädchen geworden, sie sah sie die zärtlichen Blicke des Geliebten mit gleichem Feuer, mit gleichem Ausdruck erwiedern, sie sah, wie sie durch Zeichen, Mienen und Geberden ihm ihre Freude über seine Genesung auszudrücken suchte, und endlich gar einen schönen Blumenstrauß ihm zuwarf, den sie am Busen getragen.

„Was machst Du da?“ schalt plötzlich die

Alte dicht hinter Helenen, die ihr Hereinkommen nicht gehört hatte, weil sie noch immer mit ihrem jungen Freunde beschäftigt war; „was hast Du mit dem Jünglinge da unten zu schaffen? schickt es sich für ein Mädchen wie Du bist, sich auf den Balkon zu stellen, und den vorüberfahrenden Kavalieren Blumen zuzuwerfen? Wenn das Dein Vater erfährt, wie wird es Dir ergehen!“

Helene fuhr beim ersten Ton der ihr wohlbekannten Stimme schüchtern und erschrocken zurück; zitternd, Thränen in den Augen, wagte sie es kaum, der Zürnenden in das Gesicht zu blicken, doch dieses war weit freundlicher als ihre Rede es gewesen war, und so faßte sie sich schnell ein Herz, warf sich ihr an die Brust, umschlang ihren Hals und küßte sie, und liebkoßte sie, recht nach Kinderart. Die Amme dachte dabei, wahrhaftig, die Kleine ist ja fast so groß als ich selbst.

„Liebe Amme, gutes liebes Mütterchen,“ bat Helene schmeichelnd, „sey nicht böse, schilt nicht; ist bei dem Spiel, das Du mich eben spielen sahst, etwas Unrechtes, so ist dieses ohne mein Wissen; meine Freundinnen haben es mich gelehrt. Du weißt, daß wir sonst immer blinde

Kuh, oder das Pfänderspiel mit einander spielten, das wurden sie zuletzt überdrüßig, und ich späterhin auch, weil sie kein Vergnügen mehr daran fanden. Ich sah, wie sie mit den jungen Leuten, die durch den Kanal fuhren, stundenlang durch allerlei Geberden sich unterhielten, ihnen Blumen und allerlei artige Sächelchen in die Gondel warfen, sie sagten mir, das sey ein neues Spiel, tausendmal unterhaltender als unsere alten, und da wollte ich es denn doch auch einmal versuchen. Ich habe es einige Mal mit dem jungen Manne gespielt, den Du eben gesehen; ich gestehe Dir, das Spiel gefiel mir, und ich möchte wohl, daß er recht oft hier vorbeikäme. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht thun soll wie Andere auch, ist aber ein Unrecht dabei, und willst Du es nicht — so muß ich es freilich wohl aufgeben," setzte sie leise und trübselig hinzu.

Unschuld ist ein herrliches Ding, aber sie hat doch auch ihre Gefahren, dachte die Amme, und konnte über die treuherzige Naivetät des arglosen Kindes sich kaum des Lachens enthalten. Indessen hielt sie es doch für ihre Pflicht, die Unerfahrne mit dem eigentlichen Sinn dieses Liebes-

spiels einigermaßen bekannt zu machen. Sie breitete sich weitläuftig über die Gefahren aus, die unter demselben verborgen liegen, sie machte ihr begreiflich, wie junge einfältige Mädchen auch wohl Frauen von Männern oft dabei betrogen und verrathen würden, wie dieselben dann, alle ihrer Ruhe, all' ihres Friedens beraubt, lebenslang die süße Täuschung beweinen mußten, bis sie, verachtet und geschmäht, vor der Zeit in das Grab sanken, oder in irgend einem Kloster mit ihrem Unglück und ihrer Schande vor den Augen der Welt sich zu verbergen suchten.

Helene horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die wohlgemeinte Rede ihrer Amme; ihr bis jetzt in träumerischem Ahnen versunkener Geist erwachte plötzlich zugleich mit ihrem Herzen; die Liebe ward mächtig in ihr, und hob sie gewaltsam über die Kinderwelt hinaus, in der sie bis zu diesem Augenblick in halber Bewußtlosigkeit hinvegetirt hatte; sie selbst ward sich klar, und das wirkliche Leben, mit seinen Qualen und Freuden, lag plötzlich ihr aufgethan vor ihrem geblendeten Blick. Unerachtet der hohen Reinheit und Unschuld ihres Gemüths, begriff sie dennoch voll-

kommen, was die Amme ihr sagte, sogar was diese nur versteckt andeuten zu müssen glaubte, vermochte sie ahnend zu errathen, obgleich sie nicht in klare Worte es zu fassen wußte.

Die Amme ergoß sich nun mit unerschöpflicher Redseligkeit über Gerardo's Stellung in der Welt, sie erzählte ihr, wie er der Sohn des reichen mächtigen Signor Paolo sey, dem Eigenthümer des großen herrlichen Palastes dort an der andern Seite des Kanals, mit dem aber leider Helenens Vater fast in Feindschaft lebe. „Nun, vielleicht besänftigen die erzürnten Gemüther sich wieder,“ setzte sie hinzu, „daß Dein Vater sich des erkrankten Sohnes so freundlich annahm, und sogar mich zu seiner Pflege mit ihm hinüberschickte, kann wohl als ein Schritt zur Versöhnung gelten, und wer kann alles in der Welt voraussehen? die Dinge ordnen sich zuweilen wunderlich in ihr. Du mußt wissen, liebe Helene, daß ich in Gerardo's Familie noch immer gern gesehen und wohl gelitten bin, denn ich habe sechs Jahre in ihr gelebt. Ich war Gerardo's Amme wie die Deinige, er ist eben fünf Jahre älter als Du, das weiß ich genau, denn von ihm kam

ich gerade zu Dir. Seine Ehre, sein Glück liegen mir darum eben so sehr am Herzen als Deine, ja als meine eigne Wohlfahrt im Himmel und auf Erden. Gern möchte ich dazu beitragen, Euch beide, meine lieben Kinder, zufrieden zu stellen, aber wie? was soll daraus werden? daß es mit Deinem sogenannten Spielen auf dem Balkon jetzt ein Ende haben muß, siehst Du wohl ein, ohne daß ich es Dir zu sagen brauche."

Helene sah betrübt vor sich nieder: „Ach Amme!" seufzte sie, „ich sehe wohl ein, daß Du Recht hast, aber was nun aus mir werden soll, weiß ich nicht; ihn nie wiederzusehen, ist doch allzu schmerzlich, ich werde es nie aushalten können. Ich habe Dich lieb, ich habe meinen Vater lieb, aber ohne Gerardo habe ich keine Freude mehr auf der Welt."

Die Amme konnte Helenen nicht so sprechen hören und sie so traurig sehen, ohne sich dadurch in ihrem Gemüthe innigst bewegt zu fühlen. Sie suchte sie zu trösten, indem sie ihr zu verstehen gab, daß es nicht unumgänglich nothwendig wäre, mit dem eben so unschicklichen

als gefährlichen Spiel, das sie bis jetzt in ihrer Unschuld mit Gerardo getrieben, auch die Hoffnung aufzugeben, ihn jemals wiederzusehen. „Es käme nur darauf an," meinte sie, „daß Beide sich besser kennen lernten, um zu sehen, ob sie auch bei näherer Bekanntschaft einander fortwährend so wohl gefallen würden, als jetzt. Ein Liebespärchen ist wohl schon eher ein Ehepärchen geworden," setzte sie, einen ganz besondern Nachdruck auf diese Worte legend, hinzu; „auch ist dieses der einzige Weg, ein solches Spiel, wie ihr Beide angefangen habt, zum ehrbaren und schicklichen Ende zu leiten. Vielleicht regiert Gott die Herzen Eurer Väter zur Versöhnung, indem sie ihre Kinder mit einander verbinden; an mir soll es nicht liegen, wenn es nicht geschieht."

Helene erschrack heftig. Die Idee, daß sie heirathen könne, kam ihr fast fabelhaft vor, und doch mußte sie innerlich ihr Alter berechnen, und fand, daß sie nur um anderthalb Jahre jünger sey, als eine ihrer Nachbarinnen, deren feierlichen Hochzeitszug sie vor einigen Tagen mit angesehen hatte. In ihrem noch immer halbkindischen Köpfchen wirbelte es bunt durch einander; der Ge-

danke, eine Frau zu werden, und der, immer ihren Gerardo täglich sehen und ungestört mit ihm spielen zu können, verwirrte sich in demselben auf höchst wunderliche Weise. Schluchzend, weinend, lächelnd, warf sie der Amme sich in die Arme und sagte kein Wort, doch diese wußte wohl, was sie von dem allem zu denken habe.

Sie versäumte nicht, am folgenden Tage zu der zwischen ihr und Gerardo verabredeten Stunde ihren jungen Freund an dem von ihm zu dieser Zusammenkunft bestimmten Orte aufzusuchen; die guten Nachrichten, die sie ihm zu bringen hatte, leuchteten schon von ferne aus ihrem fröhlichen Antlitz, aus der raschen Eile, mit der sie auf ihn zukam, ihm entgegen, und als er nun wirklich all' die süßen Hoffnungen von ihren Lippen vernahm, mit denen sie ihn aufzurichten wagte, kannte sein Entzücken keine Gränzen mehr. Er geberdete sich fast wie ein Wahnsinniger, umarmte die Alte, nannte sie seinen Schutzengel, seine Retterin aus unsäglicher Pein, und beging tausend Thorheiten. Dann, auf einmal wieder ernsthaft werdend, fing er an, um Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit der Geliebten sie auf

das Dringendste anzuflehen, welche die Amme nach kurzem scheinbaren Weigern ihm auch zugestand. Ihr Gewissen schlug sie dabei zwar ein wenig, sie fühlte, daß sie im Begriff sey, eine wenigstens etwas zweideutige Rolle zu übernehmen, und daß sie eben nicht auf die löblichste Weise das Vertrauen benutze, mit welchem Helenens Vater sie beehrte. Aber Gerardo's Bitten, Helenens stiller tiefgefühlter Schmerz über die Trennung von ihm überwanden alle ihre Scrupel. Ich thue es ja nicht um schnöden Gewinnstes willen, dachte sie; ich thue es, um das Glück zweier Wesen zu begründen, die ich als meine Kinder lieben muß, und zugleich um zwei würdige Männer wieder einander näher zu bringen, die sich niemals hätten entzweien sollen. Eintracht ernährt, Unfried' verzehrt, und Gott sieht das Herz an, er weiß, daß ich nichts Unrechtes im Schilde führe.

Helene erbebte sichtbarlich, als die Amme die erste ruhige Stunde mit ihr dazu anwandte, sie auf die Zusammenkunft mit Gerardo vorzubereiten. Dieser hatte seine Vertraute nicht eher entlassen wollen, bis sie alles zu diesem Zwecke

Nöthige mit ihm verabredet hatte, und ein sehr naher Tag war zwischen den Beiden dazu festgesetzt worden, den Ungeduldigliebenden, während Signor Pietro im hohen Rathe von Venedig war, heimlich in das Haus einzulassen.

„O Amme, Amme, was hast Du gethan!" rief Helene von Furcht und Freude ergriffen. Eine innere Unruhe, eine schmerzliche Wonne, von der sie zuvor in ihrer unschuldigen Unbefangenheit nie einen Begriff gehabt hatte, bemächtigten sich ihrer; ein süßes unbekanntes Feuer regte sich in ihrem Herzen und trieb in ewiger Rastlosigkeit sie umher. „Kann ich, darf ich ohne Wissen und Erlaubniß meines Vaters einen solchen Schritt thun!" rief sie, die kleinen Hände ringend; „werde ich jemals den Muth haben, so heimlich zu handeln, meinen Vater zu betrügen?" Eiskalte Schauer überliefen sie bei dem bloßen Gedanken daran; dann aber kamen wieder andere Stunden, in denen sie fühlte, daß keine Wahl ihr mehr bleibe, daß sie alles thun und wagen müsse, um ihren Gerardo, um das einzige Wesen zu sehen, an dem ihr Leben von nun an unzertrennlich hing.

Die gefürchtete Stunde kam endlich, die dem innern Kampfe des lieblichen Wesens ein Ende machte. Gerardo, von der Amme geleitet, trat in Helena's Zimmer, sie zitterte erbleichend vor Angst und Freude als sie ihn erblickte; er, entzückt, geblendet von der hohen Glorie der reinsten Unschuld, von der hoch über seine Erwartung edlen schönen Gestalt, beugte die Knie ehrfurchtsvoll, als beträte er einen heiligen Tempel. Beide fanden lange keine Worte für das Gefühl ihrer vor Wonne überwallenden Herzen, und ohne die Gegenwart der Amme, wäre die ganze Zusammenkunft vielleicht im vollkommnen Schweigen vorübergegangen. Doch diese wußte ihnen Muth zu machen. Halb hingehauchte Worte, Blicke, die alles sagten, was die Lippen zu stammeln noch nicht wagten, gingen bald in jenes süße trauliche Geschwätz eines jungen, frisch und neu in die Welt eintretenden Liebespaares über, das für dasselbe einen so unendlichen Reiz hat, und dem bloßen Zuhörer so leicht die tödtlichste Langeweile macht. Die kurze Stunde des Glückes, der sie mit so bangem Zagen entgegengegangen war, verstrich der liebenden Helene nur zu schnell, die

Amme mußte den wonnetrunknen Gerardo endlich fast mit Gewalt aus dem Hause treiben, und nur das Versprechen ihm bald wieder Einlaß zu gewähren, konnte ihn bewegen, im letzten Augenblick, in welchem dieses noch mit einiger Sicherheit geschehen konnte, es zu verlassen.

Mehrere heimliche Zusammenkünfte folgten dieser ersten. Im Dunkel der Nacht, wenn alles im Hause schon schlief, und ringsumher kein Lichtstrahl mehr durch Fenster und Läden schimmerte, stand Helene oft an der Seite der treuen Amme auf dem Balkon, und horchte den von der Guitarre begleiteten Liebesklagen des Geliebten, der in seiner kleinen Barke unten auf dem Wasser schwebte; und süßes Liebesgeflüster rauschte durch die heimliche Stille, nur den Liebenden und ihrer Vertrauten vernehmbar. Zuweilen, wenn Gerardo zu bitter über die Entfernung klagte, in der er gehalten wurde, wagte es die Amme auch ihm leise und vorsichtig, in Abwesenheit ihres Gebieters, zu der Heißgeliebten Einlaß zu gestatten. Sie blieb dann, als erngesehener, sie durchaus nicht störender Zeuge ihres unbeschreiblichen Glückes, bei ihren Kindern, denn für sie hatten sie kein Ge-

heimniß zu verbergen. Helena's von Unschuld und Liebe strahlendes Auge zügelte jeden ungestümen Wunsch, wenn ein solcher, in ihrer Gegenwart, in Gerardo's Brust hätte aufsteigen können; aber die Reinheit ihres Wesens ging auch in ihn über, er betete sie an wie eine Heilige, und es war ihm unmöglich, in ihrer beseligenden Nähe nur einem Gedanken Raum zu geben, der dieses schöne holde Wesen hätte herabwürdigen wollen.

Eine unbeschreibliche Veränderung ging indessen mit Helenen vor, die jedem, der sie sah, auffallen mußte, ohne daß sie selbst sich deren bewußt war; die Gewalt der Liebe äußerte sich mächtig und wunderbar an ihr, der göttliche Funke derselben war kaum in ihrem Herzen erwacht, so trat auch ihr eigentliches Wesen, in unaussprechlicher Reinheit und Herrlichkeit, wie eine Blume aus der Knospe hervor. Die seltne Schönheit des sonst so holdseligen Kindes entfaltete sich prachtvoller mit jedem Tage, und riß alle, die sie erblickten, zur höchsten Bewunderung hin, aber mehr noch als diese zeichnete der innere Adel ihres Gemüths, die Anmuth, die jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen begleitete, vor allen schönen



und edlen Bewohnerinnen der Stadt Venedig sie aus. Wie durch ein Wunder war plötzlich ihr Geist gereift, die Richtigkeit ihres Urtheils, die unglaubliche Gewandtheit, mit der sie, ihr bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebene Verhältnisse des wirklichen Lebens, erfaßte und begriff, schienen um so mehr ihren Jahren vorangeeilt zu seyn, je länger sie bis dahin in der fröhlichen Unbefangenheit der Kindheit gehalten worden war. Gerardo kehrte jedes Mal liebevoller und entzückter von ihr zurück, und beide waren mit und durch einander glücklich, wie die Engel im Himmel es sind.

Signor Pietro bemerkte mit wahrhaft hoher Freude, wie seine Helene mit jedem Tage ihrer früh verlornen Mutter ähnlicher wurde, die einst, wenn gleich nur kurze Zeit, sein Leben beglückt hatte; mit liebendem Blicke folgte er der unglaublich schnellen, sowohl physischen als geistigen Entwickelung des geliebten Kindes, und sprach es oft mit Verwunderung gegen die Amme aus, wie Helene nun so plötzlich ein erwachsenes Mädchen geworden sey, und wie er wohl darauf denken müsse, durch eine ihren Ansprüchen angemessene vortheilhafte Heirath, ihr Glück dauernd zu be-

gründen. Die Amme, die leider in Erfahrung gebracht hatte, daß einige neue Vorfälle den alten, zwischen ihm und Paolo bestehenden Groll wieder hervorgerufen, suchte ihm dieses vor der Hand noch klüglich auszureden; sie erinnerte ihn an Helena's große Jugend, ließ ihn bedenken, daß sie das fünfzehnte Jahr noch nicht völlig erreicht habe, erinnerte ihn an seine verstorbene Gemahlin, die in ihrem sechzehnten Jahre das Leben ihres Kindes mit ihrem eignen Leben hatte erkaufen müssen, und er, der ohnehin nicht gern den Liebling seines Herzens so bald von sich entfernen mochte, gab schweigend ihren Vernunftgründen Gehör. Die Amme mochte indessen dem anscheinenden Frieden doch nicht recht trauen; daß Signor Pietro nach keiner Parthie für seine Tochter sich sobald umsehen würde, glaubte sie zwar; aber nicht, daß er eine recht vortheilhafte Heirath ausschlagen möchte, wenn ohne sein Zuthun eine solche ihm für sie angetragen würde, was alle Tage geschehen konnte. Es was ihr unmöglich, ihren Kindern diese ihre Befürchtung nicht mitzutheilen, die um so mehr sie beängstete, da die Sitte ihres Landes den Töchtern, bei der Wahl

ihres Gatten, damals durchaus keine Stimme verstattete; die Heirath wurde oft ganz ohne Vorwissen der Kinder zwischen den beiderseitigen Vätern beschlossen, der Ehekontrakt unterzeichnet, und die so ein ganzes langes Leben hindurch Leid und Freude mit einander theilen sollten, erblickten einander oft zum ersten Mal wenige Stunden vorher, ehe sie die Stufen des Altares Hand in Hand betraten.

Helene hörte, wechselnd zwischen Muth und Sorge und unaussprechlicher Angst, die Amme über diesen Punkt sich auslassen, Gerardo aber gerieth darüber jedes Mal völlig außer sich, schwur, einen solchen Tag nie überleben zu können, gelobte, den Besitz der Geliebten gegen jedermann, sey es wer es sey, mit seinem Blut zu vertheidigen, und nur Helenens Bitten, ihr Lächeln, ihre Versicherungen ewiger Treue, vermochten ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Oft wurde von den in Liebe und Treue Verbündeten überlegt, ob es nicht rathsam sey, die Väter allmählich auf das zwischen ihren Kindern bestehende Verhältniß vorzubereiten; doch dieses war ein Wagstück, zu dem man nur in der äußersten Noth greifen durfte, das sehr leicht fehlschlagen konnte, und obendrein

bei der jetzigen ungünstigen Stimmung derselben durchaus nicht räthlich war. Man beruhigte sich also, wie man in solchen Fällen gewöhnlich thut, mit dem Entschlusse es abzuwarten, und alles blieb beim Alten.

Gerardo's Vater war indessen auch seinerseits, für seines Sohnes ferneres Fortkommen in der Welt nicht gleichgültig oder sorglos. Dieser hatte schon früher ihn angelegentlich gebeten, ihn doch in größere Thätigkeit zu versetzen, ihn auf Reisen zu schicken, damit er die Welt sähe, aber der welterfahrne Signor Paolo hatte, unter dem Bedeuten, daß er für solchen Schritt noch viel zu jung sey, ihn mit seinen Bitten immer wieder zur Ruhe verwiesen. Gerardo hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, sie immer wieder zu erneuern; nur seit etwa Jahr und Tag hatte er gänzlich aufgehört, diesen seinen Lieblingswunsch wieder in Anregung zu bringen, was der Vater ihm, sehr zu seinem Vortheil, hoch anrechnete. Der Junge bekommt Verstand, sagte er zu sich selbst: er fängt an einzusehen, daß der ältere erfahrnere Vater am besten weiß, was zu seinem Besten dient, dafür will ich aber auch auf eine Weise, die er nicht

erwartet, ihn überraschen; denn jetzt ist es freilich Zeit, daß er beginnt sich an die Leitung der Geschäfte zu gewöhnen, und die Welt kennen zu lernen, in der ich doch nicht immer ihm werde zur Seite stehen.

Die Herren des Senats von Venedig hatten seit undenklicher Zeit den Gebrauch gehabt, es durch öffentlichen Ausruf bekannt machen zu lassen, wenn sie Galeeren nach Baruti abzusenden Willens waren, damit jeder, den seine Geschäfte dorthin riefen, sich darunter nach Gefallen ein solches Fahrzeug wählen könne, um es, gegen eine an die Republik zu zahlende Summe nach eignem Willen zu befrachten. Der Zeitpunkt dazu war eben vorhanden, und Paolo benutzte sogleich diese Gelegenheit, um eine solche Galeere für seinen Sohn in Beschlag zu nehmen. Fest überzeugt, diesem dadurch die größte Freude bereitet zu haben, konnte er die Zeit kaum erwarten, um dem geliebten gehorsamen Gerardo das, was er für ihn gethan habe, zu eröffnen.

Der Augenblick kam endlich, Paolo blieb nach aufgehobener Mittagstafel mit seinem Sohne allein, er fing an zuerst weitläuftig über die Nothwen-

digkeit, daß ein junger Mensch die Welt kennen lerne und an nützliche Thätigkeit gewöhnt werde, sich auszulassen, und ging dann zu dem über, was er diesen Morgen gethan, um seinem einzigen geliebten Sohn zur Erreichung solcher unschätzbaren Vortheile den Zugang zu bahnen.

Gerardo saß stumm und starr auf seinem Stuhle, und erwiederte kein Wort: Es ist Freude, vielleicht auch Besorgniß wegen seiner Unerfahrenheit: dachte der Alte, und nahm nach einigem Schweigen wieder das Wort.

„Ich weiß, Du bist vollkommen dazu geeignet das Geschäft, welches ich Dir auftrage, zu meiner Zufriedenheit auszuführen," sprach er: „traue Dir selbst nur etwas zu, lieber Sohn, und bewahre Dich vor Kleinmuth. Die Waaren, die wir nach Baruti senden wollen, kennst Du, so wie auch ihren Preis; Du kennst auch den Werth derer, die Du wieder mit Dir zurückbringen sollst, was hat es also für Noth? Darum gehe muthig hin, Du wirst anders wiederkehren als Du gehst, hoffe ich, denn nichts erweckt den Geist zum Wirken und Leben, wie die Bekanntschaft mit fremden Orten, weit entlegnen Provinzen unseres Vater-

landes, und mit den Sitten anderer Nationen. Du siehst das Beispiel davon in unserer eignen Vaterstadt; wer immer daheim blieb, wird wenig geachtet, diejenigen nur, welche auswärts waren, bald in Osten, bald in Westen sich umsahen, dann mit Kenntnissen bereichert nach Hause kehrten, und nun ihre Geschäfte ordentlich betreiben, werden als erfahrne angesehene Männer von ihren Mitbürgern in Ehren gehalten, und kommen frühzeitig dazu, die bedeutendsten Stellen im Magistrat unserer Republik zu bekleiden."

„Du sprichst noch immer kein Wort?" fing der Alte nach einer langen Pause wieder an, „freut es Dich denn gar nicht, daß ich endlich Deinen lang gehegten Wunsch erfülle, oder thut die Trennung von der Heimath, nun es endlich dazu kommen soll, Dir zu weh? Kindskopf! sie kann ja nur höchstens sechs bis sieben Monate währen, länger dauert ja eine Reise nach Baruti nie, und für eine erste Ausflucht ist das auch genug. Ich habe schon alles Nöthige dazu vorbereitet, und dafür, daß es Dir an nichts von allem fehlen soll, was Du auf der Reise nöthig haben kannst, ist gesorgt; darum, frisch auf, lieber

Sohn, mache Dich fertig, in der nächsten Woche geht die Reise vor sich. Wenn Du wieder heim kommst, wollen wir das Weitere einrichten, wie unser Herrgott es uns eingeben wird; glaube fest, ich bin auf Dein wahres Glück bedacht, darum laß mich nur machen."

Der gute Vater erwartete nun mit Gewißheit, daß sein Sohn fröhlich und dankbar in seine Pläne eingehen werde, doch dieser erwiederte ihm noch keine Silbe. Nur einen Tag in unabreichbarer Ferne von der Geliebten zu leben, schien ihm unmöglich; sein ganzes Innere empörte sich, bei dem bloßen Gedanken daran. „Vater," rief er endlich, „ich weiß nicht, was ich sagen soll, schont meiner, vergebt mir, so wahr ich lebe, ich möchte Euch gern gehorchen, aber es ist mir unmöglich. Ich kann nicht nach Baruti, ich kann nicht fortreisen, ich weiß, es wäre mein Tod. Ich kann nicht übers Meer gehen, die Seereise ist mir unerträglich, ich weiß, sie ist mir schädlich, mein ganzes Innere empört sich dagegen. Mich übers Meer schicken, hieße dem Untergange mich zutreiben, das sagt mir ein untrügliches Gefühl. Ich bitte Euch daher, laßt meine Entschuldigung gelten.

Daß ich Euch nicht gehorchen kann, schmerzt mich mehr, als ich es auszudrücken vermag, aber es darf nicht seyn."

Paolo war über diese ganz unerwartete Antwort seines Sohnes wie versteinert, und nahe daran, ihn für halb wahnsinnig zu halten. Er versuchte bald mit sanften Bitten, bald mit harten zürnenden Worten, ihm zuzureden, ermahnte ihn sich doch zu besinnen, sein Glück nicht von sich zu stoßen, doch alles war und blieb vergebens. Gerardo bestand fest auf seinem Sinn, und zum ersten Mal in ihrem Leben, gingen beide in Zwietracht auseinander; der Vater auf den Rialto, der Sohn aber streifte so lange vor Helenens Wohnung auf und ab, bis er Gelegenheit fand, der Amme ein Zeichen zu geben, daß er die Geliebte noch heute sprechen müsse. Eine dunkle Ahnung von Unheil ergriff die gute Alte, bei diesem seinem wunderlichen Beginnen; der düstere Ausdruck seiner Züge weissagte ihr nichts Gutes, und von innerer Angst getrieben, suchte und fand sie wirklich Mittel und Wege, ihn sobald es dunkel geworden, zu Helene zu führen. Bleich, verworren, mit allen Zeichen eines in sich zerfallenen Gemüthes, be-

gann er sogleich alles was zwischen seinem Vater und ihm heute vorgegangen war, der Geliebten umständlich mitzutheilen. Helene hörte ernst und aufmerksam ihn an, ihr Auge füllte sich mit Thränen, ihr Busen wogte ungestüm, aber sie unterbrach ihn nicht, sondern ließ ihn ausreden bis ans Ende.

„Mein Vater zürnt, er wird vielleicht nie mir vergeben, denn er ist ehrgeizig, und meine Weigerung beschimpft mich in den Augen derer, die auf dem Rialto sich versammeln,“ sprach Gerardo. Sie wissen alle, daß mein Vater mit der Ausführung eines für unser Haus wichtigen Geschäftes, die man so leicht keinem Neuling aufträgt, mich zu ehren meinte, und werden, als einen trägen Feigling, als einen unnützen Müßiggänger, mich verachten; was kümmerts mich! Du bist meine Welt, Helene, ich kann von Dir nicht lassen, komme über mich, was da will, der Zorn des Vaters, der Hohn meiner Freunde und Bekannten; um Deinetwillen ertrage ich selbst das Unerträgliche mit Gelassenheit; freudig sogar, weil ich damit Dir beweisen kann, wie unaussprechlich ich Dich liebe.“

„O! möge die heilige Jungfrau und alle

Heiligen es verhüten, daß Du mir jemals einen solchen Beweis Deiner Liebe geben solltest, mein Gerardo!" rief Helene voll Entsetzen; „wie elend wäre ich, wenn ich keinen andern von Dir erhalten hätte, als diesen! Du thust mir sehr weh', mir ist, als müsse das Herz bei dem Gedanken mir brechen, daß es Dir nur in den Sinn kommen konnte, durch Ungehorsam gegen Deinen Vater, mir jede Hoffnung auf künftiges Glück rauben zu wollen."

Die Stimme brach ihr, sie weinte laut und bitterlich. Vergebens wandte der bis in die tiefste Tiefe seines Gemüthes erschütterte Gerardo alles an, was nur die innigste Liebe ihm eingeben konnte, um sie zu trösten und zu beruhigen.

„Ich Arme, ich Unseligste von allen," klagte sie in ihrem bittern Jammer, „muß ich denn dem Vater meines Geliebten solchen Schmerz, solche Unehre zuziehen, ehe er mich nur kennt? ehe er nur meinen Namen gehört hat? Gerardo, ich beschwöre Dich bei allen Heiligen, denke nur einmal recht ernstlich über das nach, was Du zu thun im Begriffe stehst. Dein Vater soll mich einst lieben, sein Haus, seine Arme mir öffnen,

mich Tochter nennen; kann er das jemals, wenn Du um meinetwillen ihn so schwer beleidigst? Muß er mich nicht von sich stoßen, als ein ihm Unheil bringendes Geschöpf? und hätte er Unrecht, wenn er es thäte? Gerardo," fuhr sie mit feueriger Beredsamkeit fort, „ich will Deine Knie umfassen, Deine Hände mit meinen Thränen benetzen, ich bitte, ich beschwöre Dich, wenn Du mich liebst, wenn ich wirklich glauben soll, daß Du so heiß mich liebst als Du es sagst, versprich mir Deinem Vater zu gehorchen, und die wenigen Monate unsrer Trennung geduldig zu ertragen. O! reise, reise glücklich, Du einzig Geliebter, ich weiß, Du wirst meiner gedenken, so oft ich Deiner gedenke, und wohin Du gehst folgen Dir stündlich meine Gedanken, sie werden über die Trennung uns hinüberhelfen. Ich bin Dein im Leben und im Tode, aber Gott verhüte, daß ich jemals mit meinem Willen es verschulden sollte, daß Du mit Deinem Vater in Unfrieden lebtest."

Gerardo weinte mit ihr, er rang mit männlicher Kraft sein Gefühl zu überwinden, und ihrem Rathe zu folgen, aber es ihm unmöglich. Eine furchtbare Ahnung sagte ihm, daß er sie

entweder nicht mehr unter den Lebenden, oder einem Andern vermählt wiederfinden werde, wenn er jetzt, und auf so viele Monate von ihr ginge. „Der Ruf Deiner seltenen Schönheit durchdringt schon das Dunkel, in das die Sitte unseres Landes sie verhüllt," rief er. „Hunderte werden in kurzem sich herbeidrängen, um die Hand des Wunders von Venedig, der schönen Tochter des reichen angesehenen Pietro, sich zu bewerben, und ich den Du liebst, der ohne Dich nicht leben kann, nicht leben will, ich sollte fern von Dir seyn, während vielleicht der despotische Wille Deines Vaters diese Hand einem Andern verleiht? O! sage mir nicht, daß Du mir treu bleiben willst, was helfen Worte. Du sanfte Taube, Du weiches kindliches Herz, das jetzt schon in Schmerz sich auflösen will, weil ich es wage einem Befehl meines Vaters zu widerstehen, woher nähmst Du den Muth, den Willen des Deinigen nicht zu befolgen, wenn er einen andern Gatten Dir aufdringen will! ich weiß, Du liebst mich, Helene, ich baue fest auf Deine reine Treue, Dein Herz bleibt mein, aber wenn Dein Vater gebietet, wirst Du gehorchen, und elend seyn, weil er es so will. Du wirst

im Gram um den unglücklichen Gefährten Deines Jugendtraums langsam untergehen! Es wird, es muß so kommen, und deshalb kann ich, darf ich Dich nicht verlassen."

Bitten, Thränen, von Seiten Helenens, Ermahnungen von Seiten der Amme, alles war und blieb erfolglos; Gerardo konnte sich nicht entschließen, unter solchen Umständen von der Geliebten zu scheiden.

„Ein Ausweg zeigt sich mir," rief er endlich, durch Helena's Bitten und Thränen auf das Heftigste erschüttert, und gleichsam getrieben, das Aeußerste zu wagen. „Ein Mittel gibt es mich zu bewegen dem Befehl meines Vaters nicht länger zu widerstreben, und dieses Mittel, Helene, liegt in Deiner Hand. Willige ein, mir ein noch heiligeres Recht auf Deine Liebe zu geben, als Dein Herz mir schon gegeben hat, und ich werfe morgen mich meinem Vater reuevoll in die Arme, und erkläre ihm meine Bereitwilligkeit zu gehen, wohin er gebeut."

Helene blickte voll Erstaunen ihn an, ohne zu verstehen, wie er es meine.

„Meine Helene, gib diesem Gemüthe Ruhe,

und es wird fähig seyn auch den schwersten Pflichten sich zu fügen," fuhr Gerardo bittend fort. „Reiche mir die Hand am Altar. Laß uns, für's Erste im Verborgenen, das Verhältniß durch den Segen der Kirche heiligen und unauflöslich machen, das uns beseligt, und ich scheide, zwar nicht ohne Schmerz, aber dennoch getrosten Muthes von Dir. Nur als Dein Gatte kann ich es, nicht weil ich nicht fest auf Deine Treue baue, sondern weil ich weiß, daß dieses sanfte weiche Herz einer festen Stütze bedarf, an die es in Gefahr sich halten kann, um nicht durch Uebermacht überwältigt zu werden."

Helene schauderte im ersten Augenblick vor diesem Vorschlag zurück, doch was vermögen nicht Bitten und Vorstellungen eines innig geliebten Mannes, über ein junges Mädchen-Herz! Mit hinreißender Beredsamkeit stellte Gerardo alle die segensreichen Folgen des Schrittes ihr vor, den er ihr vorzuschlagen wagte. Er malte mit glühenden Farben den Tag ihr aus, an dem er mit Reichthümern, der Frucht seines angestrengten Bemühens, beladen, zu seinem Vater wieder zurückkehren würde, seine jugendliche Phantasie ließ

eine ungewisse Zukunft ihm schon als sichere Gegenwart erscheinen. „Und glaubst Du, Helene, daß mein Vater in einem solchen Augenblick mir eine Bitte wird versagen können? daß er nicht, um seines mit Glück und Ehre gekrönten Sohnes willen, sich willig finden lassen wird, die Hand zu jener Versöhnung zuerst zu bieten, die allein uns noch mangelt, um unser gegenwärtiges Glück dauernd zu begründen? Und Dein Vater, er liebt Dich, er soll auch im Uebrigen, wie ich allgemein höre, ein guter Mann seyn, in dessen Gemüth Zwietracht nicht ewig wurzeln kann; er wird sich erweichen lassen; er wird sein Kind nicht auf immer unglücklich machen wollen; er wird in das einmal Geschehene sich fügen, das nicht mehr sich abändern läßt, und die Hand seines einzigen Kindes nicht aus der des Erben eines Mannes wieder reißen wollen, der an Rang und Ansehen ihm gleich steht, an Reichthum ihn vielleicht noch überwiegt. Helene, Engel des Himmels, holdseligstes, geliebtestes aller Wesen, wir werden glücklich seyn, mein Herz sagt es mir, wir werden es seyn, wenn Du meine heiße Bitte erhörst.“

Auch die, durch Gerardo's Vorstellungen völlig für ihn gewonnene Amme mischte sich jetzt in das Gespräch. Helenens Zweifel wurden besiegt, alle ihre Einwendungen beseitigt, und sie ergab sich endlich; ihr Herz war ja schon längst auf Gerardo's Seite gewesen. Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen; Gerardo kannte Mittel und Wege, jede sich dabei vorfindende Schwierigkeit glücklich zu überwinden. In der thauigen Frühe des folgenden Tages verließ Helene, tief in ihren Schleier verhüllt, an der Seite der Amme das väterliche Haus, um, wie sie oft pflegte, in die Frühmesse zu gehen; in der Vorhalle der Kirche harrte Gerardo ihrer, mit ihm sein Jugendfreund Carlos, eine treue redliche Seele, ihm von Jugend auf mit unabänderlicher Anhänglichkeit innigst ergeben. In einer fernen Seitenkapelle stand ein von Gerardo gewonnener Priester, bereit die heilige Handlung zu vollziehen. Die Amme und Carlos dienten dabei als Zeugen; alles wurde glücklich unter dem undurchdringlichsten Schleier des Geheimnisses vollbracht, und der überselige Gerardo eilte gleich vom Altare weg zu seinem Vater, um diesem seine Reue

über sein gestriges Benehmen, und seinen Entschluß zu gehorchen kund zu thun, während Helene schwankend zwischen Wonne und Schmerz, Hoffnung und Furcht, am Arm der Amme nach Hause wankte.

Wer vermöchte die Wonne, das Entzücken, den Schmerz, das bange Leid der Liebenden während der wenigen Tage zu schildern, die von nun an, bis zu dem des bittern Scheidens ihnen noch vergönnt wurden, und endlich ihr Abschiednehmen, das ängstliche thränenvolle Sichvoneinanderlosreißen, um wieder zum letzten Mal einander in die Arme zu sinken! und wer möchte es lesen, wenn man es wirklich wagen wollte, das Unbeschreibliche zu beschreiben?

Genug, der Tag der Abreise kam; der Wind war günstig; die Schiffer lös'ten die Segel, das Schiff durchschnitt lustig die Fluthen, und Gerardo stand auf dem Verdeck, gelehnt an seinen vertrauten Carlos, der ihm vom Vater, als Aufseher über die Ladung, mitgegeben worden war. Dort stand der Arme, den trüben Blick auf die in der Morgensonne hellleuchtende Kuppel der Markus-Kirche fest geheftet, bis diese nebst der ganzen

schönen lebensreichen Stadt zu einem kleinen Punkt sich ihm zusammenzog, und endlich in die Wogen versank. Helene weinte indessen an der treuen Brust ihrer Amme, und fand von nun an ihren einzigen Trost darin, von ihrem Gerardo zu sprechen, alle die schönen Stunden und Augenblicke sich einzeln wieder hervorzurufen, die sie beglückt hatten, seit sie zum ersten Mal ihn gesehen, bis zu diesen Tagen der Trennung und des bittern Leides.

Doch bekanntlich vermögen weder Kummer noch Freude den raschen Flug der Zeit zu hemmen, sie schreitet gleich eilend über Blumen wie über Dornen dahin, und der trübste Tag wie der heiterste vergeht endlich, und schließt der langen unabsehbaren Reihe seiner Vorgänger sich an. Schon waren sechs Monate verstrichen, seit Gerardo von Helenen schied, und diese fing nun an nicht mehr nach Wochen, sondern nach Tagen die Zeit zu berechnen, die sie noch bis zum seligsten Wiedersehen verleben sollte.

„In vierzehn, höchstens in zwanzig Tagen hab' ich ihn wieder, liebe, liebe Amme, ich kann mir die Wonne kaum denken, so sehr bin ich des

bängsten Sehnens jetzt gewohnt worden," sprach sie, „so freue Dich doch, ich bitte Dich, freue Dich recht laut, recht sichtbarlich, damit ich es sehe. Du hast auch Ursache dazu, gute Mutter, und nicht allein um meinetwillen; mein Gerardo wird Dir manches Schöne mitbringen, was Dein Herz längst gewünscht hat. Ehe er von mir Abschied nahm, hat er mit mir sich darüber berathen; und ich wußte wohl, was Dir die größte Freude machen würde. Er bringt Dir alles, alles mit, ich darf nur nicht vor der Zeit ausschwatzen was; aber Du wirst sehen, Deine Erwartungen sollen weit übertroffen werden.

So sprach die anmuthige schöne junge Frau in ihrer kindlich reinen Freude, und war der Erfüllung ihrer Hoffnungen so gewiß; doch leider dürfen wir armen Erdenkinder den Tag nie vor dem Abende loben, und sey er auch noch so sonnenhell.

Signor Pietro kam eines Tages zu einer ungewohnt frühen Stunde vom Rialto nach Hause, alles an ihm, sein Gang, seine Blicke, der Ton seiner Stimme, indem er seine Tochter und ihre Pflegerin zu sich in sein Zimmer berief, verrie-

then, daß etwas sehr Angenehmes ihm widerfahren seyn müsse. Mit einer Heiterkeit, wie man seit langer Zeit sie nicht an ihm bemerkt hatte, schloß er seine Helene in seine Arme, trat dann einige Schritte von ihr zurück, und betrachtete sie mit wahrhaft väterlichem Entzücken, wie sie so schön, so mit dem vollen Ausdruck eines reinen glücklichen Gemüthes lächelnd vor ihm stand.

„Du mein Goldkind, meine Krone, ja, Du bist die Perle von Venedig, und es wird Zeit, daß ich mein Kleinod einem Hüter anvertraue, der dessen werth ist," sprach er. „Nun, Helene, warum wirst Du roth? Du hast wohl gemeint, ich wäre meiner väterlichen Pflicht, für Dich zu sorgen, nicht eingedenk? Mädchen von sechzehn Jahren, wie Du, pflegt wohl zuweilen die Zeit lang zu werden, bis der Freier kommt; habe ich es getroffen? Nun tröste Dich, meine kleine Helene, er ist da, suche nur Deinen schönsten Schmuck zusammen, morgen kommt er, und in zwei Tagen ist Hochzeit. Frau Theresa, wir werden uns wacker tummeln müssen, ganz Venedig soll noch Monate lang von unserem Hochzeitsfeste zu erzählen haben, denn solch ein Pärchen hat

die Sonne hier lange nicht beschienen, wie meine Helene und den jungen Filippo. Ja, Helene, Signor Filippo, der Sohn des reichsten, angesehensten Mannes in Venedig, wird Dein Gemahl, gestern hat sein Vater für ihn um Dich geworben, heute sind wir einig geworden. Solch eine Parthie! Alle Mädchen in Venedig werden vor Neid über Dein Glück die Gelbsucht bekommen."

Helene stand da, in dumpfer starrer Verzweiflung, als vernähme sie ihr Todesurtheil; alles Blut in ihren Adern drängte dem Herzen sich zu, sie wollte reden, ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Brust versagte ihr den Athem.

„Das arme Kind, wie es erschrocken ist," sagte Pietro, sie halb mitleidig, halb lächelnd betrachtend. „Führt sie auf ihr Zimmer, gute Amme, schnürt sie auf, bringt sie zu Bette, sonst fällt sie uns noch aus lauter jungfräulicher Bescheidenheit hier in Ohnmacht. Tröstet sie ein wenig, macht ihr begreiflich, daß ein Hochzeitstag eben nicht so etwas Entsetzliches sey, aber macht geschwind und kehrt gleich wieder zu mir zurück. Ich habe Euch noch viel zu sagen und

muß wieder ausgehen; ich esse heute Mittag bei Filippo's Vater und werde von dort wohl erst spät nach Hause kommen."

„Siehst Du doch aus, als wär' Dir ein Gespenst erschienen; daß ihr Weiber, alt oder jung, doch nie von einer Hochzeit ruhig reden hören könnt!" rief Pietro, noch immer im heitersten Humor, der Amme entgegen, die bleich, an allen Gliedern bebend, nach einer kleinen Weile wieder zu ihm kam.

„Gnädiger Herr," stotterte sie, „die arme Helene — dieser unerwartete Antrag — diese große Eile."

„Nun, worauf sollten wir denn länger warten," unterbrach Pietro sie. „Ihr habt mich lange mit Eurem Geschwätze hingehalten, gute Amme, sonst wäre schon früher geschehen, was jetzt geschehen soll und wird; denn an Freiern für meine einzige Tochter hat es, Gott sey Dank, mir nicht gemangelt. Kam sogar Einer und wollte meine Meinung von dem Sohn des Signor Paolo sondiren; aber dem hab' ich heimgeleuchtet! der wird nicht zum zweiten Mal kommen. Ich meine Tochter dem Sohn des alten

heimtückischen Ränkeschmiedenden Thoren geben? ehe wollte ich . . . doch ich verschwätze die Zeit, und habe Nöthigeres mit Euch abzumachen."

„Aber diese große Eile! nur Aufschub, das arme Kind ist so erschrocken," sprach die Amme ängstlich.

„Aufschub! warum nicht gar!" rief Pietro heftiger werdend; „der Schrecken junger Bräute ist bekannt, bis jetzt ist noch keine daran gestorben, auch Helene wird sich davon erholen. Soll ich um solcher Alfanzereien willen das Glück meines Kindes, meiner einzigen Erbin, versäumen? Amme," fuhr er mit milderem Ernste fort, „ich schelte Dich nicht, weil Du so lange mich davon abgehalten, Helenen durch eine anständige Heirath zu versorgen, wie es jedes Vaters heiligste Pflicht ist; im Gegentheil, ich danke Dir dafür, denn eine Verbindung wie die, welche sich jetzt ihr bietet, hätte ich auch im Traume kaum für sie zu finden erwartet, obgleich sie der edelsten werth wäre; denn, mit einem Wort, Filippo ist die Krone der Jünglinge von Venedig, wie Helene die der Mädchen. Uebrigens ist es die höchste Zeit, daß ich sie vermähle," fuhr er fort, ohne

auf einige Einwendungen, welche die Amme noch vordringen wollte, zu achten; „sie ist zu schön, dazu über ihre Jahre verständig, als daß sie länger wie ein Kind gehalten werden sollte, und leider ist mein Haus verödet, die Arme hat keine Mutter, unter deren Schutz sie als erwachsene Jungfrau mit Anstand auftreten könnte. Soll ich es am Ende gar noch erleben, daß ihre Schönheit nächtliche Guitarrenspieler unter ihrem Fenster herbeiziehe, und ihre unerfahrne Jugend sie vielleicht in ein heimliches Liebesverständniß verwickelt? Nun, erschrick nur nicht so, gute Alte, ich kenne Deine Treue, ich weiß, unter Deiner Aufsicht ist sie wohlbewahrt, aber auf die Länge kann das so doch nicht fortgehen. Um Jugend und Schönheit zu hüten, müßte man hundert Augen haben wie Argus, der mit alledem sich doch noch am Ende hinter's Licht führen ließ.“

Die Amme wünschte sich in diesem Augenblick zehn Klafter tief unter der Erde; kein einziges armes Wörtchen stand ihr mehr zu Gebot. Signor Pietro gab ihr Geld, Schlüssel und eine Menge Aufträge, wegen des nah bevorstehenden Hochzeitsfestes, versicherte, daß er selbst, bei dem

Gedanken an alles, was er noch persönlich zu demselben zu besorgen habe, nicht mehr wisse, wo ihm der Kopf stehe; befahl ihr, Helenen Muth einzusprechen, wiederholte nochmals, daß nach drei Tagen alles vorbei seyn müsse, damit er nur endlich wieder zur Ruhe käme, daß er nun einmal sein ganzes Herz auf diese Verbindung gestellt habe, weil er überzeugt sey, Helene würde durch dieselbe die beneidenswertheste aller Frauen werden, und verließ dann eilends das Haus.

Helene saß einstweilen da, wie ein zum Tode Verurtheilter, der mit Grauen dem Tage des Gerichts entgegensieht. Was sollte, was konnte sie thun! was mußte nun aus ihr, was aus Gerardo werden! Sie hatte keine Thränen, ihr Auge blickte starr und wild, ihre Pulse stockten, ihre Wangen glühten in Fieberhitze. Ach und die Amme wußte ebenfalls weder Trost noch Rath zu finden.

Die Nacht ging schwer, auf bleiernen Flügeln, unter Klagen und Verzweiflung der Armen vorüber. Der Morgen kam, das Schlachtopfer, auf das köstlichste geschmückt, mußte der ersten Zusammenkunft mit dem bestimmten Bräutigam sich

entgegenführen lassen. Die matten Füße vermochten Helenen kaum zu tragen, bleich, regungslos, mit niedergesenkten Augen, saß sie da, einem Marmorbilde ähnlicher, als einem lebenden Wesen, und konnte in ihrer dumpfen Bewußtlosigkeit nur einzelne, kaum zusammenhängende unvernehmbare Worte hinhauchen, um Filippo's erste Begrüßungen zu erwiedern. Und doch war sie schön, schön wie ein Wunderbild, wie eine Heilige. Der glückliche Bräutigam war entzückt, ihr Schweigen, ihre Todtenblässe, ihre sichtbare Angst, wenn er nur die geringste Bewegung machte, sich ihr zu nähern, waren ihm die augenscheinlichsten Beweise ächt jungfräulicher Schüchternheit, und glühend vor Liebe, berauscht von wonnevoller Erwartung, verließ er das Haus, das er nur am Tage des Hochzeitsfestes wieder betreten sollte.

Der Tag, die ihm folgende Nacht, und dann wieder der Tag, der letzte vor dem Hochzeitsfeste, vergingen der Unglücklichen in immer steigendem Jammer. Signor Pietro sah seine Tochter nicht, seine Geschäfte hielten ihn fast fortwährend außer dem Haüse, und da er ihren Zustand in dem

nämlichen Lichte wie der Bräutigam ansah, so überließ er es der Amme, diesen durch verständiges Zureden zu mildern. Leichter wäre es, in einer mondlosen heitern Winternacht die Sterne des Himmels zu zählen, als alle die verschiedenen Gedanken und Entschlüsse, die während dieser furchtbaren Zeit in Helenens zerstörtem Gemüthe aufgingen, um wieder in sich selbst zu zerstieben. Sie wollte mit Hülfe der Amme aus dem Hause schlüpfen, und zu den Füßen ihres Schwiegervaters, seinen Schutz erflehend, sich werfen; sie wollte ihrem Vater alles bekennen; sie wollte am Altar, im letzten Augenblick erklären, daß sie verheirathet sey. Sie wollte das alles, und noch Vieles mehr, zu Allem fehlte ihr der Muth; denn konnte sie wissen, ob sie nicht durch einen dieser Schritte jede Aussicht ihres Gerardo auf künftiges Glück und die Verzeihung seines Vaters unwiederbringlich zerstöre? Ach warum mußte er gerade in diesen fürchterlichen entscheidenden Stunden fern von ihr seyn! „Du ahnest nicht, Du weißt nicht, Geliebter, meinen unendlichen Jammer! Heitern Muthes, fröhlichen Sinnes stehst Du am Ruder und zählst die Stunden;

Dein helles Auge strebt die Nebel zu durchdringen, die Dir die Ferne verhüllen, Du zählst die klaren krystallnen Wellen, die zu mir Dich tragen, und wenn Du nun kommst! Heiliger Gott! wenn er nun kommt!" kreischte sie laut auf, und zerraufte mit wilder wahnsinniger Geberde ihre Locken. Immer höher stieg das Fieber, das in ihren Adern glühte, immer verworrener wurden ihre Gedanken; einen Arzt zu rufen, durfte die Amme nicht wagen. Helene gerieth ganz außer sich, sobald sie einen solchen Gedanken nur erwähnte.

Und mitten in ihrer Noth tönte aus allen Ecken des Hauses das Geräusch der Zurüstungen zu dem Feste zu ihr hinauf, vor dem alles Blut in ihren Adern erstarrte, wenn sie nur daran dachte. Es war ein Kommen, und Gehen, und Laufen, und Rufen in Signor Pietro's sonst so stillem Hause; alle Augenblicke wurde die Amme abgerufen, um dieses oder jenes anzuordnen, und Helene fuhr bei jedem nahenden Tritte, bei jedem lauteren Worte in wildem Schrecken auf, wie ein scheues, halb zu Tode gejagtes Reh bei'm Schall des Hüfthorns, der die Nähe des Jägers

ihm verkündet, dem es nicht mehr zu entfliehen vermag. Die ganze Nacht trieb ihr rastloser Jammer, ihre unendliche Angst sie in ihrem Zimmer umher, bis alle Kraft von ihr gewichen schien. Ihr Herz pochte gewaltsam in wildem fieberhaftem Toben, ihr Gesicht war todtenbleich, ihre Glieder zu Eiseskälte erstarrt. Ihr Klagen verstummte, ihr Auge glich dem einer Sterbenden, so sank sie endlich an allen Gliedeen wie gelähmt auf ihr Bette hin, und regte sich nicht wieder. Die Amme glaubte, sie sey aus Erschöpfung endlich eingeschlummert, sie saß neben ihr, selbst ein Bild der Verzweiflung, und betete in bänglicher Gedankenlosigkeit ihren Rosenkranz, und rief alle Heiligen um Trost und Beistand an, bis der Tag anbrach, und ihre häuslichen Geschäfte sie zwangen, die Arme, die noch immer regungslos dalag, zu verlassen.

Gerardo hatte indessen seine Geschäfte in Baruti mit rastlosem Eifer und unerhörter Anstrengung betrieben. Auch das Glück war ihm dabei günstig gewesen, es hatte seine treue Bemühung mit seltenem Gelingen gekrönt, und er durfte hoffen die vollkommenste Zufriedenheit seines Va-

ters sich erworben zu haben. Reich beladen mit fast unschätzbaren Reichthümern, die den an sich schon großen Wohlstand seines Hauses bedeutend vermehren mußten, wogte sein Schiff, pfeilschnell vom günstigen Winde getrieben, dem vaterländischen Hafen endlich wieder zu.

Schon neigte die Sonne sich zum Untergange, als das prächtige Venedig vor seinem sehnsuchtsvollen Blick, wie eine Wundererscheinung, langsam aus den Fluthen emporstieg; als das Anker ausgeworfen wurde, war das milde Dämmerlicht des Abends der sternhellen Nacht bereits gewichen, demungeachtet drängten Freunde und Verwandte und viele der angesehensten Bürger der Stadt, die in ihren Gondeln ihm entgegen gefahren waren, sich auf das Verdeck, den glücklich Rückkehrenden willkommen zu heißen; denn es war damals ein alt hergebrachter löblicher Gebrauch in Venedig, lange entfernt gewesene Freunde, besonders nach der ersten Seefahrt, bei der Rückkehr auf diese Weise zu empfangen.

Da stand nun Gerardo, von einem Schwarm junger Leute umgeben, auf dem Verdeck, reichte diesem die Hand, umarmte jenen, nannte einen

Dritten bei Namen, und dankte allen für die Ehre und Freundlichkeit, die sie ihm erwiesen, aber sein Geist war bei Helenen; sein Herz pochte ungeduldig dem nahen Wiedersehen entgegen, und sein Auge suchte sehnsuchtsvoll die Ferne, als wäre es ihm möglich, bis zu der Geliebten zu dringen. Ein dunkelrother Feuerschein am nächtlichen Himmel erregte plötzlich seine Aufmerksamkeit, der Schein breitete zu fast unübersehbarer Länge sich aus, und Gerardo entdeckte jetzt einen langen Zug von mehr als hundert Fackeln, der, wie es ihm schien, sich langsam den Thoren der Stadt zu bewegte. Eine unselige, ihm selbst unerklärliche Ahnung umdüsterte plötzlich sein Gemüth und drang mit stechender Pein ihm in das Herz. „Was ist das?“ rief er bebend, „welches Fest wird denn heute hier gefeiert?“

„Das traurigste von Allen, ein Fest bei dem kein Auge in Venedig trocken geblieben ist. Ach mein Freund, Du bist an keinem glücklichen Tage in die Vaterstadt zurückgekommen,“ erwiederte einer seiner jungen Bekannten; „was Du dort siehst, ist der von Castello zurückkommende Leichenzug des schönsten lieblichsten Mädchens in

Venedig, ja in der Welt! Heute, an ihrem Hochzeitsmorgen, fand man sie todt im Bette; sie sollte dem reichen angesehenen Signor Filippo vermählt werden, und heute Abend trugen ihre Gespielinnen sie nach Castello in das Marmorgrab ihrer Vorfahren, dicht neben der Kirche des Patriarchats. Dort ruht sie nun, die Rose der Welt; was ist unser Leben!"

„Helene!" rief Gerardo fast tonlos.

„Ja, Helene, das einzige Kind des reichen Pietro," war die Antwort; „was helfen alle seine Reichthümer ihm jetzt? kann er das Leben seiner Tochter mit ihnen sich zurück erkaufen? Hast Du sie etwa früher gekannt, Gerardo? ich sah sie heute zum ersten Mal, wie sie mit Blumen bekränzt, bedeckt möchte ich sagen, in ihrem offenen Sarge zu Grabe getragen wurde, und meine Augen haben nie etwas Schöneres gesehen. Was muß dies Wunderbild gewesen seyn als es noch lebte?"

„Wie, woran ist sie gestorben?" fragte der fast nicht minder als Gerardo von Schmerz und Schrecken ergriffene Carlos.

„Man spricht wunderlich davon," erwiederte

der Befragte; „Gram und Angst, sagt man, haben das Herz ihr gebrochen, ihr Widerwille gegen den ihr bestimmten Bräutigam habe sie getödtet. Wer kann das wissen! Filippo ist einer der schönsten liebenswürdigsten jungen Männer in Venedig, reich, von vornehmer Geburt und angenehmen Sitten; sein Schmerz soll gränzenlos seyn. Man fand sie todt und ganz angekleidet in ihrem Bette, als man sie heute früh an ihrem Hochzeitsmorgen wecken wollte; den Jammer des Vaters, der Hausgenossen könnt Ihr Euch denken. Sie hatte die Nacht über viel geweint, wie junge Bräute wohl pflegen, weiter ist nichts davon bekannt worden; Aerzte wurden gerufen; sie erklärten den Lebensfunken für erloschen auf immer, und die, welche heute Abend auf ihrer Hochzeit fröhlich zu seyn gedachten, mußten zur nämlichen Stunde sie auf dem dunkeln Wege zum Grabe geleiten. Ganz Venedig hat ihr nachgeweint, lautes Schluchzen in den Straßen, durch welche der Zug ging, übertönte fast das Geläute der Glocken.“

„Ich danke Dir — ich danke Euch allen, Ihr Herren und Freunde — Gott Geleite Euch —

die Nacht wird sehr dunkel — ich folge Euch bald an's Land," sprach Gerardo, mühsam seine Kräfte zusammennehmend, in kurzen abgebrochenen Sätzen. Die fremden Besuche entfernten sich; Carlos faßte seinen Freund in die Arme, um ihn hinunter in seine Kajüte zu geleiten. Er hatte Mühe ihn von dem Mast des Schiffes loszumachen, welchen Gerardo umfaßt hielt; seine Hände bluteten, so fest hatte er in wilder Verzweiflung sich an demselben angeklammert; die Lippen hatte er sich wund gebissen, um gewaltsam den Schrei des Schmerzes zu unterdrücken, der wie glühendes Feuer in seinem Innern tobte, sein Auge stierte gläsern und thränenlos vor sich hin. Im Dunkel der Nacht hatte Niemand die Zerstörung aller seiner Züge bemerkt, nur Carlos wußte was er litt, und litt mit ihm, dem freundlichen Gefährten seiner Jugend, der ihm nie die Abhängigkeit fühlen ließ, in die Geburt und Armuth ihn versetzt hatten.

„Armer, unglücklicher Freund," sprach Carlos, als er mit ihm allein war. „Guter Gott, wie war das möglich! Mein Gerardo, o blicke nicht so starr vor Dich hin, klage, weine, schütte

all' Deinen Jammer in meinen Busen aus, ich theile ihn mit Dir, mein Herz ist voll Leid um Euch beide. O weine mein Freund, weine um Sie, ich mische meine Thränen mit den Deinen, sie war ihrer werth, wie keine Zweite auf der Welt!"

„Weinen?" erwiederte Gerardo furchtbar kalt, „Glückliche mögen weinen, ich habe keine Thränen. Carlos, Du sagst, Du bist mein Freund, bist Du es wirklich, so beweise es mir in dieser dunklen Stunde, schwöre mir, daß Du es willst."

Carlos that, was sein Freund verlangte. „Wohlan," sprach dieser kurz und abgebrochen, mit dem entsetzlichen Ton an Wahnsinn grenzender Verzweiflung; „geh' hinauf, mache die nöthigen Anstalten zur Bewachung der Galeere, damit Signor Paolo ja nicht seiner Schätze beraubt werde. Lasse die kleine Barke aussetzen, wir beide, Du und ich, wir schiffen noch in dieser Stunde nach Castello, wir beide allein."

„Um aller Heiligen Willen, was willst Du in Castello!" rief Carlos bleich vor Entsetzen.

„Mich umbringen, meinst Du? sey ruhig, das wird nicht nöthig seyn," erwiederte Gerardo.

„Hier sind meine Waffen, bewahre sie, wenn das Dich beruhigen kann. Aber Brecheisen und Hammer, und Fackeln, und was sonst noch nöthig seyn kann, nimm mit, ich kann nicht an alles denken. Jetzt geh' und komme schnell wieder. Geh' ohne Furcht."

„Gerardo! Gerardo! was hast Du vor!" rief Carlos und suchte mit forschendem Blick, in den wie steinern gewordenen Zügen seines Freundes zu lesen, was in seinem Innern vorgehen mochte.

„Was ich vorhabe? Nun! muß ich mein Weib nicht besuchen? Habe ich ihr nicht gelobt gleich in der ersten Stunde meines Hierseyns sie wieder zu sehen? soll ich sie umsonst warten lassen?" antwortete Gerardo noch immer mit furchtbarer Kälte.

„O! zaudere nicht, wenn Du mich liebst!" rief er plötzlich zur wilder Leidenschaftlichkeit übergehend, mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Angst, und ergriff seines Freundes Arm. „Bist Du denn taub geworden? Hörst Du nicht, dort übers Meer her, ihre Stimme mich unaufhörlich rufen! Hörst Du es nicht? Gerardo! Gerardo, eile,

eile, komm', komm' ehe es zu spät wird? Carlos thu' meinen Willen, oder ich stürze mich allein in die Wogen, und schwimme im Dunkel der Nacht zu ihr hinüber. Halte mich nicht, wage nicht mich halten zu wollen, diese innere Angst macht mich zum Riesen; o höre, höre, wie sie ruft, immer lauter, immer lauter und banglicher; horch! horch! Hörst Du denn gar nichts?

Carlos, jetzt selbst von unnennbarem Grauen ergriffen; obgleich er keinen Ton von dem vernahm, was sein Freund zu hören behauptete, eilte auf der Stelle den Willen desselben zu vollziehen. „Wohin soll ich steuern," fragte er, als er und Gerardo in der Barke saßen.

„O frage nicht, was keiner Antwort bedarf! und sey ohne Furcht, ich kenne den Ort. Das Thor, und wäre es von gegossenem Erz, soll uns den Eingang nicht wehren," erwiederte Gerardo, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und versank in düsteres Schweigen. Weder Bitten noch Fragen seines Freundes vermochten ihm eine Silbe abzugewinnen.

Um Mitternacht landeten sie nahe an der Kirche, der Mond verbreitete ein schwaches un-

sicheres Licht, aber die prachtvolle Wohnung der Todten, dieses sprechende Denkmal menschlichen Stolzes und menschlicher Ohnmacht, lag im Schlagschatten der Kirche in tiefem Dunkel und schauerlicher Stille. Das Schloß der Thüre des Grabmals wich sehr leicht dem vereinten Bemühen der Freunde; Leichengeruch, Blumenduft, von Helenens Sarge ausströmend, wehete, beim Eintritte in die Gruft ihnen betäubend entgegen, und vermischte sich mit den Rauchwolken des vor wenigen Stunden hier verbrannten Weihrauchs, die noch das Gewölbe erfüllten. Carlos zog die Thüre hinter ihnen an und wendete eine Blendlaterne, die er mitgebracht hatte. Helenens über und über mit Blumen bedeckter Sarg wurde sichtbar; der Deckel desselben fiel. Gerardo warf nur einen Blick auf die schöne scheinbar im ruhigsten Schlummer daliegende Gestalt; ein lauter Schmerzensschrei entwand sich seiner gequälten Brust, und er sank hoffnungslos über sie hin. Doch nicht lange wurde diese selige Unbewußtheit ihm vergönnt, er kehrte nur zu bald zum Gefühl seines unendlichen Jammers zurück, aber er vermochte doch in laute Klagen ihn ausströmen zu lassen.

Er küßte die kalten Marmorhände, den Mund, dessen Lächeln ihn so oft entzückt hatte, die nun geschlossenen Augen, die einst die Sterne seines Lebens gewesen waren, und überschwemmte sie mit heißen Thränen.

Carlos stand in stiller Theilnahme neben ihm, und dankte Gott als er ihn weinen sah, aber die Zeit verstrich und er fing an zu fürchten, die Nachtpatrouille möchte vorüberkommen und ihrer gewahr werden. Nach einigem Zaudern wagte er es seinen Freund zum Fortgehen anzumahnen.

„Fort? Du willst fort? Gehe mein Carlos, und Gottes Segen über Dich für die Theilnahme, die Du mir bezeigt hast. Gehe und schließe das Thor, ich bleibe. Da draußen, im Sonnenschein gibt es für mich nichts mehr zu thun," erwiederte Gerardo mit grauenvoller Entschlossenheit.

Carlos erbebte; wieder sah er den kalten Grimm der höchsten Verzweiflung aus dem starren Blick seines Freundes ihm entgegen leuchten, und wußte sich keinen Rath. Er wandte alles nur Ersinnliche an, um ihn zum Fortgehen zu bewegen; Bitten, Thränen, vernünftige Vorstellungen, religiöse Gründe; alles umsonst. Gerardo, nur mit

der Todten beschäftigt, achtete nicht auf ihn. Endlich wagte er es ihn vom Sarge fortziehen zu wollen, fühlte aber bald, daß seine Kräfte nicht hinreichten, um die übermenschlichen eines Halbwahnsinnigen zu bezwingen.

„Gerardo! Gerardo! kennst Du mich denn nicht mehr?“ rief Carlos, „O kehre in Dich selbst zurück. Was willst Du Lebender hier unter den Todten? Gott nahm Dir die Geliebte, er wird sie auf ewig Dir wieder vereinen, erwarte nur die Stunde, wie es einem Christen ziemt, und störe nicht länger den heiligen Schlummer Deiner Gattin durch frevelhaftes Beginnen. Man wird kommen, wird hier Dich finden, laute Klagen über Entweihung der Gräber werden die weltliche und geistliche Gerechtigkeit zur Rache aufrufen, und Du mußt doch von ihr gerissen werden, von ihr, deren reiner unbefleckter Name durch Dich noch im Grabe zum Mährchen der Welt werden wird. O komm' mit Deinem Freunde, was willst Du hier? mit Dir nehmen kannst Du sie doch . . .

„Mitnehmen, ja mitnehmen, das ist der Gedanke, den ich suchte ohne ihn finden zu können; mein Kopf ist so wüst! aber Dank Dir für den

guten Rath," rief wildjubelnd Gerardo, „und nun komm' mein einziger Freund, hilf mir, aber ja recht leise, recht sorgsam, sie in die Barke tragen; nein hier bei moderndem Gebein darf ich meine holde Blume nicht lassen, Du hast recht und, o! wie danke ich es Dir!"

Was konnte Carlos thun? er mußte das Gräßlichste befürchten, wenn er es wagte ihm länger zu widerstreben. Die Todte wurde sanft aufgehoben und in die Barke gelegt, Carlos befestigte den Deckel wieder auf dem jetzt leeren Sarge, vernichtete jede Spur ihres Hierseyns, verschloß sorgfältig das Thor des Grabmals, und eilte dann in die Barke zu seinem Freunde. Dieser lag auf dem Boden derselben und hielt die Geliebte enge umfaßt, sein Schmerz war wieder menschlicher geworden; er hatte wieder Thränen.

Noch deckte tiefe Nacht Erde und Meer, aber ein in Osten aufleuchtender hellerer Streif verkündete schon das Nahen der Morgendämmerung. Unschlüssig wie er den Lauf zu lenken habe, saß Carlos am Ruder, und suchte vergebens zu ersinnen, wohin er sich mit seinen wunderbaren Reisegefährten wenden könne. Gerardo schien ihm be-

ruhigter, die kühle Nachtluft hatte die fieberhafte Wallung seines Blutes gemildert, all' sein Thun war gemäßigter geworden; der wilde Wahnsinn des Schmerzes schien ihn verlassen zu haben, und helleres Bewußtseyn an dessen Stelle getreten zu seyn. Carlos meinte es schon wagen zu dürfen, ihm das Nutzlose und Thörichte seines jetzigen Unternehmens vorzustellen, um ihn zu bewegen die geliebte Todte wieder zurück in ihre Ruhestätte zu bringen. Er sprach zu ihm von dem geheimnißreichen Zusammenhange der Geisterwelt mit der unserigen, und wie es nicht gut sey die Todten in ihren Gräbern zu beunruhigen, und wie alle Völker der Erde eine in unserer Natur begründete Scheu davor empfunden, weil Niemand die Bande kennt, die vielleicht den entfesselten Geist, auf längere oder kürzere Zeit, an seine im Grabe abgelegte Hülle noch binden.

Gerardo hörte schweigend ihn an.

„Darf ich, Gerardo, darf ich die Barke wieder nach Castello lenken?“ fragte Carlos zagend. Ein aus tiefster Brust geathmeter Seufzer war die einzige Antwort, die er erhielt, aber Gerardo

ließ es doch ohne Widerspruch geschehen, daß sie den Rückweg wieder antraten.

In tiefem Schweigen hatten sie das Ufer, von dem sie ausgefahren waren, beinahe schon wieder erreicht; Carlos ruderte so schnell als er es nur vermochte, um nicht vom Tage überrascht zu werden, als ein lauter Schrei Gerardo's ihn plötzlich erschreckte; er ließ das Ruder einen Augenblick ruhen, beugte sich vor, um seinem Freund ins Gesicht zu sehen, denn der eben grauende Tag erlaubte ihm schon, die ihm zunächst liegenden Gegenstände deutlicher zu unterscheiden, und sah Gerardo aufrecht neben der Todten sitzen, die er mit einem ganz eignen Ausdruck von Freude und Grauen betrachtete, zugleich aber schien es ihm auch, als ob diese die Finger der einen Hand, wenn gleich fast unmerklich bewege. Carlos sprang auf sie zu, legte die Hand auf ihre Brust, und fühlte nun ganz deutlich wiederkehrende Lebenswärme und leise Herzensschläge. „Sie lebt! sie lebt! sie ist nicht gestorben, o mein Gerardo!" rief er, und umfaßte seinen im Uebergange vom tiefsten Schmerz zum höchsten Entzücken schwankenden Freund, mit starkem Arm.

„Nein, hier gilt kein Zaudern, zurück von der Wohnung des Todes," rief Carlos, und wandte abermals die Barke; „fasse Dich Gerardo, trage die Wonne mit Besonnenheit, damit das Glück uns nicht wieder entfliehe. Lege Dich dicht an Deine Gattin, damit sie vollends erwarme, umfasse sie fest, decke Deinen Mantel über sie, hier ist auch der meine, der schwach auflodernde Lebensfunke könnte in der kühlen Morgenluft leicht wieder erlöschen."

Gerardo, zitternd vor Freude, hielt die ihm nun wieder Geschenkte in seinem Arme, an seiner Brust. Er fühlte ihr Herz immer stärker und stärker sich regen, er gewahrte deutlich, wie die Natur die verirrten Lebensgeister zurück rief. Noch war Helenens Auge geschlossen, noch lag sie bewußtlos da, aber ihre Brust hob sich wieder in schwachen Athemzügen, ihre Pulse fingen wieder an zu schlagen.

„O Gott! Gott! du hast ein Wunder gethan um mich, um sie zu retten, während ich Unseliger an dich, an deiner Allmacht und Gnade verzweifelte! Du sandtest ihre sanfte Stimme aus, mich zu ihrer Hülfe herbei zu rufen, wohl

mir, wohl mir, daß ich den leisen Ruf vernahm, daß ich ihm folgte, daß ich der Stimme in meinem Innern nicht widerstand, die mich antrieb sie der schauerlichen Todtengruft zu entreißen," rief Gerardo in seiner Wonnetrunkenheit, und ein Strom von Freudenthränen erleichterte ihm die beklommene Brust. „Sie lebt, mein Freund; mein Wahnsinn hat sie gerettet, sie wird leben, sie ist mir wiedergegeben, sie ist wieder mein, mein für's ganze Leben," fuhr er mit der unaufhaltsamen Beredtheit eines hochentzückten Gemüthes fort. „Wahrlich, wahrlich, Helene lebt; doch wohin führen wir sie? Was thun wir nun, um sie unter ein ruhiges sicheres Obdach zu bringen?"

„Für's Erste bringe ich Dich mit ihr in mein Haus, Du weißt, es liegt an der äußersten Gränze der Stadt," erwiederte Carlos emsiger rudernd, „halte Dich nur ruhig, damit wir kein Aufsehen erregen, es wird schon lebendiger auf dem Wasser, die Fischer kehren mit ihrem nächtlichen Fange schon heim und bald wird es heller Tag seyn. Decke sie nur sorgsam zu, damit kein Auge unsere köstliche Ladung erblicke. Meine Mutter wohnt bei mir, eine erfahrne verständige Frau

die wird am besten wissen was für die völlige Erholung Deiner Gattin zu thun ist, es soll an der sorgsamsten Pflege ihr nicht fehlen, verlaß Dich auf mich. Was ferner noch zu thun wäre, überlegen wir in einer ruhigern Stunde."

Sie landeten vor Carlos Hause. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, noch herrschte die Morgendämmerung, und Läden und Fenster in der Nachbarschaft waren noch verschlossen, als Carlos ans Ufer sprang. Leise klopfte er an das Fenster der Kammer, wo seine Mutter im untern Stocke schlief. Die Ankunft ihres Sohnes auf der Rhede, die sie noch spät am gestrigen Abend vernommen, hatte ihr ohnehin keinen ruhigen festen Schlaf vergönnt, sie erkannte augenblicklich seine Stimme als er bei ihrem Namen sie rief, zündete mit vor Freude zitternder Hand ihr Licht an, und eilte selbst an die Hausthüre, um sie ihm zu öffnen. Nichts konnte für diesen Augenblick ihm angenehmer seyn, er benützte ihn, um seine Mutter mit wenigen Worten von allem nöthigen zu unterrichten, die einzige Magd des Hauses, die inzwischen auch herbeikam, wurde unter einem leicht gefundenen Vorwande ausgeschickt, und

Gerardo trug mit Hülfe seines Freundes die noch immer bewußtlose Helene, von keinem neugierigen Auge in der Nachbarschaft gesehen, aus der Barke in das Haus. Ein Bett war schnell für sie bereit, Feuer wurde angemacht, Tücher wurden gewärmt; die gute Alte, die an den Krankenbetten ihrer Freunde und Verwandte sich tausendfache Erfahrungen gesammelt hatte, wußte die zweckmäßigsten Mittel anzuwenden, um die eben dem Grabe Entrissene völlig wieder zum Leben zu bringen, und ihr Bemühen gelang. Helene fing nach einiger Zeit an, mit zitternder Lippe einige unvernehmbare Worte leise zu stammeln, Gerardo sah die lieben holden Augen sich wieder öffnen, die er auf immer geschlossen gewähnt hatte, sie erkannte ihn, die süßen Lippen, an denen sein Leben hing, nannten seinen Namen; ach keine Sprache vermag nur den tausendsten Theil der Seligkeit auszudrücken, die seine Brust in diesem Augenblick überschwänglich erfüllte.

Helene war Anfangs noch wie von einem Traume befangen, aber der Traum war schön, sie sah sich in den Armen des Geliebten, und ließ ihn sich gern gefallen. Ihr Bewußtseyn kehrte

allmählich immer heller und heller zurück, sie sah sich um und erkannte keine ihrer gewohnten Umgebungen, nur Gerardo allein war ihr bekannt, alles andere ihr fremd, das Zimmer, das Bette, die mütterliche Frau, die sich so liebevoll um sie bemühte, der junge Mann, der mit freudigem und doch ehrfurchtsvollem Blicke sie betrachtete, und den früher bei ihrer Trauung gesehen zu haben sie sich nicht mehr erinnerte. Sie fragte ängstlich nach ihrem Vater, nach ihrer Amme, und ihre Unruhe stieg endlich zu einem solchen Grade, daß es nöthig wurde, ihr zu entdecken, was mit ihr vorgegangen und wie sie in dieses Haus gekommen sey.

Grausen, Entsetzen, Freude und banges Zagen, überwältigten beinahe Helenens kaum wieder belebten Sinne, als sie den Bericht von ihrem Begräbniß und ihrer wunderbaren Errettung vernahm, der ihr indessen mit großer Schonung abgestattet wurde. „Heilige Jungfrau,“ rief sie, „zu dir habe ich in meiner mehr als Todesangst gebetet, und du hast gnädig mich erhört! O mein Gerardo, Dich hat die göttliche Mutter der Gnaden gesendet, um mich aus der Nacht des Grabes zu

erlösen! das Blut in meinen Adern möchte mir von Neuem erstarren, wenn ich bedenke, welch grauses Geschick das meine, jetzt in dieser nämlichen Stunde des höchsten Glückes seyn könnte, wenn Du nicht gekommen wärst, wenn ich nun erwacht wäre, allein in der finstern Gruft meiner Vorfahren! Aber ich lebe, und lebe Dir, mein Gerardo."

Gerardo's Gegenwart, seine Liebkosungen, der Ausdruck der innigsten Liebe in seinen Worten und Zügen, zerstreuten bald jede Spur von Angst und Bangen aus Helenens Gemüth; sie fühlte sich zwar noch matt, aber durchaus nicht unwohl, und fing nun von selbst an, auch von dem, was sie gelitten, zu erzählen. „Nie," sprach sie: „nie werde ich die letzte entsetzliche Nacht, die ich in meines Vaters Hause verlebt habe, vergessen, und wenn ich die äußerste Gränze des menschlichen Lebens erreichen sollte. Ein trostloseres, hülfloseres, verlaßneres Wesen, als Deine Helene damals war, hat die Erde wohl niemals getragen. Sterben wäre mir in jenen finstern Stunden die größte Wohlthat gewesen, und nie hat wohl Einer

zu Gott inbrünstiger um Leben gefleht, als ich um den Tod! Die Amme redete mir zu, bis ich nicht mehr vermochte sie zu hören, ich war auf mein Bett hingesunken, und ihre Worte hallten wie ein dumpfes fernes Geräusch um meine betäubten Sinne. Nur daß sie endlich mich verlassen, und daß ich nun ganz allein in meinem Zimmer sey, merkte ich. Laß mich sterben, laß mich sterben, heilige Jungfrau, nimm mich zu dir! betete ich innerlich und unaufhörlich, und hatte keine andere Worte für das heiße Gebet der gränzenlosesten Verzweiflung. Wunderliche, entsetzliche Gedanken stiegen gleich Gespenstern in mir auf; ich wollte endlich selbst mein Ende herbeiführen, Gift hatte ich nicht, mich erwürgen oder mit einem Eisen mich tödten, war mir doch zu grausenvoll, so wickelte ich mich fest in meine Kleider, verhüllte mein Gesicht in meine Kissen; vergieb und laß mich sterben! laß mich sterben! dachte ich in einem fort, da kam es plötzlich über mich mit Eiseskälte, als ob das Meer alle seine Fluthen über mich herstürze, betäubend umras'te mich das furchtbare Sausen und Brausen, mir vergingen Sinne und Bewußtseyn, was ferner ge-

schah, weiß ich nicht, bis ich hier zum seligsten Leben erwachte."

Carlos, sobald er Helenen wieder völlig zu sich selbst gekommen sah, war zurück auf die Galeere geeilt, wohin Pflicht und Geschäfte ihn riefen, Gerardo aber legte einige Stunden später der Mutter desselben die Sorge für das hochgeliebte Wesen, das er ihrer Obhut überließ, auf das eindringlichste an das Herz, trennte, unter tausend Versicherungen, so bald als möglich wieder zu ihr zurückkehren zu wollen, sich von Helenen, und ging dann mit widerstrebendem Gemüth zu seinem Vater, um diesem von dem Erfolg seiner Reise Rechenschaft abzulegen.

Der Empfang, der ihm von demselben ward, übertraf alle seine Erwartungen, und erneute das Gefühl kindlicher Liebe und Anhänglichkeit in seinem Gemüthe. Der alte Herr lobte und segnete seinen Sohn, nannte ihn die Freude, die Stütze, den Stolz seiner alten Tage, versicherte ihn, daß die Sorge für sein Glück jetzt die seinem Herzen zunächstliegende sey und immer seyn werde, und betrug sich im Ganzen so freundlich und gütig gegen ihn, daß dieser es sogar ohne Murren

ertrug, den ganzen Tag durch das Einbringen der Waaren von der Galeere, und tausend darauf Bezug habende Geschäfte, von Helenen entfernt gehalten zu werden. Erst am späten Abend, als sein Vater endlich zu Bette gegangen und das ganze Haus in Ruhe war, konnte es ihm gelingen, sich zu dem kleinen Häuschen am äußersten Ende der Stadt hinzuschleichen, unter dessen bescheidnem Dach die Geliebte jetzt wohnte.

Er fand sie, unter der treuen Pflege der Mutter seines Freundes, fast völlig wieder hergestellt; heiter und blühend wie der Frühling, glücklich wie eine Selige des Himmels, lächelte sie bei seinem Eintritte ihm entgegen, und er sank zu ihren Füßen hin, wie am Altare einer Heiligen. Freudenthränen überströmten sein Gesicht, erst jetzt war er fähig, den ganzen Umfang seines Glückes deutlich zu fühlen, und mit der frommen Helene Herz und Hände dankend zu dem zu erheben, dessen Weisheit und Allmacht durch Nacht und Dunkel, aus dem tiefsten Abgrunde der Verzweiflung und des Elends, beide so wunderbar errettet hatte.

Carlos kam später hinzu, und die Freunde

überlegten mit einander, was nun ferner zu thun sey, um für Gerardo's junge Gemahlin einen bequemen und anständigen Aufenthalt auszumitteln, wo sie in Ruhe und tiefer Verborgenheit verweilen könne, bis Gerardo einen günstigen Augenblick fände, seine Verbindung mit ihr, beiden Vätern zu gestehen, und ihren Segen sich zu erflehen. Das kleine Haus, wo sie jetzt sich befand, war weder ein schicklicher noch bequemer Aufenthalt für eine junge Dame ihrer Art, auch konnte sie in demselben nicht bleiben, ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen, die meistens zu den niedern Klassen gehörten, welche überall durch Geschwätzigkeit und Neubegier sich auszeichnen. Nach langem Ueberlegen wurde endlich beschlossen, daß Gerardo seiner Schwester und ihrem Gatten sein Geheimniß entdecken solle, um nicht allein ihren Rath, sondern auch ihre Hülfe sich von ihnen zu erbitten, indem Helene doch nirgends ehrenvoller und sicherer aufgehoben seyn könne, als bei den nächsten Verwandten ihres Gemahls.

Gerardo eilte mit dem frühsten Morgen zu seiner Schwester, um in einer geheimen Unterredung die Geschichte seiner Liebe, von ihrem

ersten Anfange an bis zu diesem Augenblick, in welchem er des Beistandes bedurfte, ihr zu entdecken. Die gute Frau glaubte ein Mährchen zu hören, dem sie aber doch Glauben schenken mußte, denn sie kannte ihren Bruder zu gut, und liebte ihn zu zärtlich, um ihm Unwahrheit zutrauen zu können. Ihr Gatte wurde herbeigerufen, um seinen Rath zu vernehmen. Lionardo, als ein kluger, guter und verständiger Mann, der die Eigenheiten seines Schwiegervaters genau kannte, rieth für's Erste, demselben alles zu verschweigen, und wo möglich Helenens Vater zuvor sich zu entdecken, ehe man es wagte, die ohne seine Bewilligung eingegangene Verbindung seines Sohnes ihm zu bekennen. Daß Signor Pietro über die Freude, seine schmerzlich beweinte Tochter wieder lebend in die Arme zu schließen, jede Eingriffe in seine väterliche Rechte gern vergessen und vergeben würde, davon war man fest überzeugt, so wie auch, daß er alles anwenden werde, um den Vater seines Schwiegersohnes zu gewinnen und sich mit ihm zu versöhnen; aber der gute Signor Pietro war nicht daheim, er hatte den Anblick seines ganz verödeten Hauses nicht ertragen können,

hatte seine Geschäfte einem treuen Gehülfen überlassen und nach Neapel sich eingeschifft, um nur von dem Schauplatz seines Jammers recht fern zu seyn; das Schiff, auf welchem er sich befand, war schon in vergangener Nacht unter Segel gegangen.

Indessen wurden alle Anstalten getroffen, um Helenen in Lionardo's Hause einen verborgnen und sichern Aufenthalt zu verschaffen, und sobald der Abend dunkelte, bestiegen er, seine Frau und Gerardo eine Gondel, um ihren lieben Gast abzuholen. Helene konnte nicht ohne Thränen des innigsten Dankes von der guten Frau sich trennen, die so thätig sich um sie verdient gemacht hatte, sie hing an ihrem Halse, wie ein Kind, das von der Mutter auf längere Zeit Abschied nimmt, versprach, sie sobald als möglich zu besuchen, versicherte, daß sie nie vergessen könne, was sie ihr alles verdanke, und folgte dann wohin man sie führen wollte. Gerardo's Geschwister sahen mit Erstaunen das junge Wesen, das mit der Einfachheit und Güte eines Kindes eine ungewöhnliche Reife des Verstandes verband; Helenens Schönheit bezauberte sie nicht minder als die un-

gesuchte Anmuth ihres Betragens, sie priesen ihren Bruder dreimal selig, der dieses Kleinod sich zu gewinnen gewußt hatte, und nahmen sich fest vor, alles anzuwenden, um, mit Bewilligung dessen, von dem sein Schicksal abhing, es ihm zu erhalten.

Zum ersten Mal in ihrem Leben, wenn man den kurzen Aufenthalt bei Carlos Mutter ausnimmt, sah Helene sich unter einem andern Dache, als dem von ihres Vaters Hause, von allem getrennt, womit seit ihrer Geburt, sie durch Gewohnheit so innig sich verzweigt hatte, wie der zarte Sprößling des Epheus mit dem ihn stützenden Baumstamm. Ihr schwindelte, wenn sie die völlige Umwandlung ihrer Existenz betrachtete, welche der kurze Zeitraum von kaum sechs Tagen bewirkt hatte; ihr Herz schwamm in Thränen, wenn sie ihres um sie tief bekümmerten Vaters gedachte, der fern von seinem Hause, von seiner geliebten Vaterstadt, in einem zerbrechlichen Schiffe dem Sturm und den Wellen Preis gegeben, um sein geliebtes, jetzt so glückliches Kind trostlos weinte. Auch ihrer treuen Amme tiefer Gram um sie bekümmerte sie schmerzlich, sie hatte erfahren, daß die gute Alte noch im Hause Pietro's

weile, und traurig einher schleiche. Aengstlich war sie dem Gerardo, der ihr ein paarmal begegnete, ausgewichen. Helene hätte sie gern getröstet, aber die Bitte, sie zu sich rufen lassen zu dürfen, war die einzige die ihr versagt wurde, weil Gerardo und seine Geschwister der Diskretion der guten Donna Theresa ein Geheimniß nicht anvertrauen mochten, dessen sorgfältige Bewahrung ihnen zur Zeit noch von der äußersten Wichtigkeit schien.

Alles dieses trübte Helenens Gemüth wenn sie allein war, doch dieses war nur selten der Fall; Maria, Gerardo's Schwester, brachte jede freie Stunde bei ihr zu, Lionardo strebte seiner Seits auch, die tiefe Einsamkeit, in der sie leben mußte, durch seinen frohen Humor, und den schönsten Hoffnungen auf eine nahe beglückende Zukunft zu erheitern, und Abends, sobald er aus seines Vaters Haus sich fortschleichen konnte, kam ihr Gerardo, und Liebe und Freude und süßes Vergessen alles Betrübenden kamen mit ihm.

So vergingen mehrere Tage, in denen alle drei mit Ungeduld die Zeit abwarteten, in der Carlos Muße und Ruhe gewinnen sollte, um nach

Neapel zu gehen, dort Helenens Vater so behutsam als möglich von der Rettung seiner Tochter, und allem was sie und ihren Gatten betraf, zu unterrichten, und zugleich für beide Verzeihung alles Vergangnen auszuwirken. Der Auftrag schien eben nicht schwer auszuführen, aber eine Reise von Venedig nach Neapel, war in jener Zeit nicht so schnell zurückzulegen als in unsern Tagen; ein Brief, wenn er nicht durch einen eignen Boten abgeschickt wurde, konnte verloren gehen oder in unrechte Hände fallen, denn von einem regelmäßigen Gange der Posten war noch gar nicht die Rede, und Signor Paolo war seit der letzten glücklich vollbrachten Reise nach Baruti so sehr von Carlos Treue und Geschicklichkeit überzeugt, daß an Urlaub für ihn, vor Abschluß aller auf dieselbe Bezug habenden Geschäfte, ebenfalls nicht zu denken war.

Ein alter geschäftiger Diener bemerkte indessen, daß der junge Gerardo sich einige Mal mit sinkender Nacht fortschlich und erst am andern Morgen wiederkehrte, er beobachtete ihn nun genauer, und richtig, der junge Herr brachte keine einzige Nacht mehr im väterlichen Hause zu. Das war

dem guten Alten doch zu arg; einzelne kleine Abweichungen vom rechten Pfade hätte er dem Sohn des Hauses allenfalls noch hingehen lassen, und dabei ein Auge zugedrückt, denn Jugend hat nicht Tugend, das wußte er lange, aber bei so bewandten Umständen hielt er es denn doch für Pflicht, seinen Gebieter von dem Betragen seines Sohnes zu unterrichten. Paolo fuhr bei dieser Nachricht gewaltig auf: „darum also,“ rief er, „darum will der naseweise Fant mich niemals verstehen, so oft ich auch darauf anspiele, daß ich ihn verheirathen möchte, um doch ehe ich ins Grab muß, der Fortdauer meines Hauses mich zu versichern; das also hat er im Auslande gelernt, lieber in schlechte Verbindungen mit Geschöpfen sich einzulassen, die um Vermögen, Gesundheit und Ehre ihn bringen, statt seinem alten Vater noch vor seinem Ende die Freude zu machen, Enkelchen, die seinen Namen tragen, auf seinen Knieen wiegen zu können! Warte, junger Herr, das soll Dir gut bekommen, wir wollen Dich schon zur Vernunft bringen, es mag biegen oder brechen.“

Gerardo kam zur gewohnten Stunde von

Helenen nach Hause, wurde, ganz gegen die sonstige Gewohnheit, sogleich zu seinem Vater beschieden, und wunderte sich nicht wenig, als er diesen gleich einem grimmigen Löwen, mit wahrer Richtergeberde in seinem Armsessel thronen sah.

„Gerardo," sprach der Alte mit erzwungener Gelassenheit und der heiseren gedämpften Stimme unterdrückten Zorns, „tritt hieher, ich habe mit Dir zu reden, und es wird gleich abgethan seyn, denn ich verlange von Dir nichts als ein Ja oder ein Nein, ohne weitere Redensarten. Ich frage Dich nur, ob Du Deine jetzigen nichtswürdigen Ausschweifungen aufgeben und heirathen willst, oder nicht? Willst Du heirathen, so lasse ich Dir freie Wahl, nur versteht sich dabei von selbst, daß Du eine anständige Wahl triffst, die unsern alten Namen nicht beschimpft, und diese Deine Wahl muß binnen Heute und acht Tagen getroffen seyn. Willst Du aber nicht heirathen, oder wenigstens nicht sobald, so sprich es nur frei aus, mein Sohn, damit ich dann auch in Ausübung bringen kann, was ich zu thun fest entschlossen bin. Heirathest Du nicht, so nehme ich noch heute Deiner Schwester ältesten Sohn an Kindesstatt an, und

zwar gerichtlich, so daß es sich nicht wieder umstoßen läßt, das schwöre ich Dir beim Evangelium des heiligen Markus, unseres Schutzpatrons. Dich aber enterbe ich, stoße Dich aus dem Hause, und Du erhältst dereinst von meinem Vermögen keinen Deut; darauf kannst Du mit Sicherheit rechnen. Und nun antworte mir, und kurz, ohne viele Worte zu machen, die doch nur überflüssig wären."

Helene saß indessen im Zimmer der Schwester Gerardo's, die jetzt mit herzlicher Liebe auch die Ihrige geworden war. Maria sah zum Fenster hinaus, während Helene, nach ihrer alten Gewohnheit, mit einer künstlichen Stickerei sich eifrig beschäftigte.

„Heilige Jungfrau, steh' uns bei!" rief Maria, „was kann das bedeuten, da eilt mein Vater mit großen Schritten zu Fuße auf unser Haus zu, und sieht grimmiger aus, als ich in meinem Leben ihn gesehen, und mein Bruder hinter ihm drein. Bleich, wie der Tod, vermag er kaum mit ihm Schritt zu halten. Was kann das bedeuten? O wäre Lionardo doch zu Hause!"

„Wir wollen das schöne Gespenst doch in Augenschein nehmen, den wunderbaren Vampyr,

der an meiner Ehre und an meinem Leben saugt,“ sprach an der Thüre der Alte zu seinem Sohne, der vergebens um Schonung ihn anflehete, und hob den Fuß um über Lionardo's Schwelle zu schreiten; aber zwei weiche weiße Arme umschlangen seine Knie und hemmten seinen Schritt; vor ihm am Boden lag Helene, mit strömenden Augen, und ihre süße Stimme, mehr noch ihre Blicke, flehten um Vergebung ihrer Schuld, und alle des Kummers und Verdrusses, den sie ihm verursacht habe, ehe er sie selbst noch gesehen. Ein inneres Gefühl, dem sie blindlings folgte, hatte sie angetrieben dem Mann, von dem ihr ganzes Schicksal abhing, entgegen zu eilen, so bald sie sein Nahen vernahm, und dieses Gefühl hatte sie nicht irre geleitet.

Der Alte, so wie er sie recht ins Auge gefaßt hatte, fuhr erschrocken zurück; Gerardo griff ihn in seine Arme auf, ihn zu unterstützen, damit er nicht umsinke, während er vor Verwunderung wie erstarrt die schöne Gestalt, die noch immer vor ihm auf den Knieen lag und kindlich bittend zu ihm aufsah, betrachtete, ohne ein Wort aufbringen zu können. Der strenge Ausdruck seiner

Züge milderte sich, je länger sein Blick auf ihr verweilte. „Nein, beim heiligen Evangelisten Markus, das ist kein Gespenst, auch kein Betrug, glaube ich," rief er endlich, „es ist wirklich Helene, es ist Pietro's Tochter, ganz dieselbe, wie ich vor wenigen Tagen sie zu Grabe tragen sah! Hast Du denn wahr gesprochen, Gerardo. Hat Gott wirklich ein Wunder gethan! sie durch Dich dem Grabe entrissen, um sie mir zur Tochter zu geben; nun so komm' denn in meine Arme, mein Kind; bist Du wirklich die Tochter des Pietro, und ich meine Du bist es, bist Du wirklich die Begrabene, die heiß Beweinte, die Wiedererstandene, so bist Du auch meine Tochter und mir als solche herzlich willkommen. Denn wie könnten schwache Menschen scheiden wollen, was der Herr des Himmels und der Erde, nach seiner Weisheit, durch ein augenscheinliches Wunder vereinte," setzte er hinzu, indem er der noch immer vor ihm knieenden Helene aufstehen half, sie liebevoll in seine Arme schloß, und dann ihre Hand in die seines Sohnes legte.

Paolo blieb, ganz gegen seine Gewohnheit, bis spät in die Nacht hinein bei seinen Kindern;

glücklich, heiter, freundlich, wie sie fast nie zuvor ihn gesehen. Helenens Schönheit und Anmuth wirkte wie ein Zauber auf ihn; er wurde nicht müde sie zu betrachten, sie mußte ihm den ganzen Hergang ihrer Liebesgeschichte mit seinem Sohne erzählen, und ihm liefen vor herzlichem Lachen die hellen Thränen über die Wangen, als sie des Spieles erwähnte, das sie in ihrer Unschuld mit ihrem Gerardo zu spielen gemeint hatte.

Aber sein Gefühl wurde ernster, als Gerardo nun das Wort nahm und dem Vater vorstellte, wie Helene in eine heimliche Heirath mit widerstrebendem Gemüth eingewilligt habe, einzig nur um ihn selbst zur kindlichen Pflicht des Gehorsams zurückzubringen; und als Helene ihm nun schilderte, mit wie bittern Qualen, mit welcher bis zum scheinbaren Tode sie bringenden Herzensangst sie die einzige Abweichung vom Wege der Pflicht und des Rechts abgebüßt habe, die sie sich jemals erlaubt hatte, da hielt der hochbewegte Alte sich nicht länger, und Thränen der Rührung glänzten in seinen Augen, indem er Helenen in seine Arme nahm und sie mit väterlichen Liebkosungen überhäufte.

„Der Wind hätte nur umspringen und Gerardo's Ankunft um einige, was sage ich, um einen einzigen Tag nur hätte er sie verzögern dürfen, und was wäre aus Dir geworden, Du armes Herz! Du liebes, schönes Kind Du! welch grausenhaftes Schicksal stand Dir bevor!“ rief er. „Aber Gottes Wege sind wunderbar, und alles Leid ist nun vorüber. Du bist von nun an die Krone meines Hauses, die Freude meines Herzens, der Trost meiner alten Augen, und morgen schon soll Carlos nach Neapel zu Deinem Vater; das ist für jetzt das nothwendigste Geschäft, das wir zu besorgen haben; mit dem Uebrigen wollen wir hier schon ohne ihn fertig werden, meinst Du nicht Gerardo? Und meine neue schöne Tochter darf auch nicht länger hier im Verborgenen wie eine Verbannte leben, frei und öffentlich will ich sie in mein Haus führen und als meine Tochter anerkennen, und das Uebermorgen schon. Unser Kirchspiel feiert denn das Kirchweihfest mit ungewohnter Pracht, und der Einzug der Braut meines Sohnes in das väterliche Haus soll dieses Fest noch verherrlichen.“

„Aber, verehrter Herr Vater, wäre es nicht

besser, wir warteten Signor Pietro's Ankunft erst ab," wandte Lionardo bescheiden ein, „er könnte es vielleicht übelnehmen, daß . . ."

„Uebelnehmen? das möchte ich sehen!" fiel Paolo heftig auffahrend ein, und der alte Groll stieg wieder in seinen umdunkelten Zügen auf.

„So meinte ich es nicht, lieber Vater," sprach Lionardo, schnell wieder einlenkend, „aber Helene gilt nun einmal für gestorben, und Pietro's Gegenwart wäre bei den Formalitäten doch vielleicht unentbehrlich, die ihre Wiedererkennung und Einsetzung in alle ihre ehemaligen Rechte nothwendig macht."

„Darin hast Du vielleicht Recht," erwiederte Paolo, „aber was thut das? wir verschweigen einstweilen ihren Namen, und ich führe sie als eine Fremde, als eine Ausländerin in mein Haus, die Gerardo während seiner Reise kennen und lieben lernte. Und wir sagen damit keine Lüge, denn ist sie nicht aus einem fernen dunkeln Lande zu uns gekommen? aus welchem selten Gäste erscheinen, am wenigsten solche."

Kein ferneres Einreden half; Signor Paolo ließ von seinem einmal ausgesprochnen Vorsatz



sich nicht abbringen. Während alle Bewohner seines Kirchspiels sich bemühten Häuser und Straßen, wie es noch jetzt bei solchen Festen üblich ist, mit jungen Bäumen, mit Kränzen und reichen Teppichen zu dem hohen Kirchfeste auf das Glänzendste zu schmücken, ließ er auch in seinem Hause alle nur ersinnlichen Anstalten zu einem reichen Gastmähle treffen, zu welchem er die Vornehmsten der Stadt und alle seine Bekannte einlud. Helene, reich geschmückt, strahlend von Perlen und Diamanten, von Lionardo und seiner Gattin begleitet, wurde zuerst in die festlich verzierte von Weihrauch dampfende Kirche geführt, um dem feierlichen Hochamte beizuwohnen; die Kirche war gedrängt voll, ihre glänzende Erscheinung zog aller Augen an; daß sie die aus der Fremde gebrachte Braut des jungen Gerardo, des Sohnes des reichen Paolo sey, wurde bald kundbar; und, wie schön ist sie! und wie ähnlich der jungen Braut, die wir in voriger Woche begraben sahen, lief flüsternd durch die Menge hin, deren Andacht noch nicht im Stande war, sie gegen äußere Gegenstände ganz gleichgültig zu stimmen. Helene hörte es wohl, und schlug heiß

erröthend, von tausend Gefühlen bestürmt, die Augen nieder.

Nach beendeter Messe stürmte alles hinaus, um den prachtvollen Gondelzug zu sehen, der die junge Braut nebst ihren Bräutigam und ihren Verwandten in das Haus ihres Schwiegervaters bringen sollte, und wahrlich der Anblick verlohnte der Mühe. Der Himmel glänzte so blau, das Wasser so silbern, die bunten Teppiche, welche von Balkonen und Fenstern herabhingen, dazwischen die schönen geschmückten Frauen, die neugierig auf die Menge herabsahen, die dichten Reihen der Zuschauer längst dem Fußpfade vor den Häusern, die mit verschwenderischer Hand rings umher vertheilten Blumen und Kränze, die zahllosen Barken und Gondeln, die seitwärts in Reihen sich bildeten, um dem Brautzuge Raum zu lassen; alles dieses zusammen gab ein Bild allgemeiner festlicher Freude, das zwar vielleicht an Pracht hinter der weltberühmten Fahrt des Doge von Venedig am Himmelsfahrtstage zurückstehen mochte, aber gewiß nicht an Schönheit und heiterer Lebenslust.

„Jetzt kommt sie! Heilige Mutter Gottes,

wie schön sie ist! aber ist es nicht ganz Pietro's verstorbene Tochter, ganz so wie sie leibte und lebte?" flüsterten die Zuschauer unter einander, indem Helene am Arm des stolz um sich her blickenden Vaters und ihres Gerardo aus der Kirche trat. Erröthend in anmuthiger Verlegenheit bestieg sie die mit Blumen und buntflatternden Wimpeln geschmückte Gondel, in der man sie in ihrem Brautschmuck von allen Seiten sehen konnte, und nahm auf Kissen von Goldstoff den ihr neben ihrem Führer bestimmten Platz ein. Gerardo mit einigen Freunden fuhr dicht hinter ihr in einer ähnlichen Gondel, und diese reihte ein langer Zug anderer Gondeln sich an, gefüllt mit edlen reichgeschmückten Gästen. Die vielen bunten Wimpeln und Flaggen flatterten gar lustig im Sonnenschein, die schöngeputzten Gondeliere mischten ihren Jubelgesang in die Töne der Musikchöre, welche dem Zuge voranfuhren und ihn beschlossen, und das Volk am Ufer rief dem schönen Paare ein fröhliches Lebehoch! nach, während es langsam feierlich auf den Fluthen vorüberglitt.

Der Zug führte an Pietro's Palaste vorüber;

tausend schöne und schmerzliche Erinnerungen regten sich in Helenens Gemüth, als sie die Wohnung ihres Vaters wieder sah. Erst vor wenigen Tagen war sie unter Thränen und Jammern aus dem Thore derselben auf der Todtenbahre dem Grabe zu getragen worden, und nun mußte sie unter lautem allgemeinen Jubel, als glückliche Braut an ihr vorüberziehen, ohne sie betreten zu dürfen, und ohne den Segen ihres noch immer ihren Verlust beweinenden Vaters. Sie sah schon von fern zu dem uns allen wohlbekannten Balkon auf, von dem all' ihr Glück und Unglück ausgegangen war, fuhr aber erschrocken zusammen, denn statt ihrer noch immer geliebten Amme, die sie dort oben zu sehen hoffte, mußte sie den ihr vom Vater bestimmt gewesenen Bräutigam Filippo erblicken. Die treue Alte hatte sich in die abgelegenste Ecke des Hauses verborgen, um nur von dem ihr entsetzlichen und betrübten Feste nichts zu sehen noch zu hören, das ihren Schmerz um ihr geliebtes Kind nicht nur erneute, sondern sie auf's Aeußerste empörte und erzürnte; Gerardo's Hochzeitsfest! so bald, so schnell nach dem Tode der einst so heiß Ge=

liebten, die um seinetwillen dem Grabe anheim gefallen war!

Einige Freunde, denen Filippo zufällig begegnet war, hatten ihn bewogen mit ihnen in Pietro's Haus zu gehen, um von dort aus den Brautzug bequem zu sehen, von dessen ungewöhnlicher Pracht alle Welt viel zu sagen wußte. Dort stand er nun, noch immer in tiefer Trauer um die verlorene Verlobte; schon von weitem traf sein scharfes Auge Helenen, sie sah ihn erbleichen, indem er ihrer gewahr wurde, sah, wie er einen seiner neben ihm stehenden Freunde bei'm Arm ergriff und in sichtbarer heftiger Bewegung auf sie hinwieß, wie dann Beide sich weit über die Ballustrade hinausbogen, um sie, während sie dicht unter dem Balkon hinfuhr, mit durchdringendem Blick zu betrachten. Von einem Entsetzen, von unaussprechlich banger Ahnung ergriffen, wandte sie schnell das Gesicht der andern Seite zu, konnte aber doch nicht unterlassen, ehe die Gondel um die Ecke bog, sich noch einmal dem Anblick zuzuwenden, vor dem das Herz in der Brust ihr erbebte. Ihr Auge begegnete abermals dem unverwandten Blick des ihr tief in der Seele Ver-

haßten, sie sah ihn aufspringen, lebhaft in die Hände schlagen, wie einer der unverhofft etwas lange Gesuchtes gefunden, und dann Arm in Arm mit seinem Freunde vom Balkon forteilen.

Athemlos, aller Besinnung fast beraubt, landete sie bald darauf an Paolo's prächtiger Wohnung. Der festliche Empfang, der ihr dort ward, die Glückwünsche, die von allen Seiten auf sie einströmten, Gerardo's stilles grenzenloses Entzücken, des alten Signor Paolo rauschende Freude, ließen den Zustand von Aufgeregtheit, in dem sie sich befand, Anfangs von der Gesellschaft übersehen, oder machten ihn wenigstens erklärlich. Sie gewann Zeit, sich von dem gehabten Schreck wieder zu erholen, und mußte endlich selbst über eine Aengstlichkeit lächeln, die ihr jetzt völlig grundlos schien. Heiteren Blickes und fröhlichen Herzens ließ sie von ihrem Schwiegervater in den großen Prunksaal sich führen, in welchem das Hochzeitsmahl bereitet war, und nahm die Oberstelle an der fast unabsehbar langen Tafel ein, die unter der Last des schweren Silbergeschirres sich bog. Ihr zur Rechten saß Signor Paolo, im Wonnegefühl des innigsten Wohlbehagens;

ihr zur Linken der überselige Gerardo. Einen Theil der den hohen prachtvollen Marmorsaal rings umgebenden Gallerie füllte das Chor der Musiker, deren Jubellieder das Gewölbe durchrauschten; der übrige Raum derselben war den zahlreichen Zuschauern überlassen, die sich herbeigedrängt hatten, um die Herrlichkeit des reichen Paolo und die Schönheit nebst dem Schmuck der Braut aus der Fremde zu bewundern. Helenens Name lief dabei noch immer mit leisem Geflüster durch ihre Reihen, während andere, welche die vermeinte Todte wenigstens im Sarge gesehen hatten, ihr Erstaunen über die zwischen dieser und der Braut obwaltenden Aehnlichkeit ziemlich laut werden ließen.

Auf einen Wink des Herrn vom Hause machte die Musik eine Pause; Paolo war willens die Gesundheit des jungen Brautpaares mit ziemender Feierlichkeit auszubringen, und erhob sich zu diesem Zweck von seinem Sessel, Helene und Gerardo folgten hierin seinem Beispiel. Schon räusperte er sich, um eine kurze Anrede an seine Gäste zu beginnen, als ein auf der Gallerie unter den Zuschauern entstehendes Geräusch ihn be-

wog, noch einen Augenblick damit inne zu halten. Tritte im Saale wurden hörbar, lauter, trotziger, als man in einer solchen Versammlung sie zu hören erwarten konnte, und unter den Dienern, die hinter den Stühlen ihrer Gebieter standen, erhob sich eine ganz eigene Verwirrung; einige derselben taumelten an den Wänden hin, als würden sie gewaltsam von ihren Plätzen fortgeschleudert. Im nächstfolgenden Augenblick fühlte auch Gerardo von einem starken Arm sich ergriffen, und da er eines solchen Anfalls sich unmöglich versehen konnte, wurde auch er von Helenen fortgerissen und in den Hintergrund geschoben. Alles dieses folgte blitzschnell aufeinander, in weit kürzerer Zeit als es erzählt werden kann.

„Mir gehört dieser Platz," rief der plötzlich erscheinende Filippo, „mir gebührt der Platz neben der Braut, neben meiner Braut, mir, ihrem von ihrem Vater ihr rechtmäßig Verlobten, mir, ihrem Gemahl. Denn Helene, Pietro's Tochter, sie, die ich, die ganz Venedig, durch ein höllisches Gaukelspiel betrogen, für todt beweinten, steht lebend hier in unserer Mitte, mir zur Seite. Hundert Zeugen sind bereit zu bekräftigen, daß

sie wirklich Helene und keine Ausländerin sey; fragt diese, die mich hierher begleiteten, die Söhne der edelsten Familien in Venedig, die Blüthe der Jugend unserer Republik, ob ihr Vater sie nicht vor wenigen Wochen mir verlobte, ob wir nicht eben den Sarg leer fanden, in welchem sie am Abend des Tages, der zu unserer Vermählung bestimmt war, scheinbar zu Grabe getragen ward. Ihr Anblick heute früh erregte meinen Argwohn, von meinen Freunden begleitet eilte ich augenblicklich nach Castello zum Patriarchen, mein ungestümes Bitten bewog den edlen Greis, mir das Grabmal öffnen zu lassen, in welchem sie beigesetzt worden war; der Sarg war leer, die Braut entflohen; aber ich habe sie wieder! ich erneue meine heiligen Ansprüche an die Verlorengeglaubte, und keine Macht auf Erden soll mich zwingen, ihnen zu entsagen," setzte er mit drohenden Blicken hinzu.

Ueberwältigt, festgehalten von Filippo's Begleitern, die ihn so umringten, daß Niemand seiner ansichtig ward, knirschte Gerardo indessen in ohnmächtigem Zorn, und strebte vergeblich sich loszureißen. Helene lag geisterbleich, an allen Glie-

dern zitternd, in ihrem Sessel zurückgesunken, halb ohnmächtig da. Schrecken, Erstaunen, Neubegier hielten Zungen und Bewegung der Anwesenden gefesselt, und Paolo wollte die rings umher herrschende Stille zu seiner und seiner Kinder Vertheidigung benutzen.

„Ihr Herren und Freunde," fing er an; „hört nun auch mich. Ich will es nicht länger zu verheimlichen suchen, ja, die junge Braut meines Sohnes ist Helene, ist des Signor Pietro unlängst begrabene Tochter, aber vernehmt, auf welchem wunderbaren Wege sie ...."

Es war, als ob in diesem Augenblick ein Zauberspruch alle Hände entfesselte, alle Zungen lös'te. Alle Gäste sprangen von ihren Sitzen auf, jeder versuchte seine eigene Meinung laut werden zu lassen, wie ehemals auf dem polnischen Reichstage, und keiner hörte auf den andern, am wenigsten auf Paolo. Tische und Stühle wurden im Tumult umgeworfen, fallende Trinkgeschirre und silberne Prachtvasen mischten ihr Geklirre in das Gedröhne des donnernden Falles. Aller Stimmen tobten überlaut durch einander, gegen einander, Ermahnungen zur Ruhe, zur Besinnung, Flüche, Dro-

hungen, wurden in dem immer zunehmenden Tumult unvernehmbar; und hie und da funkelte schon ein Schwert, ein blitzender Dolch, halb aus der Scheide gezogen.

„Ruhe! Ruhe im Namen der Republik!“ rief endlich eine kräftige, tiefe, alles übertönende Stimme. Einer der geachtetsten Senatoren, der unter den Gästen sich befand, bestieg mit Hülfe der ihm Zunächststehenden einen hohen Prachtsessel, und blickte ernst und streng auf die wildtobende Versammlung herab. Alle Blicke wandten ehrerbietig dem edlen Greise sich zu, der angethan mit allen Insignien seiner hohen Stelle im Staate, das mit Silberlocken geschmückte würdige Haupt zürnend schüttelte, und alle vorhin so überlaute Zungen verstummten.

„Was soll das Lärmen, das Toben, im ehrenwerthen Hause einer unserer würdigsten Mitbürger!“ hub er an. „Wer darf auftreten und sagen, Signor Paolo habe jemals nur auf die entfernteste Weise einer Handlung sich verdächtig gemacht, die ihn den Augen seiner Mitbürger als des unbeschränktesten Vertrauens unwürdig zeigen könnte. Bis auf den heutigen Tag hat er

es im vollsten Maaße genossen und verdient, deshalb dürfen wir es ihm auch jetzt nicht entziehen, wenn gleich hier in diesem Saal, unter unsern Augen, sich ein Ereigniß entwickelt hat, das mit Recht unser höchstes Erstaunen erregte. Dieses Ereigniß und die wunderbaren Umstände, die es begleiten, erst völlig aufzuklären und dann darüber zu entscheiden, gehört aber nicht für diese zwar ehrenwerthe, aber doch nicht zu dergleichen ernster Untersuchung befugte Versammlung; sie gehört vor einen höhern Richterstuhl. Nochmals also gebiete ich Ruhe im Namen des hohen Senats unserer Republik, den zu vertreten mir, als einem Mitgliede desselben, hier zukommt. Als vertrautem Freunde des abwesenden Pietro fühle ich mich aber auch befugt und verbunden, seine Tochter unter meinen besondern Schutz zu nehmen. Bis zum Ausgange dieser Angelegenheit darf sie mit keiner der um sie streitenden Partheien Umgang pflegen; in meinem Hause, sorglich von meiner Gemahlin gehütet und gepflegt, soll sie die Entscheidung des Senats in Ruhe, Einsamkeit und fern von jedem Verkehr außer demselben abwarten, dafür bürge ich mit meinem

Ehrenwort. Donna Beatrix," setzte er hinzu, indem er an eine stattliche Matrone sich wandte, die schon früher der zitternden verlaßnen Helene sich genähert hatte, „sorge, daß die schöne Braut zweier Verlobten sogleich in einer Gondel nach unserm Hause geführt werde, begleite sie, laß sie nicht aus den Augen, sorge für sie, als wäre sie unser eignes Kind, denn sie ist die Tochter meines Freundes."

Der Befehl des würdigen Greises wurde ohne Widerrede erfüllt, Helene halb ohnmächtig hinausgetragen, und mehrere der angesehensten aus der Gesellschaft begleiteten sie, um sie vor möglichen Beleidigungen von Seiten des das Haus umwogenden Volkes zu schützen. Denn ein dunkles Gerücht von dem, was sich in demselben so eben ereignete, hatte schon unter der großen Anzahl Menschen sich verbreitet, welche das Kirchweihfest aus allen Theilen der Stadt, in dieses Quartier derselben heute versammelte.

Der Alte wartete die durch Helenens Entfernung momentan entstehende Unruhe eine Weile ab, dann wandte er sich dem obern Ende der

Tafel zu, um auch die beiden Hauptpersonen dieses Zwistes zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

„Gerardo! Filippo! tollkühne Jünglinge," hub er an — doch weder Gerardo noch Filippo waren mehr zu erblicken, beide waren gleich beim ersten Anfange des Tumultes aus dem Saale verschwunden, Niemand wußte zu sagen wie oder wann. Zwei von denen, die mit Filippo hier eingedrungen, die einzigen von ihnen, die noch zugegen waren, behaupteten dreist, nicht zu wissen, was aus den Vermißten geworden sey; die Gäste sahen, verwundert über das unerklärliche Verschwinden derselben, einander an, keiner hatte ihre Entfernung bemerkt.

„Mord! Mord!" rief Paolo, „mein Sohn ist in die Hand seines grimmigsten Feindes gefallen, mein Sohn wird ermordet und keiner ist da, der ihm beistände!" Verwirrt, betäubt von der Macht des mitten in der Freude so plötzlich auf ihn eindringenden Unheils, durch alles, was um ihn her vorgegangen war, fast seiner Sinne beraubt, zerraufte er seine grauen Haare, blickte wild um sich her: „rettet ihn, rettet meinen Gerardo," rief er unaufhörlich, „steht einem

alten Vater bei, dessen Kraft Angst und Schrecken lähmen."

Und von Neuem füllte Geschrei und lautes Tosen den Saal, einige seiner Freunde suchten den trostlosen Paolo zu beruhigen, andere riefen ebenfalls Mord und Hülfe, alle wogten endlich dem Ausgange des Saales zu, einige unter Drohungen und Geschrei, wenige mit ruhiger Besonnenheit. Der würdige Greis, der in diesem allgemeinen Sturm das Ruder zu führen übernommen hatte, bemühte sich vor Allem, dem trostlosen Vater alle Beruhigung zu gewähren, die in seinen Kräften stand, empfahl ihn der Obhut und Vorsorge seiner Diener und einiger bewährten Freunde, die er überredete, bei ihm zu bleiben, und verließ erst ganz zuletzt das Haus, um die Anstalten, die seine Stellung im Staate ihm darbot, zur schleunigen Auffindung der Vermißten zu treffen.

Diese standen indessen schon längst auf einem abgelegenen einsamen Felde in der Nähe der Stadt, kampffertig einander gegenüber. Unerachtet des anfänglich gewaltig tobenden Lärmens im Saal, waren die bittern Vorwürfe und Anklagen,

welche gerechter Zorn dem in allen übrigen Bewegungen gehemmten Gerardo auspreßten, doch bis zu Filippo durchgedrungen. „Meuchelmörder, elender Feigling,“ hatte Gerardo gerufen, als er so widerrechtlich sich überfallen und festgehalten sah, „darfst Du es wagen, auf Helenens Besitz Ansprüche zu machen? Zeige erst zuvor Dich ihrer würdig, wage es Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert mir gegenüber zu stehen, ehe Du Dich dergleichen erkühnst.“

Filippo, wenn gleich von wilder Leidenschaft hingerissen, war dennoch nicht unedler Natur. Er konnte nicht umhin, das Gerechte dieser Worte tief zu fühlen und trat seinem Feinde näher. „Es gilt,“ sprach er, nur ihm vernehmbar, „Kampf um sie auf Leben und Tod?“

„Auf Leben und Tod!“ erwiederte Gerardo mit wilder Freudigkeit.

„Dort hinaus können wir nicht, weißt Du einen andern Ausgang aus diesem Saal?“ fragte Filippo.

„Laß mich frei, ich führe Dich,“ war die Antwort.

Gerardo wurde auf einen Wink Filippo's

losgelassen. Die den Letztern begleitenden Freunde umringten Beide so, daß Niemand bemerken konnte, was sie vornahmen, und überdem war alles dem andern Ende des Saales zugewendet, oder mit sich und seinem Nachbar beschäftigt.

Ungesehen und unbemerkt gelangten sie durch eine nahe verborgene Thüre, deren künstliches Schloß Gerardo zu öffnen verstand, in ein jetzt völlig leer stehendes Bedientenzimmer. Gerardo fand dort einen Mantel, den er über seine prachtvoll glänzende Kleidung warf, welche die Aufmerksamkeit der um das Haus versammelten Menge hätte auf sich ziehen können, so führte er seine Begleiter an eine Seitenthüre desselben, wo er mit Filippo eine Gondel bestieg, während die Freunde des Letztern, die bis dahin ihm gefolgt waren, auf sein Verlangen zurückblieben.

Stumm und finster saßen Gerardo und Filippo einander gegenüber, bis sie an dem von ihnen zum Landen bestimmten Ort ausstiegen, und dann auf Umwegen den Platz aufsuchten, den sie, seiner Abgelegenheit wegen, zur Ausführung ihres Vorhabens sich erwählt hatten.

„Also Kampf um die Braut, ehrlicher Kampf

auf Leben und Tod, dem Sieger bleibt Helene, des Gefallnen wird nicht weiter gedacht," sprach Filippo.

„Nur einer von uns verläßt lebend diese Stätte, Kampf auf Leben und Tod," erwiederte Gerardo.

Die Schwerter flogen aus der Scheide. Filippo wie Gerardo waren geübte Fechter, glühend vor Liebe und Zorn fochten Beide um Liebe und Leben, mit gleichem Muth, gleichem Geschick und gleicher Kraft. Beide bluteten schon aus mehreren Wunden, doch keine derselben schien entscheidend, und der Anblick des eignen wie des feindlichen Blutes vermehrte nur ihre Kampfbegier und ihre gegenseitige Erbitterung.

„Halt, im Namen der Republik!" rief in einem wahrscheinlich entscheidend werden wollenden Augenblick eine starke Stimme, und eine bedeutende Anzahl bewaffneter Polizeidiener warf sich zwischen die Kämpfenden. Hier half kein Widerstreben, sie sahen sich übermannt, und mußten, ohnerachtet alles Sträubens, vor dem schon versammelten Rath der Zehne sich führen lassen. Ernstlicher Widerstand wäre hier vergeblich gewesen, sie

hätten durch solchen nur eines Hauptverbrechens gegen den Staat sich schuldig gemacht, das zum wenigsten ewige Verbannung nach sich ziehen mußte. Ihre Freunde, so viele deren auch ausgegangen waren sie zu suchen, hatten sie nicht auffinden können, aber das Auge der ausübenden Gerechtigkeit war schon in jener Zeit in Venedig allsehend und allgegenwärtig.

Der versammelte Senat stellte es in ihre Wahl, entweder sogleich auf unbestimmte Zeit ins Gefängniß abgeführt zu werden, oder einen Schwur abzulegen, daß sie den noch zur rechten Zeit unterbrochnen Zweikampf nicht wieder erneuern, sondern friedlich, wie es rechtlichen Bürgern ziemt, die Entscheidung ihres Zwistes den Gesetzen und der Weisheit ihrer Obrigkeit überlassen wollten.

Die jungen aufgebrachten Gemüther sträubten sich zwar lange dagegen, aber vergeblich, sie mußten widerwillig nachgeben, reichten schweigend mit abgewandtem Gesicht einander die Hände, weil es verlangt ward, und gingen dann nach Hause, ihre Wunden ordentlich verbinden zu lassen. Gerardo aber eilte vor Allem zu seinem

Vater, um diesen zu beruhigen, und Helenens Schicksal zu erfahren.

Was er von der ihretwegen getroffnen Einrichtung vernahm, erfreute ihn wenig, auf unbestimmte Zeit von ihr getrennt, sollte er leben, ohne sie zu sehen; aber auch dieses Mal mußte er in das Unabänderliche sich endlich ergeben. Nur die Hoffnung blieb ihm zum Trost, daß der Prozeß, den Filippo schon am folgenden Tage gegen ihn einleitete, unmöglich lange unentschieden bleiben könne, und sein Nebenbuhler gar bald mit seinen ungegründeten Ansprüchen auf Helenens Besitz zurückgewiesen werden müsse.

Aber es ging damit lange nicht so schnell, als Gerardo es erwartet hatte. Wochen vergingen, ohne daß er von der Geliebten mehr erfuhr, als daß sie noch lebe; so strenge hielt ihr jetziger Beschützer auf sein Ehrenwort, das er gegeben, ihr mit keinem, der zu den um sie streitenden Partheien gehöre, den mindesten Umgang zu erlauben. Selbst Gerardo's Schwester wurde die Erlaubniß, sie zu besuchen, versagt, und auch die Amme durfte sie nicht sehen, die vor Sehnsucht und Ungeduld, ihr geliebtes Kind wieder in ihre

Arme zu schließen, brannte, seit das Gerücht von der wunderbaren Wiederbelebung desselben bis zu ihr gedrungen war. Die arme Helene verging fast in ihrer engen Abgeschlossenheit vor Sehnsucht nach Gerardo und ihren Freunden, obgleich es ihr übrigens wohl ging, und die gute Donna Beatrix sich alle nur ersinnliche Mühe gab, sie zur Geduld und Ergebung zu ermahnen, und ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Zwar hatte Filippo zur Begründung seiner Ansprüche an Helenen nichts weiter anzuführen, als daß ihr Vater nach allen Gebräuchen des Landes sie ihm förmlich verlobt habe, daß sogar der Tag der Vermählung schon angesetzt und alle Anstalten zur Feier derselben getroffen gewesen wären, und daß nur Helenens scheinbarer Tod die Vollziehung derselben damals verhindert habe. Gerardo behauptete dagegen, schon weit früher, zwar heimlich, doch nach den Gesetzen der Kirche, durch das heilige Sakrament der Ehe mit ihr verbunden gewesen zu seyn, wodurch jede spätere Verlobung von selbst ungültig werden müsse, hatte aber keine Zeugen zur Bekräftigung dieser Behauptung. Der Priester, der ihn getraut hatte,

war in Geschäften seines Klosters auf einer langwierigen Reise begriffen, Carlos schon auf dem Wege nach Neapel, und das Zeugniß der Amme wurde von den strengen Richtern verworfen, weil diese, als Vermittlerin eines heimlichen Liebeshandels hinter dem Rücken des Vaters des ihr anvertrauten jungen Mädchens, eher Strafe als Vertrauen verdiene. Der Verdacht, daß Helene absichtlich und künstlich sich den Anschein des Todes zu geben gewußt, schmerzte Gerardo am tiefsten, aber auch diesen, den er laut aussprechen hörte, vermochte er nicht von ihr abzuwenden. Carlos, der einzige Augenzeuge ihrer wunderbaren Errettung aus Grabesbanden, war fern, und das Zeugniß der Mutter desselben war ungültig, weil auch sie von einer so kunstreichen Schauspielerin sich hatte täuschen lassen können. So blieb denn ihm wie Helenen nichts weiter übrig, als geduldig die zu hoffende Ankunft des Signor Pietro und des treuen Carlos zu erwarten, die hoffentlich alle Zweifel und Zwistigkeiten heben und die Liebenden einander wiedergeben sollte.

Endlich, nach langen Wochen des bänglichsten Harrens, die den Liebenden zu Jahren sich aus-

dehnten, erschien die frohe Nachricht von der nahen Ankunft der Erwarteten. Mit hochklopfenden Herzen, getheilt zwischen Furcht und Hoffen, eilte Gerardo dem Vater seiner Helene entgegen. Dieser hatte sich zwar vorgenommen, sich anfänglich etwas hart zu stellen, und dem ihm aufgedrungenen Schwiegersohn die Vorwürfe nicht ganz zu schenken, die er in einiger Hinsicht auch verdiente, doch als dieser nun in der demüthigsten Stellung wirklich vor ihm stand und er die edle Gestalt des schönen Jünglings recht in's Auge faßte, da hielt sein Herz sich nicht länger; er sah in ihm nur noch den Erretter seines geliebten Kindes, und schloß unter Freudenthränen ihn in seine Arme, nannte ihn seinen geliebten Sohn und verlangte von ihm, sogleich zu Signor Paolo geführt zu werden. Signor Paolo fühlte durch dieses zuvorkommende Betragen sich geschmeichelt, der alte nur zu lange zwischen ihnen bestandene Groll wurde von Stunde an der Vergessenheit übergeben; beide umarmten einander, nannten sich Brüder, und überboten einander nun im Bestreben, das Glück ihrer Kinder recht dauernd und glänzend zu begründen.

Pietro's entscheidende Gegenwart, Carlos Zeugniß für die wirklich vollzogene Trauung des liebenden Paares, sein einfacher Bericht von Helenens wunderbarer Wiederbelebung, vernichteten Filippo's ungerechte Ansprüche und gaben die lange Getrennten einander wieder; ein zweites nicht minder prachtvolles Hochzeitsfest, als das erste gewesen war, wurde in Pietro's Hause gefeiert, von keinem widrigen Ereigniß gestört; tausend buntfarbige Lampen, Kränze und Blumengewinde schmückten dabei den über und über mit reichen Teppichen bekleideten Balkon der Liebenden, sie mußten unter dem lauten Geschmetter der Pauken und Trompeten sogar Hand in Hand auf denselben hinaustreten, um sich dem unten in großen Massen versammelten Volke zu zeigen, denn das an das mährchenhafte grenzende Geschick des jungen Paares hatte die Aufmerksamkeit von ganz Venedig erregt, und Jedermann war begierig, die dem Grabe entrissene Braut nebst dem Glücklichen, der ihre wunderbare Errettung vollbracht, in ihrer Freude zu schauen.

Glückwünsche, Segnungen, Prophezeihungen eines von nun an unwandelbar freudigen Lebens

begleiteten Gerardo und Helene, als sie sich in das Innere des Hauses wieder zurückzogen, und die Zukunft brachte sie alle in Erfüllung. Nie gab es ein in jeder Hinsicht glücklicheres Paar; oft besprachen sie sich mit der Amme, die Helenen in ihren neuen Hausstand hinüber begleitete, über die Unglücksfälle, die sie früher überstanden, aber sie schienen ihnen völlig unbedeutend gegen ihre gegenwärtige Seligkeit, die jeder in Eintracht und Liebe verlebte Tag noch erhöhte. Die Väter sahen sich noch, lange vor ihrem Scheiden aus dieser Welt, von muntern Enkeln umspielt, die ihnen die sichere Hoffnung auf das fortblühende Bestehen ihrer Häuser gewährten, und als sie endlich die alten müden Augen schlossen, ließen sie ihre Kinder in Reichthum und hohem Ansehen, geachtet und geliebt von allen, die ihnen nahe standen, rück.

Vielen, wahrscheinlich allen Lesern dieser Novelle, wird während des Lesens Shakespeare's Romeo und Julie eingefallen seyn, und hat sie vielleicht bewogen, diese für eine ungeschickte oder

wenigstens zu gewagte Nachahmung jenes Meisterwerks des unsterblichen Dichters zu erklären. Die Grundzüge und Hauptbegebenheiten derselben sind aber dem alten Meister Bandello nachgebildet, der an hundert Jahre vor Shakespeare lebt, und der nach seiner gewohnten, in unsern Tagen aber nicht mehr ansprechenden Art, sie breit und zugleich skizzenhaft erzählt, sich aber auch für die Wahrheit des Ereignisses selbst verbürgt, das ihr zum Grunde liegt, von dem er behauptet, daß mehrere darauf Bezug habende Dokumente, noch in seinen Tagen, in den Archiven des gestrengen Magistrats von Venedig aufbewahrt wurden. Warum sollte aber auch damals, wo man in Italien oft schon zwölf Stunden nach ihrem Ableben die Todten in's Grab legte, ein schauderhaftes Erwachen in demselben sich nicht öfters ereignet haben?

Bandello fügt seiner Novelle noch die Moral hinzu, daß das blinde Glück, im Umschwunge seines stets drehenden Rades, sein Spiel mit uns treibe, und, obgleich immer unbeständig, doch in Liebessachen am aller unbeständigsten sich zeige; deshalb dürfe aber dennoch der Mensch nie ver-

zweifeln, weil wir oft das, was wir im Leben als auf immer verloren beweinen, dennoch gerade im nämlichen Augenblick gewinnen, wo wir alle Hoffnung aufgeben, es jemals erreichen zu können.

Möge denn diese tröstliche, dem alten Meister nachgesprochene Lehre diejenigen versöhnen, die über das glückliche Ende einer Begebenheit zürnen, die sie nur im höchsten tragischen Licht zu sehen gewohnt sind.

Haß und Liebe.

Auf den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte Jahrhunderte hindurch in fürstlichem Glanze, das edle Haus des Grafen von Artaban, dessen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten sein Ansehen im Lande, seine mit jedem Jahre sich mehrenden Reichthümer, sich vom Vater zum erstgebornen Sohne. Zu Folge uralter Familienverträge waren die jüngern Söhne blos an die Milde des ältesten Bruders gewiesen; sie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entsagen, und im Felde der Ehre, oder im Dienste der Kirche, ihr Fortkommen suchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Ansehen zu, seine Besitzungen verbreiteten sich ins Unübersehbare; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlösser ruhten in seinem gewaltigen Schatten,

denn keine Nebensprößlinge durften seiner Wurzel entkeimen, und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn seiner Eltern, und der Glanz seines Hauses hatte zu seiner Zeit den höchsten Gipfel erreicht. Er selbst lebte in fürstlicher Pracht, wie es bei seinen Reichthümern ihm ziemte; sein Herz war groß, seine Hand stets bereit, Wohlthaten zu spenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröstet von ihm weg, und dennoch überstieg alljährig seine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte sich täglich, denn er haßte jede zwecklose Verschwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beispiele seiner Vorfahren auf seiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um sich her versammelte, um wo möglich durch dessen Glanz ihre Zeitgenossen gegen die Greuel zu verblenden, welche bei der spätesten Nachwelt ihr Andenken mit unauslöschlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in solchem Uebermaaße ihm gespendet waren, be-

glückte meinen Aeltervater der Besitz einer liebenswerthen, innigst geliebten Gattin. Sie war die Krone seines Lebens, und beide sahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren versprach, was ihm noch abging. Doch was ist die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner steht auf Erden so hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geschicks ihn erreichen könne. Auch mein Aeltervater mußte dieses erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingssöhnen das Leben, und schloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe seines weichen reichen Gemüths, wandte von nun an der trostlose Gatte seinen verwaiseten Söhnen zu; sie waren sein Glück, seine Welt, sein Alles auf Erden. Die Knaben wuchsen rüstig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenste Gleichheit ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres ganzen Wesens, machte sie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueste Abdruck des Andern, nur Ein Herz schien in Beider Brust zu schlagen, Ein Geist Beide zu beleben. Jeder wußte, was

der Andere dachte, lange eh' es ausgesprochen ward, keiner vermochte sich zu freuen, wenn sein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten sie von Kindheit auf stets Hand in Hand, und wünschten nichts weiter, als so auch durch's Leben zu gehen, bis ans Ende.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchste Freude, kaum wußte sein Auge Einen von dem Andern zu unterscheiden, sein Herz aber wußte dieses noch weniger, er liebte Beide unaussprechlich; doch keiner war ihm der liebste.

Die Zeit kam, in welcher der Jüngere der Brüder sich für die Kirche oder den Degen entscheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater, bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verschiedenheit der Bestimmung seiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Ansprüchen ins Leben getreten, und nun sollte nur einer von ihnen der Güter sich erfreuen, zu denen, nach den Gesetzen der, keinen Unterschied dieser Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt schienen. Sein Herz empörte sich dagegen, aber er gewann es doch über sich, seine Söhne mit ihrer künftigen so

verschiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngsten Sohn auf, zwischen dem Stande eines Kriegers, oder dem eines Geistlichen zu wählen.

Bleiches Entsetzen sprach sich bei dieser Eröffnung, in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwischen ihm und seinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken schloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verborgensten heißesten Wunsche seines Herzens, so liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen wurden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Besitzungen, welchen der Aelteste erhielt, blieb noch immer so bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze, fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Lussan genannt, und ebenfalls begütert genug, um ein, seinem Range und Stande angemessenes Leben sorgenfrei und ehrenvoll zu

führen. Beide Brüder vermählten sich bald darauf mit zwei Schwestern aus einem ebenbürtigen Hause.

Der Vater blieb noch lange ein seliger Zeuge der nie getrübten Eintracht seiner Söhne, und ihres seltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks; bis er in sehr hohem Alter, in ihren Armen zu seinen Vätern hinüber schlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnisse der Brüder herbei; ihre Besitzungen gränzten an einander, sie sahen sich täglich, und lebten oft Wochenlang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünschten nichts sehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beiden von Jugend auf eine Quelle unsäglichen Glückes gewesen war, auch ihren Söhnen, als schönstes, reichstes Erbe einst zu hinterlassen.

Um diesen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beschlossen sie ihre Söhne, von der frühesten Kindheit an, in der engsten Gemeinschaft mit einan-

der aufwachsen zu lassen, vollkommen so, als ob sie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieselben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsstunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindesten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihre beglückte Jugend mit einander zugebracht, und ihre gegenseitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachsen; so hofften sie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einst sie selbst, von ihrem ersten Athemzuge an, auf das innigste mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Mensch, der Staubgeborne, nur selten ungestraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachschreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabsichtigten das Beste, und brachten das Fürchterlichste hervor; sie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bittersten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die sie, ohne die Natur dabei zu be-

fragen, bestimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit, einander ewig ergeben zu seyn.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Gestalt, der geistigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von früher Jugend an bis in's graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Lussan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild dessen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend gewesen waren. Die Leichtigkeit, mit der er sowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernsteren wissenschaftlichen Unterrichts sich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob, und die innigste Zuneigung seiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entspringende Freundlichkeit, selbst gegen den geringsten der Diener, seine schöne hohe Gestalt, die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth, die Bescheidenheit, mit der er so viele innere und äußere Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders stand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit

stiefmütterlicher behandelt als seinen Vetter, sie hatte ihm auch jene schnelle Fassungsgabe, jene angeborne Leichtigkeit und Grazie in seinen Bewegungen versagt, die dem jungen Lussan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich schwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete diesen jedes Lob, was seinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm selbst erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er sah mit schmerzlichem, innerm Widerstreben, wie sehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurück bleiben mußte, und sein störriger und harter Sinn suchte dieses, auf die abstoßendste Weise, an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen wurde, während man seinen Nebenbuhler freudig aufsuchte; und so entstand nach und nach die grimmigste Eifersucht in seinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieser ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um so wilde Leidenschaften in seinem Innern verschließen zu können; sie äußerten sich täglich auf die empörendste Weise;

er häufte absichtlich Beleidigung auf Beleidigung, gegen den ihm tödtlich Verhaßten, suchte und fand immer neue Veranlassungen zum Streit, und wurde fast jedes Mal dafür von seinen Eltern und Lehrern nach Verdienst bestraft. Diese Strafen erbitterten ihn noch mehr, weil er sie als Ungerechtigkeiten ansah, und so schlugen Neid, Haß, Durst nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem sie es jeder sanften Empfindung verschlossen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einst in der Einsamkeit in laute Klagen, in heftige Verwünschungen seines Schicksals aus, und schwur seinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zur üblen Stunde ein alter Hausintendant seines Vaters zu ihm, ein kriechendes Wesen, seit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie, das von jeher suchte, um des eignen Vortheils willen, seinem Herrn auf jede Weise zu schmeicheln. Dieser Mensch war der einzige im Hause, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm schon seinen künftigen Gebieter verehren zu müssen glaubte, und war daher auch von diesem wohl

gelitten. Er eilte auch jetzt, seinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkräftigste Weise, indem er ihn auf die Zeit hin vertröstete, in der er einst unumschränkt auf seinen Gütern gebieten würde.

Erwartet diesen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird sicher nicht ausbleiben, sprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter soll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Landes darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es so wollt; denn alle Besitzungen seines Vaters sind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Euerem Familien-Archive getraue ich mir die bündigsten Beweise aufzufinden, daß Euer hochseliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhause angehörenden Güter, einen jüngern Zweig desselben zu begaben.

Diese unseligen Worte wurden der Quell unsäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß sie nie, und brütete von nun an Tag und Nacht über Plänen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unser Leben! Der niedere, kriechende Geist eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerstören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Daseyn kommender Generationen eines uralten edlen Hauses, vernichtete ein einziger Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen stieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jünglinge sahen sich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren, mit jedem Tage sich mehrende Uneinigkeit, drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach sich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß sie einander zu Gesicht bekamen; Beide vermählten sich früh, mit Zustimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Lussan war mit mehreren Kindern gesegnet, doch alle starben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer, über die fortwährende Un-

einigkeit, zwischen seinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem ersten Athemzuge so innig vereint hatte; der ältere Marquis von Lussan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und beide, welche einst in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen schon früher vorangegangen, und so war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längst ersehnte Rache an seinem Todfeind rücksichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um sein Versprechen zu lösen, und seinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche diesen in den Stand setzten, wenigstens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Lussan einzuleiten, der nichts geringeres beabsichtigte, als ihn aller seiner Besitzungen zu berauben, und an den Bettelstab zu bringen. Vergebens suchte Lussan meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu be-

wegen, alle seine dahin abzweckenden Vorschläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu steigern, der keine Hoffnung einer möglichen Versöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Lussan und mein Vater, jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derselben hart an einander stieß; beide verloren ihr Gefolge aus dem Gesicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zusammen.

Sie hatten seit Jahren einander nicht gesehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick seines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über seinen nahenden Fall zu, die jenen so bitter trafen, daß er der ihm sonst eignen schonenden Sanftmuth darüber vergaß, und sie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen; ein wüthender Zweikampf begann, doch Lussan's glücklicher Stern waltete noch immer über ihm; es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um sein Leben

zu bitten. „Stoß zu!“ rief mein Vater im Wahnsinne des Zorns, „stoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir so verhaßt, wie Du selbst es mir bist.“ Lussan betrachtete meinen Vater mit einem recht schmerzlichen Blick. Du sollst dennoch das Leben von meiner Hand zum Geschenk nehmen müssen, erwiederte er ihm, warf seinen Degen ihm hin, bestieg sein Pferd, und ritt davon.

Das Benehmen seines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht versöhnen können, aber er fühlte in seinem Innern, daß er, an seiner Stelle, diesen Sieg ganz anders benutzt haben würde; und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinsicht über sich zu sehen, empörte sein, der wildesten Leidenschaft hingegebenes Gemüth nur noch mehr. Rache schnaubend kehrte er nach seinem Schlosse zurück; ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme, und versetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jetzt habe ich Dich, scheinheiliger Verräther! rief er, sobald er das Schreiben gelesen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt, aus einem Kloster am Fuße der Pyrenäen, an

ihn abgesandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du sollst mir nimmer entrinnen, ich schwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuschreiben, durch welchen mein Vater damals mich, seinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihte.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indessen zum Jünglinge herangeblüht; meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich, nach gewohntem Gebrauch, einige Jahre in fremden Ländern zubringen lassen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen, und jugendlich frohem Sinne, kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdparthie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder gesehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu sich in sein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener uns verwandte Abt mehrere unserer wichtigsten Familiendokumente in dem Archive seines Klosters aufgefunden habe, welche von unsern Vorfahren, während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten,

in jenes abgelegene Thal, am Fuße der Pyrenäen, in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet sich unter diesen Dokumenten eins, setzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben; denn es kann ganz allein den, gegen Lussan, den Erbfeind unsers Hauses, Jahrelang geführten Proceß, auf der Stelle zu unserem Vortheil entscheiden, und ihn zwingen, seinen Raub wieder heraus zu geben. Ich bedarf eines sichern, treuen Boten, um dieses unschätzbare Pergament von dort abholen zu lassen, das mir dazu dienen soll, auf das schuldige Haupt jenes niedrigen Heuchlers, die längst verdiente Strafe fallen zu lassen; und ich habe dich, meinen einzigen Sohn, zu diesem Auftrage mir erwählt. Es ist nicht nur Deine heiligste Pflicht, zur Rache Deines schwerbeleidigten Vaters beizutragen, es ist sogar auch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du bist eigentlich der Beraubte, denn Du bist jung und wirst Dich, lange nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wir auf unerlaubte Weise gebracht wurden, und die jetzt wieder unser werden sollen. Bedenke, daß alles,

was Du in diesem Geschäfte vollbringst, eigentlich für Dich selbst vollbracht wird, und strebe Dich meines Vertrauens würdig zu bezeigen.

Du reisest morgen ab, setzte mein Vater hinzu, als er meine Bereitwilligkeit sah ihm zu gehorchen. Dein Kammerdiener Lorenzo und einer meiner Diener sollen Dich begleiten, weiter niemand, denn es ist nothwendig, daß Du unter einem angenommenen Namen reisest, und unterweges sowohl, als besonders am Ziele Deiner Reise, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das sorgfältigste zu verbergen suchest. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloster errathen, wer Du bist, und dadurch dem Zweck Deiner Reise anf die Spur kommen; denn mehrere von dessen Bewohnern sind der Frau von Lussan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen ist niemals zu trauen, sie verstehen mancherlei böse Künste, und üben sie meistens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über seine Feindschaft gegen das Haus Lussan, und den aus dem Untergange desselben mir entsprießenden Vortheil zu mir sprach,

machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchst romantische Idee einer Reise unter fremdem Namen, gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch fest vor, meines Vaters Befehl auf das Beste zu vollstrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von diesem Processe reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Lussan's als unsre Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären sie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne eben so wenig, als an die traurige Lage, in welche diese, vielleicht unschuldige Familie gerathen würde, wenn der Proceß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, schien mir eine Art Ehrensache, und dieser Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Fröhlichen Muthes, trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reise an, und vollendete sie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Lussan von seinen Gütern zu vertreiben, und sie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieses, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in diesem, am Fuße der Pyrenäen höchst reizend belegnen Badeort, einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geschäftes, mochte er dieses kleine Vergnügen mir nicht versagen, und ich eilte von seiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres ist während der Brunnenzeit der Sitz der lebhaftesten Freude, und der zwanglosesten Geselligkeit. Gleich am ersten Tage stürzte ich jugendlich froh, mich mitten in den Strudel derselben, flatterte um alle Damen, und bemühte mich jeder etwas Schönes zu sagen. Ich lebte ja noch in jener glücklichen Jugendzeit, in der man sich ungestraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man sich selbst für verpflichtet hält an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn, als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender, und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, hier auftreten müssen.

Während ich eines Tages mich bestrebte, die

Aufmerksamkeit der jungen Damen in der Gesellschaft auf mich zu ziehen, entstand im Saale jenes leise flüsternde Geräusch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Personen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weise ausgezeichnet sind. Auch ich wurde, mitten in meinem fröhlichen Treiben, dadurch aufmerksam gemacht. Eine Dame mittleren Alters trat in den Saal, eine hohe schöne Frau, von edlem vornehmen Anstande. Ein holdes liebliches Wesen, im ersten Reize der eben frisch erblühenden Jugend, wahrscheinlich ihre Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für diese engelgleiche Erscheinung! diese Süßigkeit und Anmuth des wunderschönen Geschichts, dieses reinste Ebenmaß der Gestalt, diese anspruchslose Grazie, diese Bescheidenheit im Blick und Gang. Ach! sie war die Krone der Schöpfung, die Welt sah nie ihres Gleichen!

Mein erster Blick auf sie entschied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbefangene Heiterkeit entfloh, mein nichts und alles sagendes Geschwätz verstummte. Ich sah nur sie, mein Auge be-

wachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, sie sah es wohl und ward erröthend noch schöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; schüchtern wagte ich es mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die übrigen Personen uns eine kleine Strecke hinter sich zurück ließen. Ich hätte in diesem Augenblicke, von niemand belauscht, wohl zu ihr sprechen können und sollen; bei Frauen pflegte es mir sonst nie an Gelegenheit zu fehlen, etwas zu sagen, doch jetzt stand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Gesellschaft geblieben waren, hatten meine Blicke sie überall verfolgt; mit ihr allein, fehlte es mir an Muth nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verstummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Gesellschaft wieder erreichten, die bald darauf für diesen Tag auseinander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, schmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der ersten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einsamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung desselben sich wandte, stand ihr

Bild, und wenn ich es schloß, so fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur sie, die Namenlose, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that! durch dieses Versäumen, hatte ich meinem Leben doch wenigstens eine Nacht voll süßer Träume gewonnen. Schrecken, Entsetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daseyns, brach in bangem Vorgefühle schon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte sie sey Adelaide von Lussan, die Tochter des Erbfeindes unsers Hauses.

Bei dieser Entdeckung stand der unversöhnliche Haß unserer Väter in seiner ganzen furchtbaren Riesengröße vor mir, und ich erbebte fassungslos. Unsäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir selbst, ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen verhaßten Namen trug. Ich segnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird sie doch wenigstens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, sprach

ich mir selbst zum Trost, und erfährt sie einst, welchem Geschlecht ich angehöre, so wird sie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht versagen, der ohne sein Verschulden den Feinden ihres Hauses zugezählt ward. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch gestrebt ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer absichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit sie zu sehen und zu sprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedes Mal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geständniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich wie in eisernen Banden.

Andere umflatterten sie dreister, und ich meinte oft, ich müsse darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen; vor wirklicher Verzweiflung, bewahrte mich nur der strenge Ernst, mit dem sie diese zudringlichen Huldigungen von sich wieß, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, sie nicht auf ähnliche Weise zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten,

was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon sich aus. Er besaß alle jene geselligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber sein früheres Glück bei den Damen, hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden sich als der bei weitem Zudringlichste bezeigte, so schien er mir dennoch der mir am mindesten Gefährliche zu seyn. Ich sah es daher ziemlich gelassnen Muthes, daß er bei einem Spaziergange sich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung, an der Seite eines andern Dame der Gesellschaft. Doch als ich Adelaidens Stimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich sah, wie mehrere Personen um die Geliebte sich versammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens

war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie sich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit seinem Raube entflohen.

Wie schön war sie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in diesem Momente ihr anbetend zu Füßen sinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter schien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüstet, als Adelaide selbst; die ganze Gesellschaft stimmte ihr bei, ich nur schwieg, während alle sprachen; doch so wie wir wieder in Bagnieres waren, suchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte, im Namen der Frau von Lussan, das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte sich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeisterte nicht wie mich das Gefühl, für die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte

mir eine leichte Wunde am Arm bei, und sank im nämlichen Moment zu Boden, schwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt seinen Raub ab, eilte dann ihm die nöthige Hülfe zu senden, und ging dann nach Hause, um auch meine Wunde verbinden zu lassen.

Mit welchem Entzücken drückte ich, sobald ich wieder allein war, meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, versuchte es meinem Arme anzupassen, spielte damit wie ein Kind, und war selig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieselte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich am Morgen mich entschließen konnte es wieder von mir zu lassen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es seiner Eigenthümerin zuzustellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch so unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Armband von mir annahm, versetzten mich in einen neuen Taumel voll Himmelsseligkeit.

Von diesem Augenblick an, durfte ich täglich Frau von Lussan in ihrer Wohnung besuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals selig zu preisen, und mit jedem Tage stieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich sah es deutlich und klar, Adelaide verstand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszusprechen wagte; sie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und sagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unsrer süßen Sprache, wir bedurften keiner andern; so mögen selige Geister mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum ist alles so wandelbar auf Erden? warum muß das alles vorüber seyn und ich lebe noch!

Zwei Monate vergingen uns in stummer seliger Eintracht, im innigsten Verstehen unseres Gemüths. Ich konnte nichts denken als Sie, und hatte alles Uebrige vergessen, Zeit, Eltern, Verhältnisse, meinen eigentlichen Namen sogar. Mir war, als müsse alles bleiben wie es war, als

gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war so jung! so unerfahren! was wußte ich von der Welt, und dem ewig wogenden Wechsel in ihr!

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl mir brachte, sogleich wieder zu ihm heimzukehren, riß aus meinen seligen Träumen mich furchtbar auf. Mein Herz stand still, ich blickte um mich her, und sah mit Grausen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entsetzliche Vergangenheit, die unseligste Wirklichkeit, alles, alles stand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiste, und ich fühlte die eiserne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulassen.

Meine Diener begannen alles zu meiner nahen Abreise vorzubereiten; Lorenzo brachte das Kästchen mit den im Kloster erhaltenen Documenten, und setzte es vor mich hin. Ich schrie laut auf, ich verhüllte mein Gesicht vor diesem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener sich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Kästchen aufzuschließen. Ich betrach-

tete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauses werden sollte. So mögen einst die Unglücklichen, die vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurden, in den Abgrund gestarrt haben, der bestimmt war, sie zu zerschmettern. Und ich selbst sollte diese Documente ihm, dem Unbeugsamen, dem Schonungslosen überliefern! Ich selbst sollte durch diese Handlung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnsitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, sie, und ihren Vater, den sie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich schauderte vor Entsetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Brust, tausend kämpfende Gefühle zerrissen mein Inneres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut; ich stand auf, meine Thränen versiegten, ich ergriff das unselige Pergament, ich hielt es hoch empor mit festem Arme. Du bist mein! mein! rief ich, mein Vater hat

keinen gerechteren Anspruch an dich, als ich selbst, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich solltest du ja bereichern, für mich sollte ich dich erwerben, das waren seine eignen Worte als wir schieden. Wohl, ich habe es gethan und nun bist du mein Eigenthum, und ich will mit dir schalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zusammen und legte sie in's Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um sie anzuzünden. Prasselnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind spielend gethan, so sah ich auch jetzt mit stiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie sie auf der allmählich sich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöschte.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unscheinbarer Asche lag vor mir, den unseligen Proceß hatte die läuternde Flamme geschlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenster öffnete, und dann die Asche der spielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit ist beendet, der unsre Häuser entzweite, mein Vater darf sich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehn. Unsre junge Liebe wird ihm gewähren, was sein alter Haß nicht zu erstreiten vermochte. Sein strenger Wille wird freundlich erfüllt, die so lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geschlechter, wenn Lussan's Tochter am Altare ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich seyn, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Brust, — doch, von furchtbarer Ahndung ergriffen, stand es plötzlich wieder still. Und wenn, und wenn mein Vater unerbitterlich bliebe, wenn feindliche Rachsucht selbst die Lust am eignen Vortheile zu überwinden vermöchte — nun so tröste mich dann das Bewußtseyn, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge seiner Rache mich mißbrauchen

ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerstören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie soll Adelaide erfahren, was ich in dieser Nacht für sie vollbrachte, bis die selige Stunde schlägt, die uns auf immer vereint. Reine, innige Liebe siegt, denn sie weiß alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entrissen, vermöchte sie es nicht, dem muthig zu widerstehen, was sich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenstellen wird — dann bleibe das Brandopfer dieser Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank ist zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erster Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtseyn meiner stillen That hob mich über mich selbst; das Gefühl der nahenden Trennung gab mir jenen schmerzlichen Muth, der uns bestimmt, alles zu wagen, weil wir im Begriffe stehen alles zu verlieren. Diese Stunde gehörte mir noch an, ich hielt sie fest, und das Geständniß, für das ich so oft und so lange vergebens Worte gesucht hatte, strömte jetzt mit unaufhaltsamer Beredsamkeit mir aus dem Herzen.

O wie war Adelaide so schön, als sie mädchenhaft erröthend vor mir Begeisterten stand! wie mild und mächtig strahlte ihr himmlischer Blick mir Gewährung tief in die wonnetrunkne Brust!

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthselhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erste Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsrose erbleichte bei diesem Geständnisse zur weißesten Lilie. O warum habt Ihr mir das gethan! seufzte mit unendlich schmerzlichem Ton Adelaide. Ihr seyd Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todtfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen sich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hättet Ihr früher Euch genannt, und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich stets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun ist es zu spät!

Unter den heiligsten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauses unermüdlich zu wachen, jeden Versuch meines Vaters, ihm zu schaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich sprach von der Hoffnung,

durch unsre Liebe den Grund zur Versöhnung unsrer Väter zu legen, mit einer Sicherheit, als wäre alles schon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in diesem Augenblick auf das vollkommenste davon überzeugt, denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß irgend ein lebendes Wesen, und wäre es sogar mein Vater, bei'm Anblick meiner schönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten anders fühlen könne als ich!

Ach Artaban! rief Adelaide in Thränen, sucht nicht so grausam Euch selbst zu täuschen, glaubt es mir, wir Beide sind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich seyn auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine leise, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Brust, ruft unablässig mir zu: Hoffe nicht, du bist verloren. Darum will ich diese Minute fest halten, die noch unser ist, ich will es aussprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir sagen kann: Artaban, ich liebe Dich, nicht erst von heute, schon lange liebe ich Dich, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebst. Sie sank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; schüchtern wagte ich es nicht, die

schöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdselige Wesen fest, fest an meine Brust; rings um verschwanden uns Himmel und Erde, mir war, als stände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu sterben.

Adelaide wand sich aus meinen Armen, sie richtete sich hoch auf; wie ein Cherub, gesandt von Gottes Throne, stand sie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernst und wehmüthig, doch ihre Thränen flossen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderschöne Hand. Artaban, sprach sie, achte meine Worte, als spräche ein Sterbender zu Dir. Wir sind zu schweren Opfern bestimmt, das weiß ich, weil ich es fühle; ich werde standhaft sie bringen, wie auch Du es wirst. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht steht mir höher als Liebe und Leben, ihr bringe ich beide dar — wenn dieses einst von mir gefordert wird. Ich will wenigstens des Glückes, Dein zu seyn, werth bleiben, wenn ich gleich es nie erringen werde. Gedenke dieser Worte, so oft Du dieser Stunde gedenkst, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich

behalte Frieden mit mir selbst und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich diesen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinstreifte! Die Gegenwart berauschte mich so, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten sich zusammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung sich aus, denn jede zeigte mir im helleren Lichte das edle schöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüster, halbe Blicke, leises Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der ersten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergessen, selbst wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben sich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung schlug, ich mußte fort; Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem

mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröstende Begleiterin während der Reise. Sie wiegte in süßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, sie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, um alles zum erfreulichsten Ende zu führen. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schlosse an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch ein furchtbarer Sturm dort über mich einbrechen sollte. Wie hätte ich in meiner argwohnlosen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in seinem alten Diener einen scharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihm von jedem derselben schriftlichen Bericht abstatten mußte. Der Miethling hatte seine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter seines Todtfeindes liebe, er wußte sogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr, mein eignes Leben in Gefahr gesetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieser der Sohn eines seiner ältesten Freunde, und sein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weise,

gegen die noch jetzt, bei'm Gedanken daran, mein ganzes Innere sich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bittersten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich Bitten und Vorstellungen an, um ihn zu besänftigen. In der demüthigsten Stellung umfaßte ich seine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die schuldlose Adelaide, für ihn selbst; ich beschwor ihn, endlich einmal aufzuhören, sich selbst zu hassen, und nicht länger dem feindseligen Wüthen gegen seinen eignen Frieden sich hinzugeben. Ich stellte ihm vor, wie eine Verbindung zwischen mir und der Tochter Lussan's allen Streit aufheben und die Erfüllung seiner Wünsche auf die friedlichste Weise herbeiführen müsse. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Versöhnung gab, indem er so unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unsre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche stieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloster mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, so hätte ich bei dieser Forderung gezittert, ihm meine That zu gestehen; doch seine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, fest, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug seiner Rache sich weder in meiner noch in irgend eines sterblichen Wesens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt, und keine Spur davon auf Erden übrig geblieben sey. Dann bot ich ihm zum Ersatz für Lussan's Güter die weit reicheren Besitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Dessen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß diese sich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenspitze meines Vaters ganz nahe an meiner Brust blitzen gesehen. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinste Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung stand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter

riß mich aus meiner Betäubung auf, indem sie mir zurief, mich zu entfernen und sie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe sie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit härter zu bestehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit mir und mit ihr, zerrissen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir für Dich sterben, es wird mir leichter seyn, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben scheiden, doch von Adelaide kann ich nicht lassen, nicht von der Treue, die ich ihr beschworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger seyn. Ach sieh doch nur erst meine schöne Geliebte, ehe Du unser Urtheil sprichst. Sie ist wie Du, meine unaussprechlich theure Mutter, so fromm und mild, so treu und ohne Falsch wie Du. Die Natur selbst bestimmte sie Dir zur Tochter, das wirst Du fühlen, sobald Du sie siehst. Du wirst, Du mußt sie lieben, so bald Du sie kennst, und ich sollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen liebevollen milden Herzens?

Die ganze Nacht blieb ich im ernsten vertrau-

ten Gespräch mit meiner Mutter beisammen. Der Sturm in unserm Innern legte sich allgemach, und ich vertraute ihr die ganze Geschichte meiner reinen, treuen Liebe vom ersten Entstehen an. Mit Entzücken las ich in ihren lieben sanften Augen ihre herzliche Theilnahme und den heißesten Wunsch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu sehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente sehr ernstlich, sie schalt es eine nicht nur pflichtwidrige, sondern auch unbesonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, sagte sie, wäre dadurch auf das höchste gesteigert, er sey fest überzeugt, daß Frau von Lussan sich listiger Weise ihrer Tochter bedient habe, um mich zu diesem Schritte zu verleiten; er würde sich dieses nie ausreden lassen, und dieser Wahn müsse jeden Versuch einer Versöhnung unendlich erschweren. Dann aber bat sie mich auch, die Hoffnung nicht ganz sinken zu lassen. Ich selbst, sprach sie, will für Dich thätig seyn, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günstiger zu stimmen; reize nur seinen Zorn durch zwecklose Widersetzlichkeit gegen seine Befehle nicht noch mehr

gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem seiner abgelegensten Güter geführt werdest; dort sollst Du unter der Aufsicht eines seiner Diener so lange verharren, bis er selbst Dich wieder zurückberuft. Laß mein Bitten Dich bewegen, in diese Maßregel ohne Widerstand Dich zu fügen!

Ich versprach mit willigem Gemüth alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unsrer vielleicht langen Trennung heranrückte, und so durfte ich endlich es sogar wagen, sie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn diese nun bald in der von unserem Schlosse nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt seyn würde, wo Frau von Lussan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir diese Bitte, sie versprach mir sogar, so viel ihre eigne Lage dieses erlaubte, sich Adelaiden zu nähern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Brust, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anscheinender Gelassenheit, dem mir von meinem strengen Vater zum Aufseher bestellten Diener, in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte bestimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch gestern so hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie so ganz anders stand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder rastete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in diese, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unsrer traurigen Reise das uns zum Nachtlager bestimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich sah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen sollten wir von dieser Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungestüm, noch eine Strecke auf ihm zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenständen sich erfreuen, auf denen auch Adelai-

dens Auge geruht hatte, als sie diesen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er sah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich selbst versunken, wandelte ich die Straße entlang; ein nahendes Geräusch schreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich sah einen Reisewagen pfeilschnell die steile Anhöhe vor mir herabkommen, der Postillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen schlug um, und ich sprang noch zur rechten Zeit herbei, um die scheuen Thiere so lange zu halten, bis zwei, ihre Herrschaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erst erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Lussan. Mein Blut erstarrte, mein Haar sträubte sich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angst vor dem entsetzlichen Anblick, der sich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nähern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, sie lebten, sie waren sogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beschreibt diesen Uebergang von tödtlicher Angst

zur entzückendsten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verschwunden, denn ich hielt ja sie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durften diese lieben Augen, diese milden Sonnen meines Daseyns mir leuchten, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward mir unerwartet zu Theil! Der Stern meines Glückes hatte sich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte, und sein sinkendes Licht wollte noch einmal zum Abschiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daseyns hereinbrach. Ich sah es wohl, wie drohend, wie dunkel sie über meinem Haupte hing, und genoß mit der Freude eines Verzweifelnden den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war.

Frau von Lussan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg sogleich wieder fortsetzen zu können, auch war am Wagen etwas zerbrochen, und die Reisenden mußten es sich gefallen lassen, in der zum Glücke nahen Dorfschenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgestiegen war. Während die Frauen der Mutter Adelaidens

sich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beschäftigten, ward mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauscht sprechen zu können. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr alles, was sie nur trösten konnte. Ich sprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt diese sey, unsre treue Liebe zu schützen, und daß sie selbst suchen werde, sich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Documente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlassung dieser meiner Reise doch nicht ganz verhehlen konnte, so gestand ich ihr zwar, daß mein Vater sehr aufgebracht gegen mich sey, aber ich suchte dennoch, ihr seinen Zorn in sehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum ersten Mal war ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie wäre es mir möglich gewesen, das fromme weiche liebende Wesen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den schönen Augen, zu mir aufsah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechselt; in jener seligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide sich dem bängsten Vorgefühl unseres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft zitternden Brust,

nie zuvor stand unser Beider Untergang in so furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in diesem Moment, und sie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unser nahendes Glück.

Sprich mit meiner Mutter hernach, flüsterte sie erröthend, sie weiß alles, denn so lange ich lebe, habe ich ihr nie etwas verborgen. Sie ist gerade wie Deine Mutter, ach sie ist die Güte und Liebe selbst. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du solltest ihn nur kennen, er ist nicht hart wie der Deinige es ist. Er liebt meine Mutter und mich, und sie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück seiner Adelaide gilt, wird er sogar sich nicht weigern, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdem, alle unsere gemeinschaftlichen Verwandten zu vermögen, hier in's Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeschreiblich glücklich seyn, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott selbst wird unsern Bund beschützen, denn er ist der Gott des Friedens.

Gleich einer Verklärten hob sie das schöne strahlende Auge zum Himmel auf, ach! sie sah

nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben schimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem schuldlosen Haupte sich drohend zusammenzog; sie lächelte wie ein seliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber sie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den schönen Wahn zu zerstören, der sie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Brust, und wenn — wenn unsere Väter in ihrem unseligen Zwiespalt beharren? und wenn unsere Mütter, unsere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirst Du meiner dann noch gedenken? wirst Du auch getrennt mich lieben? wirst Du auch hoffnungslos fest halten in Liebe und Treue? wirst Du — —

O quäle Dich und mich mit solchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlst Du nicht selbst, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins sind?

Frau von Lussan verlangte zu ruhen, und ich mußte Adelaiden verlassen. Morgen, sprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen sehen wir uns wieder — zum letzten Mal klang es in meinem Innern, aber ich sprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen

Wächter im tiefsten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reisenden nicht einmal gewahr worden, und so durfte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzusuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich schon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir Beide sanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre segnende Hand auf unsern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, sprach sie sehr bewegt, ja Du bist es. Mein Herz, mein Auge sogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdecktest; Du bist das Ebenbild meines Gemahls, wie er in früher Jugend war. Gleich ihm trägst Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters. Der ächte Geist der Artaban ruht auf Dir, der Geist der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Gespenst der Zwietracht, des Hasses, der Rache, welches sich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeschlichen hat, ist Dir eben so fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hause fremd war. Du wirst es bannen, Du, mein Sohn, und meine Adelaide, Ihr Beide, meine Kinder! Eure starke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von

Gott, seit ich das Geheimniß Eurer stillen reinen Liebe errieth. Der Himmel selbst hat zu unser aller Glück diesen Keim in Eure jungen Herzen gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachsen und wir, Eure Eltern, werden am Abend unsers Lebens, nach hartem Kampf, in seinem Schatten ruhen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der gestrige Schrecken erschöpft; nimm hier aus meiner Hand zum Andenken an diese Stunde das Bild Deiner Adelaide; ich kann nicht mehr. Reise mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand, die ein unschätzbares Kleinod mir reichte, an mein Herz, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die so unverhofft mir hier entgegen kam, und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müssen scheiden, sprach ich, scheiden; ich konnte nichts anderes sagen noch denken; wir müssen scheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, die Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen.

Adelaide weinte sanft. Artaban! ich liebe Dich unaussprechlich, ewig, sprach sie; meiner Mutter Segen gibt mir in dieser schmerzlich=schönen Stunde das Recht, Dir dieses Geständniß zu wiederholen. Was auch Gott oder meine Eltern künftig über mich verhängen, Du bist der Mann meiner ersten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingerissen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachsucht uns vernichten? Unsre Mütter segnen unsern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit ist; laß einen stillen tief verborgenen Winkel der Erde uns aufsuchen, wo wir fern von der Tyrannei unserer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verschloß meine Lippen. — Schweig', o schweige, rief sie ängstlich, damit nicht unser böser Genius Dich höre und diese Worte vor Gottes Thron trage, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten. Artaban! laß uns, komme was da wolle, immer so denken und handeln, daß, wenn wir untergehen,

doch immer der Trost uns bleibe, eines bessern Geschickes werth gewesen zu seyn. Nur wenn Du dieß mir versprichst, kann ich gefaßten Muthes von Dir mich trennen; versprich es mir, es ist meine erste ernstliche Bitte an Dich, versprich es mir. Sie reichte die schöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels, schönes, heiliges Wesen, dort oben ist Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom süßen Leben scheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht seine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorne gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reisten noch einige Tage, ich zählte sie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich in einem engen, von hohen zackigen Felsen eingeschloßnem Thale, im schwarzen Schatten der Pinien und Cypressen, lag das alte Schloß vor mir, das mir zur Wohnung bestimmt war. Er gefiel mir wohl, der düstere

Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenstille lastet hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Tosen der Waldströme, die mit wildem Gebrüll sich schäumend von Fels zu Fels dem Abgrunde zustürzen, unterbricht das ewige Schweigen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über streifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Brust, das wie ein schützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, so schrieb ich an sie, was sie nimmer, ach nimmer lesen sollte. So ging mein Leben seinen stillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Trostlosigkeit kaum den Wechsel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter schrieb mir: alle unsere Verwandten hätten sich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Lussan zu versöhnen; sie hoffe, es werde ihrem gemeinschaftlichen Bemühen gelingen, sie bat mich, still und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war still wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei diesem rastlosen Kampf in meinem Innern, bei dieser glühenden Ungeduld, bei diesem ewi-

gen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte stand, kam ich von nun an von der Straße nicht fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entscheidung meines Geschickes an mich abzusenden versprach. Rastlos erstieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde trostlose Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, sagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertrösten; so vergingen mir viele Wochen, jede derselben dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus.

Endlich sah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte seine Schritte; doch um die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegenzugehen. Ich war sogar einen Augenblick kindisch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich so lange rastlos umhergetrieben hatte, verwandelte sich jetzt

bei seinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl sagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt so widerstrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir scheiden werde, und ich hätte alles darum gegeben, sie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O mein vorahnendes Gemüth, wie weit warst du noch in deiner Besorglichkeit hinter dem zurückgeblieben, was meiner harrte. Meine Mutter schrieb mir: mein unversöhnlicher Vater habe alle Vorschläge unserer Verwandten unerbittlich von sich gewiesen. Um allen ferneren Verfolgungen in dieser Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung zwischen mir und einem Fräulein aus dem edeln Hause der von Foix beschlossen und eingeleitet. Er selbst folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieses zu verkünden; sie, meine Mutter, würde mit der mir bestimmten Braut und ihren Verwandten in den nächsten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung solle sogleich in dem Schlosse, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beschwor mich am Ende dieses

Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geschick mich zu ergeben, und meinen Vater in seiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zwecklosen Widerstand auf das Aeußerste zu bringen. Was nur immer bange Besorgniß für sie und mich, ihr Ueberredendes eingeben konnte, wandte sie an, mich zum Gehorsam zu bewegen; sie versicherte, was nur in ihrer Macht stand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben; meines Vaters Wille stehe unerschütterlich fest, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnsinn grenzende Thorheit.

Mit jenem scheinbar gefaßtem Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf und glaubte: mir sey wohler um das Herz, jetzt, da endlich alles entschieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte, in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müssen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieselte es mir durch Adern und Mark bei dem schneidend kalten, fast verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich schwei-

gend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er stand vor mir, gleich den Felsen um uns her, hoch und schroff und stolz und kalt, indem er sehr gemessen seine Befehle mir kund that, wörtlich so, wie meine Mutter es mir geschrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, setzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirst, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, so lange ich lebe, Beweise davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder fest und ernst als er selbst. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch schuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das strengste erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Euer Sohn, ich bin auch der des edeln Geschlechts der Artaban, wie Ihr selbst es seyd. Euren heutigen Befehlen Gehorsam leisten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unsers Hauses sich zu Schulden kommen lassen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der ersten Ge-

liebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beschließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre sie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich sogleich, noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verschulden hier in Eurem Schlosse widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelassen, so lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entstelltes Bild mit schonender Hand zu verschleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb schildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenschaft, der er zum Raube sich hingab, als er seine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterste Gewölbe des östlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben so unwürdig erklärte, sein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu sehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerstand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in diesem Augenblick eben so zum sichern Tod gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes dumpfes, noch

aus den Feudal-Zeiten stammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenster hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen schwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechsel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging schweigend; auch ich belästigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergessen, einen niedern Knecht zum Ungehorsam gegen seinen Herrn verleiten zu wollen.

Die ersten Tage meiner Gefangenschaft vergingen mir in dumpfer, an Betäubung grenzender Ruhe; mein Auge gewöhnte sich an die um mich herrschende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtseyn, für sie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art schmerzlicher Freude. Doch nach und nach regte sich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünsche stiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängstigte mich unbeschreiblich, ich fühlte mich mit Grausen wie in einem Grabe, abgeschieden von j dem Leben. Aller Jammer

eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt, und zeigte mir mein jetziges Elend, in seinem ganzen entsetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daseyns. Ach! auch sie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen versuchen. Bitten, Vorstellungen, alles was ein um sein Kind zagendes, banges Mutterherz nur ersinnen kann, hatte sie in diesem Schreiben zusammen gedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredsamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, sie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage steigenden Erbitterung meines Vaters, seines Zornes gegen mich, seines gränzenlosen Durstes nach Rache an den Feinden seines Hauses, die seinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen sie selbst an, indem mein Vater sie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er sie im Verdacht hielt mit mir einverstanden zu seyn, und mich in dem, was er meinen Eigensinn nannte, zu bestärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinet=

willen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeschreiblich; aber durfte, konnte ich sie von ihr wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geschick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelste der Frauen wirklich beglücken?

Ich sank wieder zurück in dumpfes Hinbrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längst aufgegeben die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräusch an meinem Fenster regte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott welch ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich „gelitten hast, ist mir jetzt offenbar,“ schrieb sie. „O Artaban! geliebtester, treuester, edelster aller „Menschen! Selbst was Dein großer Sinn mir „vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines „Vaters Zorn mir entdeckt; das Verbrennen jener „Documente, die den Untergang meines ganzen „Hauses herbeiführen sollten. Ich weiß auch, in „welchem Abgrund von Elend Du um diese That „jetzt schmachtest, und daß ich allein Dein Leben

„retten kann. Ich rette Dich, ich muß, ich „will, ich werde Dich befreien, und solltest Du „selbst mich darüber anklagen; das Bewußtseyn „meines eignen Elends sey dann mein Trost! „Nur mit dem Verluste meiner Freiheit kann ich „die Deine Dir erkaufen, nur wenn ich am Altar „meine Hand einem Andern reiche, wenn jede „Hoffnung einer glücklichern Zukunft uns auf „ewig schwindet, nur dann gibt der fürchter„liche Gebieter unseres Geschicks der Freiheit Dich „wieder; dieß ist sein laut erklärter, durch einen „Eid bekräftigter unabänderlicher Wille. So sey „es denn, ich weiß Dich im Kerker und habe „keinen andern Gedanken, ich denke nicht an „mein Leben, nicht an meinen innern Frieden, „ich denke Dein. In wenigen Tagen wird der „spanische Graf Ornano mein Gemahl. Ihn „habe ich unter mehreren, die um mich warben, „mir erwählt, denn ich weiß von ihm genug, um „an seiner Seite einem trostlosen Leben entgegen „zu sehen. Die arme Treue wenigstens war „Adelaide Dir schuldig, keinen zu wählen, mit „dem sie hoffen durfte leidlich durch die Welt zu „gehen. Ich halte sie Dir im vollsten Umfange,

„ich will nicht glücklicher seyn als Du es bist. „Ich weiß es wohl, um ganz Deiner werth zu „seyn, sollte ich Dir dieses verhehlen, ich sollte „den Muth haben Dir treulos zu scheinen, mein „Leben stumm zum Opfer für Dich darbringen „und schweigend verbluten. Auch wollte ich es, „dessen ist Gott mein Zeuge, doch die Ausführung „dieses Entschlusses überstieg meine Kraft, ich „konnte es nicht vollbringen. Der Trost, daß „Du noch liebend meiner denkst, muß in mein „Elend mich begleiten, wenn ich das Leben „tragen soll das mich erwartet. Künftig wird „die Pflicht mir gebieten, Dein zu vergessen; „nimmer, nimmer kann ich sie erfüllen, und mit „meinem innern Frieden ist es von nun an vorbei, „in ihm opfere ich Dir weit mehr als mein „Leben. Doch schone mein, dieses Einzige erflehe „ich noch von Dir, erschwere nicht den Kampf, „den ich von nun an unabläßig zu kämpfen habe; „aus Mitleid mit mir, suche nie, mir zu nahen, „dieses erbitte ich mir von Dir, als die letzte „Gabe, als den letzten Beweis Deiner Liebe. „Und nun lebe wohl für dieses ganze Erden„leben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe, „meine Freude, lebe wohl!“

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingestreckt gleich einem Todten, fand mein Kerkermeister mich am folgenden Morgen. Ich mochte schon lange so da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zustand erschreckte den sonst harten Mann, mehr noch mein an Wahnsinn gränzendes Erwachen, als es seinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er so lange Zeit sich zum blinden Werkzeuge des Willens seines Gebieters habe mißbrauchen lassen, den er jetzt selbst hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menschen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnsinn der Leidenschaft, half die Stimme dieses mir fremden, dieses verachteten, sogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtseyn. Ich gewann Besonnenheit genug diesen Ausbruch seiner Reue zu benutzen, und häufte Versprechungen auf Versprechungen, um

ihn zu bewegen, mich nur acht Tage ins Freie zu lassen; nach dieser Frist wollte ich mich willig wieder in meinem Kerker einstellen, das gelobte ich bei allem, was mir heilig ist. War es mein Gold was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor seinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in alles was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reise, und diese konnten erst in der folgenden Nacht herbeigeschafft werden.

Ich wollte nach Bourdeaux, wo Adelaide sich jetzt aufhielt, ich wollte sie bewegen ihren grausamen Vorsatz aufzugeben, oder sterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich sie sehen, was ich ihr sagen, was sie mir antworten würde. Meine zu den grausenvollsten Bildern aufgeregte Phantasie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangst der Gedanke, daß ich zu spät kommen könne; ich las den unseligen Brief wieder, und wieder, um jede Wahrscheinlichkeit dessen was geschehen könne, der

Zeit, des Ortes, wo das grausamste Opfer gebracht werden sollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, saßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltsam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reisewagen, ich erkannte meine Mutter in demselben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erstarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es ist vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es ist vorbei, Adelaide ist — ich konnte das entsetzliche Wort nicht aussprechen; doch meine Mutter verstand mich wohl, das sagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters Dir deine Freiheit wieder zu geben, mein Sohn: erwiederte sie mit dem sanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne schwanden; was ferner mit mir geschah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen, lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesschlafe,

den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn sie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch so lange ich athmete, und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem sie mich beschwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung, zum furchtbarsten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langsamen Schritts, mich der Genesung zu nähern. O meine Mutter! wie schonend, mit welchem unbeschreiblichen Zartgefühl suchte sie mich nun wieder mit dem Leben auszusöhnen. Sie weinte mit mir, sie sprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Trost. Das Bild der Geliebten, und jenen unseligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab sie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn

sie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an sich genommen. Stundenlang versank ich in Betrachtung dieser einzigen geretteten Trümmer, aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und störte mich nicht. Späterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Gespräch zu ertragen, gestand sie mir, wie viel sie selbst zu der traurigen Entwickelung meines Geschicks beigetragen habe, und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht sie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe jemals gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war sie das Opfer der kalten Pflicht gewesen, früher der, die sie ihren Eltern, später der, die sie ihrem Gemahl schuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erst erweckt, ihr zusammengepreßtes Herz erwärmen dürfen.

Daher hatte sie sich nur der ängstlichen Besorgniß um meine Gesundheit hingegeben, die sie sich durch meine lange harte Gefangenschaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was sie that, indem sie auch

Adelaiden ihre gränzenlose Angst um mich mittheilte, und das edelste, geliebteste Wesen aufforderte sich selbst zu opfern, um nur mein Leben zu retten.

Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichsten Entschluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in seiner ganzen Größe begriffen, selbst meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückseliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Gestalt des schon alternden Ornano, sein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, seine Gemüthslosigkeit bei sehr beschränktem Geistesvermögen, machten die Wahl der schönen, von den ersten Jünglingen des Landes gesuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthsel; selbst ihre Eltern riethen ihr davon ab, und baten sie einem ihrer würdigeren Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter suchte bei einer gemeinschaftlichen Freundin in Bourdeaux sie zu sprechen, sie zu warnen und sie zu ermahnen für ihr eignes Glück besser Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht die Heldenmüthige von ihrem großen Entschlusse abzubringen.

Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau,

hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geschick mir an seiner Seite bevorsteht. Doch meine Wahl soll Ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben soll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einst erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano soll Sie und die Welt überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir selbst vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihren Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlassen kann, aber mein ahnendes Herz weissagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Genesung, an der Seite meiner Mutter; ich war still und weich, wie alle die nach schwerer Krankheit wieder zum Leben erstehen; es fehlte mir sogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu fassen, und meine Mutter glaubte mich getröstet, weil ich in meinen

Klagen nicht laut ward, um ihrer zu schonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu sehen, verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; sein Gemüth hatte sich ganz von mir abgewandt, seit er so hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erstorben, sogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht nur das kleinste Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und so mußte ich denn meine Mutter von mir scheiden sehen, und blieb zwischen meinen Felsen, in meiner düstern Waldeinsamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlassen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnsucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unserer frühesten Kindheit an, war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte gewesen. Als wir beide heran wuchsen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit seinem Fleiß zur Nacheiferung anzuspornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich späterhin auf meinen Reisen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloser Treue mir er-

geben, und ich lohnte ihm seine Liebe durch unbeschränktes Vertrauen. Willig hätte er sein Leben daran gesetzt, mich der Schwermuth zu entreißen, in die ich immer tiefer versank, als kein Tag erscheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnsucht, sie nur noch einmal zu sehen, nagte an meinem Leben, und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, rastlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte, und um jeden Preis ihr zu entrinnen beschloß. In der unscheinbarsten Verkleidung wollte ich nach Bourdeaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geschehen sollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren, und es nicht wagen mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläßiges Bitten, seine dringenden Vorstellungen, bewogen mich endlich dahin, von diesem Vorsatz in so fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte vorher auf Kundschaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunsch auf die mindest gefährliche Weise zu befriedigen. Er reiste ab, und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in

denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht ihn zu verfehlen mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abwesend sey, wieder zurückkehren sollte. Zuweilen stiegen die quälendsten Zweifel in mir auf, die ich mühsam bekämpfen mußte; so verging mir die Zeit in Angst, Sehnsucht und Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte sie nach Biskaja auf eines seiner Güter geführt, und so blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, sich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verschaffen, denn dieser wollte in seinem Schlosse bedeutende Veränderungen vornehmen lassen, und Lorenzo hatte sich von Jugend auf, nicht ganz unbedeutende Kenntnisse im Fache der Baukunst erworben, die er dereinst in meinem Dienste geltend zu machen hoffte. Während unseres Aufenthalts in Italien, hatte er späterhin jede Gelegenheit benutzt, um diese Kenntnisse zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem

Lande mit großer Lust, und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Versicherung, auf das schnellste wiederzukehren, vom Grafen geschieden; er hatte ihm auch versprochen einen Maler mitzubringen, der fähig sey, einen Saal mit seiner Kunst auszuschmücken. Ich sollte dieser Maler seyn, guter Gott! ich sollte sie sehen, sie hören, dieselbe Luft mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir schwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müssen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden gesehen. Wie hing mein Auge an seiner Gestalt, als er dieses mir berichtete! Ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde ihn anzusehen, mir war, als stünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete sogar von ihr erkannt worden zu seyn, denn sie erröthete bei seinem Anblick, und schien ihm seitdem sorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du sogar den Diener deines Freundes vermeiden mußtest, den Einzigen, der dessen Namen dir nennen konnte!

Nur selten hatte Lorenzo sie seitdem, und stets nur in der Ferne erblickt, denn sie führte ein sehr einsam-trübes Leben. Ornano liebte sie, wie Seinesgleichen lieben, mit rasender Wuth. Er bewies ihr diese Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eifersucht, sie Tag und Nacht bewachte und ihre Freiheit auf alle Weise beschränkte. Ganze Tage brachte sie einsam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den sie nie von sich ließ, war ihr steter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einst gegeben, und ihre Anhänglichkeit an das kleine Thierchen, rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenosse und Lorenzo beschrieb ihn mir als das vollkommenste Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeist umschwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geschick so viel er dieses vermochte, und besänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth gerathenden Tyrannen. Doch mußte er dabei sich sorgfältig davor hüten, nicht selbst der Gegenstand von dessen Eifersucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich seit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit mich zu geleiten, aber er beschwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben sogar, unerkannt in Ornano's Schlosse zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu lassen, ohne jemals zu suchen, sie zu sprechen. Er schilderte mir in den grellsten abschreckendsten Farben des Grafen Eifersucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbesonnenheit Adelaiden stürzen könne.

Ich hörte ihn gelassen an und versprach alles, was er wollte; das Glück, sie nur zu sehen, schien mir so überschwenglich groß, mir war, als sey es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reise.

Endlich war das Ziel erreicht; ich stand in meiner Verkleidung vor dem verabscheuten Räuber meiner Seligkeit und knirschte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieses ward mir um so leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, sondern sich mit seinen Aufträgen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schlosses, dessen Fenster nach dem Garten ausgingen, ward uns unsere gemeinschaftliche Woh-

nung angewiesen, und schon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufsicht über die Bauleute, und ich bestieg ein hohes Gerüst, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging sie eines Abends ganz allein an unserem Fenster vorüber, nur ihr kleiner Hund sprang lustig um sie her. Sie war bleich, nachläßig gekleidet, ihr liebes Auge schweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenstande zu haften. Laut weinend sank ich am Fenster auf meine Knie; so! so sie wiederzusehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich sie wieder zurückkehren hörte. Es war spät; dichte Dämmerung umschleierte mir die süße Gestalt, ich sah sie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich sie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienste. Ich stand während der Messe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, sie betete für mich, den Ferngeglaubten, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichsten auf Erden. Ich

wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufsteigen lassen zum Throne des Allerhöchsten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, sie war meine Heilige, nur sie konnte ich anrufen, und ach sie sah, sie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorner.

Don Gabriel besuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte sich weit freundlicher gegen mich, als ich es von ihm erwarten durfte. Sein geistreiches Gespräch, seine sehr schöne Gestalt, die anmuthige Würde seines Benehmens, hätten mir ihn lieb machen sollen, und doch war seine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach ich erkannte mich selbst und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich sehen und sprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte sie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus seinem dunkelstrahlenden Auge leuchtete dieselbe Flamme, die auch mich verzehrte, alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, der ewig, ewig meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben wird, trat Don Gabriel in

den Saal, in welchem ich arbeitete, und mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre süße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, fast wäre ich hinabgestürzt von dem Gerüste, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn diesen Saal sehen, sprach sie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das alles nicht erfreuen. Sie schlug das wunderschöne Auge zu mir auf, sie sah mich, sie erkannte mich, dieß sagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächsten Moment ergriff sie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn gestützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache sie schwindeln, sagte sie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich fast gewaltsam fort auf unser Zimmer. Zerrissen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr in flehendes Bitten eingekleidetes, strenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichens ihres Zornes? Halb wahnsinnig wollte ich jetzt mich selbst bereden, ich sey vergessen, Adelaidens Herz habe von mir sich gewendet; meine irren Gedanken schweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünschte in meinen Kerker

mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erst war mein Elend auf das höchste gestiegen, ich hatte in diesem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum ersten Male durchraste mich wilde Eifersucht, ich wünschte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachsamkeit, ihn mir selbst gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf, und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes beßres Selbst. Sey es denn, sprach ich zu meinem Freunde, konnte sie aufhören zu lieben, so will ich mich freuen, daß sie den Qualen entgangen ist, in denen ich mein Leben verzehre. Das Glück der Geliebten ist ächter reiner Liebe höchstes Ziel! Ich will fort; nie soll mein Anblick sie wieder aus ihrer Ruhe stören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr sagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird diesen Abschied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber ist das Leben diese letzte Gunst noch schuldig. Ich fordre sie; dann gehe ich, wohin Du willst Lorenzo, führe mich, ich will dann sanft seyn wie ein Kind, doch dieses Lebewohl muß mir noch werden.

Lorenzo bestärkte mich in dem Entschlusse das Schloß zu verlassen; zwar versuchte er zugleich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal sprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einsah, so versprach er mir dazu hülfreich zu seyn, um mich nur nicht länger in diesem gefährlichen Aufenthalt weilen zu lassen. Auf seinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schlosse nicht Aufmerksamkeit zu erregen, und ihm versprechen dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorsatze günstigen Augenblick zu erspähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd sah ich der Erfüllung meines letzten Wunsches auf Erden entgegen, das kleinste Geräusch erschreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu sehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang ersehnte Zeichen, ich eilte zu ihm hinunter, er flüsterte mir zu: Don Gabriel sey auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer, für viele Stunden mit seinen Verwaltern beschäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner selbst mir bewußt, stand ich im Vorsaal, ich sah Adelaiden eben im Be-

griff in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß sie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingesunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu sagen, ehe ich von Dir scheide. Ich gehe, ich sterbe fern von Dir, Du siehst mich nie nach dieser Stunde, Du hörst meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angst, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unseligste aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willst Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, o fliehe, suche mich nie wieder, eile, verlaß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, versprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht hassen willst, der geboren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu stören. Ich konnte nicht von ihr weichen, sie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen sinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, schäumend, rasend stand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit diesem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke warf ich mich zwischen

Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich sah in ihm nur Adelaidens Mörder, und stieß seinen eignen Dolch ihm tief in die Brust. Er sank bewußtlos zu Boden; seine durch das Geräusch unseres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, sie sahen den vom Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten sie mich, rissen mich mit sich fort, und schlossen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erst, in der Einsamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnsinn, und übersah mit Grausen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingerissen von meiner ungezähmten Leidenschaft, Adelaiden und mich gestürzt hatte. Wohin ich blickte, sah ich die Geliebte, wie ich zuletzt sie gesehen hatte, überströmt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar sträubte vor Grausen sich empor bei dem Gedanken, sie, die heilig Reine könne beschuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltsam nahm ich mich zusammen, um zu überlegen, was ich für sie thun könne, um ihre Unschuld vor Ge-

richt zu beweisen; ich nahm mir vor, nur für sie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlassen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erschreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauses wollte ich retten, alles Uebrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längst jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch festhalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete sich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Verhör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide sendet mich, Graf Artaban, sprach er mild aber ernst. Sie gab mir den ersten höchsten Beweis ihrer Achtung, indem sie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieses Vertrauens werth seyn; ich komme, um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis; wenn Rettung möglich ist, setzte er seufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unschuld mit dem heiligsten Eide bezeu-

gen und dann sterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz sprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig seyn, das hoffe ich mit Zuversicht. Ich sterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder lebt, seine Wunde ist tief, aber nicht tödtlich. Das erste Zeichen seines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, seine Gemahlin auf das strengste zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weise in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann sie nicht retten, wohl aber sie in Verzweiflung sterben lassen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und was wird aus ihr, wenn mir der arme Trost geraubt wird, für sie zu sterben! rief ich verzweifelnd. Ich soll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich sie mit mir hinabriß, ich soll sie in dieser zurücklassen, und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um

Adelaidens, willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, setzte er sehr bewegt hinzu, auch ich bete diese Heilige an, ich liebe sie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Wesens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieses Geständniß muß Euch über ihr Schicksal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den sie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erscheinen hat mir den letzten Trost geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den süßen Wahn, die Himmlische sey für irdische Liebe nicht geboren. Euch liebte sie! o wie konntet Ihr Euch an diesem Bewußtseyn nicht genügen lassen! Kommt, o kommt, rettet Euch und vielleicht auch sie!

Entzweit mit mir selbst, erdrückt von der Seelengröße dieses edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schlosse war alles still; als wir außer dem Bezirk desselben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Klosters, in welchem er mir hieß mich zu verbergen, bis die Nachforschungen vorüber seyn würden, die er selbst meinetwegen würde anstellen müssen. Dann schied er von mir

und ich blieb allein. Die Nacht war düster, doch finsterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entschließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlassen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloster mich zu. Mit grauendem Morgen stand ich an der Pforte desselben, und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, sogleich zum Prior geführt; doch indem ich diesem das Schreiben überreichte, sank ich ohnmächtig zu Boden, und er sah mit Entsetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergessen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte; sie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den physischen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Klosters fand sie sehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängstende Fieberbilder umschwirrten mich, wenn ich schlief; wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich sterben zu lassen.

Wochenlang fesselte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige

Stunden später als ich im Kloster angelangt. Sein und des Priors Pflege, Beider tröstliches Zureden, trugen unbeschreiblich viel zu meiner Wiederherstellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schlosse. Ornano lebte, doch erholte er sich nur langsam. Adelaide war augenscheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber sie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte seiner mit der hingebendsten Aufopferung ihrer eignen Gesundheit. Don Gabriel verließ sie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall suchen, nur nicht in dem Kloster, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken versunken, lag ich einst um Mitternacht schlaflos auf meinem Lager; Lorenzo schlief neben mir sanft und fest, denn meine Gesundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düsterer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete ver-

sammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angst ergriff mich bei dem Tone; leise, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leise öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huschte ein Layenbruder eilend an mir vorüber. Wer ist es? wer stirbt? fragte ich.

Die Väter eilen in's Chor, um für die scheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnsinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde, mein Blut sprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zusah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich in's Leben zurück. Fast kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangenes Leben durch, und sah schaudernd, wie zerstörend es überall in Adelaidens Daseyn eingetreten sey. Ohne mich Unseligen wären ihre Tage sanft und friedlich dahingeflossen, dieses konnte ich mir nicht verhehlen. Ich übersah meine Schuld und saß kalt über mir selbst zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, sprach ich, und ich, den sie grenzenlos liebte,

ich grub es ihr. Meine wilde, ungezähmte Leidenschaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem schweren übermenschlichen Opfer, das sie brachte, um mich von dem Untergange meines irdischen Daseyns zu retten. Ruhe sanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, aus diesem Jammer zu scheiden. Büßen will ich auf Erden meine schwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, zu dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, seliger Engel, jetzt thronst, über irdische Schmerzen erhoben!

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer ich sey, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ sich endlich erbitten, meinen letzten Wunsch zu erfüllen, das Klostergelübde mich ablegen zu lassen, und mir eine, mitten im Walde gelegene Einsiedelei einzuräumen, die zum Kloster gehörte, und seit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letzten Mal gesehen. Schweigend trat er in meine Zelle, schweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet sie! O sagt mir alles von ihr! sprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte sie, glühend, innig, treu! und sagte es ihr nie. Schon auf Erden war sie meine Heilige, wie sie jetzt im Himmel es ist, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange sie unter uns weilte, lebte ich von ihrem Anschauen; sie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmlisch, um irdische Wünsche zu entflammen. Ich wollte auch sie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im stolzen Bewußtseyn ihrer Unschuld bestand sie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls standhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenstände um sich her zu erkennen, verbannte er sie aus seinem Gesichte. Nach wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und sichtbar zu schwinden — treu habe ich über sie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwiesen ist nichts! — und doch! — der Grausame versagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Trost, ihn zu sehen, und in seiner Gegen-

wart, durch einen heiligen Eid, ihre Unschuld am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder sein Antlitz schauen, nie jenes unselige Schloß betreten, in welchem sie lebte und litt. Meine Liebe sank nicht mit ihr in's Grab, ihr Tod fachte sie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben diese Flamme zu löschen!

Glücklicher! Beneidenswerther! Du reine Seele darfst vom Leben scheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm nach, als er auf ewig von mir schied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, sehe ich einen Tag nach dem andern mir schwinden, und harre geduldig, bis Gott selbst spricht: es ist genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entsagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenlosen, der, fern von aller menschlichen Gesellschaft in der strengsten Abgeschiedenheit hauset und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wissen will. Was

ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloster aus an einen bestimmten Ort hingestellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloster sein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch sein Daseyn habe ich zerstört, und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treuesten Freundes zu schauen und seine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier ist: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.



